

Lothar Baus

Goethes und Uranias Sohn – Ludwig Tieck
Das Desaster der Germanistik

Copyright © by ASCLEPIOS EDITION - Lothar Baus
www.asclepiosedition.de

Lothar Baus

Goethes und Uranias Sohn -

L u d w i g T i e c k

* ca 10. März 1773
[* offiziell am 31. Mai 1773]
+ am 28. April 1853

Das Desaster der Germanistik

V. erweiterte Auflage

ASCLEPIOS EDITION

ISBN 978-3-935288-42-2

>Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen< von Wilhelm Bode, Nr. 1961, G. Ticknors Tagebuch - Weimar, 28. Oktober 1816:

„Professor Riemer [...] unterhielt uns über eine Stunde, indem er uns Goethes Lebensweise, Eigenheiten usw. beschrieb [...] Professor Riemer lebte neun Jahre in Goethes Hause [...] Er sagte, daß Goethe ein viel größerer Mann sei, als die Welt je wissen würde, weil er jederzeit Anregung und Reibung braucht, um zur Höchstleistung zu gelangen. [...] Er [Goethe] hat noch viel Handschriftliches [d. h. unveröffentlichte Werke], das nie veröffentlicht wurde, und trägt vieles im Kopfe mit sich herum, das noch nicht auf das Papier kam. Er schreibt immer durch einen Schreiber, dem er nach Notizen auf kleinen Zetteln diktiert, während er in seinem Zimmer auf und ab geht ...“

>Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen< von Wilhelm Bode, Nr. 2059, Charlotte von Stein an Knebel - Weimar, 16. Oktober 1819:

„Von Goethe wurde mir gestern ein tour de force erzählt, das beinahe unglaublich ist ... Er habe sich ein paarmal über die Stirne gefahren, die Hände gerieben, in der Stube auf und ab gegangen und so von 4 Uhr nachmittags bis abends um 10 Uhr eine ganze Tragödie von fünf Akten seinem Schreiber aus dem Kopf fertig diktiert.“

Brief von A. W. Schlegel an Ludwig Tieck - Jena, den 11ten Dezember [1797]:

„In dem >blonden Ekbert< fand ich [Schlegel] ganz die Erzählweise Goethes in seinem >Märchen<, im >Wilhelm Meister< u.s.w. ... Man hätte mich mit einigen davon täuschen können, sie wären von Goethe. ... Den >Lovell< lese ich mit großem Interesse, doch scheint mir von ihm bis zu einigen der >Volksmärchen< noch ein großer Schritt zu sein. Im >Berneck< und der >schönen Magelone< finde ich noch einige Erinnerungen an die frühere Manier. Jener hat mich überhaupt am wenigsten befriedigt. In der >Magelone< wurde mir die Schwierigkeit sichtbar, schwärmerische Regungen der Liebe in einem alten Kostüm ohne moderne Einmischungen darzustellen. Doch sind die Lieder allerliebste, auch einige Stellen der Erzählung, z. B. den >Traum< S[eite] 185, 186 könnte Goethe eben so geschrieben haben...“

Brief von Dorothea Schlegel: *„wem ich aber vorzüglich einen Knuff gönnte, das ist der weimarische Saturnus [alias Wolfgang Goethe], der so gegen sein eigen Fleisch wütet.“*

Aus den >Nachwachen< von [des] Bonaventura, alias Johann Wolfgang Goethe<, Seite 15: *„Gibt es doch auch Dichter ohne Beruf, durch den bloßen Ruf.“*

Und Seite 213: *„Denken Sie hier an Beispiele [für die Seelenwanderung]: Göthe, der den Hans Sachs, die Romantiker und Griechen [Klassiker] in sich vereinigt, ist ein so guter Esser als [ein] Dichter, und hat wahrscheinlich diese Geister vorweggespeiset ...“*

Copyright © by ASCLEPIOS EDITION - Lothar Baus

D-66424 Homburg/Saar

Alle Rechte der Verbreitung, insbesondere des auszugsweisen Nachdrucks, der Verbreitung durch Film, Funk und Fernsehen, fotomechanische Wiedergabe, Tonträger jeder Art, auch durch Einspeicherung und Rückgewinnung in Datenverarbeitungsanlagen aller Art, sind vorbehalten.

Printed in Germany 2016

V. überarbeitete und erweiterte Auflage

ASCLEPIOS EDITION

ISBN 978-3-935288-42-2



Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck

Copyright © by ASCLEPIOS EDITION - Lothar Baus
www.asclepiosedition.de

Inhalt

Vorwort	Seite 9
Verlauf meiner Goethe-Entdeckungen	Seite 12
Einige Gründe für die systematische Verfälschung	Seite 16
Ludwig Tiecks Jugendzeit	Seite 21
Unbekannte Briefe Goethes an Ludwig Tieck	Seite 32
Die Pfingstreise von 1793	Seite 65
Wer ist der Verfasser: Tieck oder Goethe?	Seite 82
Indizien im >Peter Lebrecht<	Seite 88
Interessante Auszüge aus dem >Peter Lebrecht<	Seite 92
Indizien im >William Lovell<	Seite 100
Interessante Auszüge aus dem >William Lovell<	Seite 108
Weitere Indizien	Seite 125
Ludwig Tiecks wahres Verhältnis zu Sophie Tieck	Seite 128
Skandaljahre der Frühromantik	Seite 139
Goethes natürliche Tochter, nicht seine >Natürliche Tochter<	Seite 172
Artikel von Joseph Görres im >Morgenblatt<	Seite 174
Weitere Indizien	Seite 192
Ludwig Tieck im Urteil der Literaturkritik	Seite 198
Unabweisbare Indizienbeweise	Seite 216
Biographische Daten	Seite 218
Goethesche Idiotismen und Stileigentümlichkeiten	Seite 225
Abbildungen	Seite 249
Bibliographie-Nachweis	Seite 261

Copyright © by ASCLEPIOS EDITION - Lothar Baus
www.asclepiosedition.de

Vorwort

Dieses Sachbuch ist die Auflösung eines grandiosen literarischen Betrugs. Nicht nur Vater und Sohn, Wolfgang Goethe und Ludwig Tieck, machten sich des Kunstbetrugs schuldig, der aus menschlichen Gründen noch entschuldbar wäre, vor allem das preußische Königshaus ist der Hauptschuldige an dem „Desaster der Germanistik“, speziell der „sogenannten“ Klassik und Romantik. Dieses Buch stellt fast sogar die Germanistik als Wissenschaft in Frage, denn sie wurde bis heute, so meine Überzeugung, wie die Theologie, als „Glaubenssache“ mit Dogmen und überkommenen „Auslegungstraditionen“ betrieben, aber nicht als Wissenschaft.

Jeder Mensch ist ein einmaliges und unverwechselbares Individuum. Bei einem Dichter, der ein noch komplexeres Wesen darstellt, ist dies noch hundertmal ausgeprägter und deutlicher zu erkennen. Das heißt also, es gab niemals (und wird's auch niemals geben), daß zwei Dichter das Gleiche gedacht, gefühlt, geliebt und geschrieben haben, außerdem die gleiche Lebensphilosophie besaßen und sogar noch in ihren Werken die gleichen Stileigenarten, ja sogar noch die selben Interpunktions- und Orthographiefehler aufweisen. Die Germanistik hat dies aber bis heute offensichtlich für möglich gehalten. Die Werke Wolfgang Goethes und die (angeblichen) Werke Ludwig Tiecks weisen nämlich diese oben genannten Merkmale in augenfälligster Weise auf. Die Beiden wandten natürlich einige „Kunstgriffe“ an, um zu verhindern, daß erkannt werden würde, der Vater (Wolfgang Goethe) habe seinem (unehelich gezeugten) Sohn Werke „geschenkt“. Ludwig Tieck redigierte z. B. in späteren Jahren die Werke seines Vaters, um (fast) alles daraus zu tilgen, was sich in Bezug auf den wahren Verfasser - Wolfgang Goethe - früher oder später verräterisch ausgewirkt haben könnte. Jedoch bei bereits gedruckten Werken, die Goethe in den Jahren von ca 1795 bis ca 1804 zuerst anonym oder pseudonym veröffentlichte, bevor sie als angebliche Jugendwerke Ludwig Tiecks ausgegeben wurden, war dies nicht mehr möglich. So besitzen wir also in den Erstauflagen und in den angeblichen Jugendwerken Ludwig Tiecks die meisten verräterischen „Fingerabdrücke“ des wahren Verfassers: Wolfgang Goethe.

Goethe versuchte verständlicherweise alles, um seine Lebensgeheimnisse vor dem breiten Publikum zu verbergen. Aber er mußte dem Sohn, Ludwig Tieck, zu einer Existenz verhelfen. Das Brotstudium lag Tieck nicht, zum Staatsdienst eignete er sich anscheinend auch nicht, die notwendigen geistigen Voraussetzungen waren in einer Handwerkerfamilie, in der er aufwuchs, leider nicht gegeben. So blieb nichts anderes übrig, als Ludwig Tieck eine „intellektuelle Scheinexistenz“ zu verschaffen: Goethe „machte“ ihn zu einem - Dichter. Die meisten, wenn nicht sogar alle Jugendwerke und auch noch viele spätere Werke sind aber nicht von Ludwig Tieck geschrieben worden, sondern von seinem Vater: Wolfgang Goethe. Ludwig Tieck war möglicherweise gar kein Schriftsteller, zumindest nicht der überragende Dichter (der „König der Romantik“), als der er heute noch gilt, sondern er hat in den Fällen, die ich bisher untersucht habe, nur die Werke seines Vaters, Wolfgang Goethe, mehr oder weniger gründlich redigiert.

Der höhere preußische Staatsapparat, speziell die Zensurbehörde, und natürlich das preußische Königshaus, wußten von Ludwig Tiecks wirklicher Abkunft. Sie verhinderten, daß die Wahrheit über Vater und Sohn an die Öffentlichkeit gelangen konnte.

Ludwig Tieck ist als Dichter stark, wenn nicht sogar gänzlich anzuzweifeln. Das Zweiklassensystem, genauer gesagt, der preußische Militarismus, war an einer Aufdeckung der Lebensgeheimnisse Goethes und des größten Betrugs in der deutschen Literaturgeschichte nicht interessiert.

Dieses Buch ist nicht zuletzt auch ein Beweis dafür, daß ein geist- und menschenverachtendes Zweiklassensystem kein Bewahrer oder gar Förderer von kulturellen Werten sein kann, sondern nur ein Kulturverfälscher. Echte Kultur kann nur in einem menschenwürdigen und freiheitlichen System, eben in einer Demokratie, bewahrt und gefördert werden.

Zu meiner eigenen Verwunderung habe ich festgestellt, daß der „Fall“ Goethe-Tieck gar kein Einzelfall in der europäischen Literaturgeschichte ist. Gerhard Söhn, der Verfasser des Büchleins >Literaten hinter Masken<, schreibt: „*Ohne Zweifel ist Shakespeares*

Pseudonymität neben der Homers die bemerkenswerteste der Weltliteratur. Jedenfalls ist reichlich Anlaß gegeben, sie in Erwägung zu ziehen, da über das literarische Schaffen dieses unvergleichlichen Dramatikers und Dichters so gut wie keine seine Urheberschaft beweisenden Zeugnisse auf die Gegenwart überkommen sind.

... So erklärt der französische Shakespeare-Biograph Jean Paris: >Es gibt Dichter, die größer sind als Shakespeare; es gibt keinen, der größere Rätsel aufgibt.< ... Die Zweifel an der Identität Shakespeares gehen auf die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück, fanden einen größeren Widerhall aber erst in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, um dann vor allem in dem Werk des amerikanischen Rechtsgelehrten und Shakespeare-Kenners Appleton Morgan eine zusammenfassende Darstellung zu finden. Morgan schreibt:

>Die siebenunddreißig Dramen, welche man Shakespeare zuschreibt, sind ein Phänomen, nicht allein in der englischen Literatur, sondern in der ganzen menschlichen Erfahrung.< Und an anderer Stelle: >Die unablässigen Forschungen zweier Jahrhunderte sind nur im Stande gewesen, ihre Urheberschaft, die von Anfang an in Dunkel gehüllt war, einer Lücke in dem Leben eines wunderlichen Landburschen Namens William Shakespeare beizumessen, der blutarm und von den Häschern verfolgt aus seiner Geburtsstadt floh und nach einer Reihe von Jahren als ein angesehener Mann mit einem Wappen und einem Vermögen dorthin zurückkehrte.< Weiter führt er aus: >Allein dem geschichtlichen Mann [William Shakespeare] die lebendigen Dramen zuzuschreiben, erheischt nach unserem Dafürhalten entweder eine hartnäckige Leichtgläubigkeit oder eine Unbefangenheit, welche beinahe physische Blindheit ist. ... Wenn wir daher nicht an Shakespeares Autorschaft der ihm zugeschriebenen großen Werke glauben, so geschieht dies durchaus nicht weil wir so wenig von dem Menschen Shakespeare wissen, sondern weil wir so viel von ihm wissen.<

Gerhard Söhn fährt fort: „Darüber hinaus trug man dem Umstand Rechnung, daß die angenommene Pseudonymität doch in irgendeiner Weise durchschaubar sein müßte, wie das bei einer Vielzahl klassischer Pseudonymitäten (Rabelais, Fischart, Grimmelshausen u.a.) der Fall ist.

Alle diese Voraussetzungen glaubte man schließlich, mannigfach bei Francis Bacon gefunden zu haben. Auf seine Person konzentrierte sich letztlich die Aufmerksamkeit der Shakespeare-Interpreten und -Biographen. Tatsächlich war der 1561 in London geborene (man unterstellt sogar, als Sohn der damaligen Königin Elisabeth) und 1626 in Highgate verstorbene (auch um den Tod gibt es Mysterien) Francis Bacon ... einer der bemerkenswertesten Geister jener Zeit.

... Bacon gilt als Begründer der englischen Renaissance-Philosophie, des Empirismus und Utilitarismus. Seine Philosophie trug er in gepflegter dichterischer Prosa vor, seine Gedanken verstand er, in einer bilderreichen Sprache zu formulieren.“¹

In der französischen Literaturgeschichte gibt es einen ähnlichen Fall. Gerhard Söhn berichtet über das mysteriöse Verhältnis zwischen Corneille und Poquelin, alias Molière, folgendes: „Nicht Molière, so schrieb der französische Schriftsteller Henry Poulaille, sondern dessen Zeitgenosse, der Tragödien-Dichter Pierre Corneille, sei der wirkliche Schöpfer der meisten Theaterstücke, die Molière zugeschrieben würden ... Die Frage, wie der herumreisende Schauspieler Poquelin, der sich später Molière nannte, zu der Begabung gekommen sein mochte, die bedeutendsten Komödien der französischen Literatur zu schaffen, reizte dazu, die Autorschaft dieser Werke anderen Dramatikern zuzuschreiben

...

... Die in jüngster Zeit vor allem von Poulaille vertretene These, daß ein Großteil der Molière-Stücke von Corneille stamme, stützt sich auf verschiedene Argumente. Einmal auf die Tatsache, daß es außer zwei Unterschriften (übrigens ähnlich wie bei Shakespeare) keine handschriftlichen Dokumente Molières gibt, vor allem aber auf das historisch belegte

¹ In jüngerer Zeit konzentriert sich die Shakespeare-Forschung mehr auf Edward de Vere, 17. Earl of Oxford als Verfasser der Werke, die uns unter dem Namen Shakespeares bekannt sind. Siehe Wikipedia und Kurt Kreiler, >Der Mann, der Shakespeare erfand: Edward de Vere<, Frankfurt am Main 2009.

Faktum, daß Corneille - der schon etliche Jahre vor Molière als Tragödien-, aber auch als Komödiendichter einen Namen hatte - im Auftrag Molières den Text zur Tragikomödie >Psyché< geschrieben hat. >Psyché< aber sei im gleichen Stil gehalten wie die übrigen Molière-Stücke, stellt Poulaille fest. Ebenso wird als Beweis für die Tatsache eines Kontraktes zwischen Corneille und Molière das Auftreten des reisenden Schauspielers Molière in Corneilles Heimatstadt Rouen gewertet ...“

Ich habe nun bei den drei strittigen Fällen (Goethe-Tieck, Corneille-Poquelin, alias Molière, Lord Bacon-Shakespeare) eine bemerkenswerte Parallele gefunden: immer ist es der Ältere, von dem man überzeugt ist, daß nur er die geistigen Voraussetzungen gehabt habe, um die Werke schreiben zu können. Bei Goethe ist dies, meiner Überzeugung nach, am deutlichsten zu erkennen; das zeigen meine Analogismen in Stileigenarten, Orthographie, besonders aber in den Analogismen auf Zeitgenossen des Verfassers und auf tatsächliche Begebenheiten, die ich am deutlichsten in den Werken >Nachtwachen<, >Peter Lebrecht< und >William Lovell< gefunden habe.

Auf die letztendliche Frage, warum die drei älteren Herren den jüngeren ihre Werke „geschenkt“ oder sonstwie „vermacht“ haben, auf diese wichtige Frage gibt es wohl auch eine ganz einfache und logische Antwort: die älteren Herren waren die Erzeuger der jüngeren. Corneille war möglicherweise der Erzeuger Poquelins, alias Molières, allerdings wäre er dann bereits mit 16 Jahren Vater geworden, was physisch aber keine Unmöglichkeit ist; Lord Bacon wäre der Erzeuger William Shakespeares gewesen, wie ich felsenfest davon überzeugt bin, daß Ludwig Tieck der Sohn Wolfgang Goethes und der Urania ist. Die Väter wollten ihren (vom Schicksal benachteiligten) und wahrscheinlich unehelich gezeugten Söhnen zu einer „intellektuellen Scheinexistenz“ und natürlich zu Einkünften verhelfen. Poquelin, alias Molière, und William Shakespeare waren beide nachweislich „nur“ Schauspieler (abwertend auch „Komödianten“ genannt) gewesen. Ludwig Tieck war, so meine These, von Berufs wegen hauptsächlich Vorleser der Werke seines Vaters und nach Clemens Brentano „der größte Schauspieler, der je die Bühne nicht betreten hat“.

„Die Zweifel an der Identität Shakespeares gehen auf die Mitte des 18. Jahrhunderts zurück“, schreibt Gerhard Söhn. Das bedeutet, auch Goethe muß davon gewußt haben. Ein starkes Indiz dafür sind seine Bacon-Studien, von denen auch Johannes Falk berichtet. Goethe hat sich aber meines Wissens niemals öffentlich dahingehend geäußert, daß es Zweifel an der Verfasserschaft des William Shakespeare gibt. Höchstwahrscheinlich deshalb nicht, um keine Diskussionen und Nachforschungen anzuregen, die sich zuletzt auch auf seinen Werkschatz gerichtet hätten. Goethe wollte nicht die mühsam aufgebaute „intellektuelle Scheinexistenz“ seines Sohnes gefährden. Außerdem hatte Goethe höchstwahrscheinlich einen grandiosen Plan: Er wollte mit aller Macht, sogar unter Anwendung einer verschärften Presse-Zensur (Goethe bezeichnete es als eine „Presse-Zensur-Diktatur“) erreichen, daß in ein- oder zweihundert Jahren auch über ihn und Ludwig Tieck einmal ein ähnlicher Mythos entstehen würde, wie zwischen Lord Bacon und dem Schauspieler William Shakespeare oder wie zwischen Pierre Corneille und dem Schauspieler Poquelin, alias Molière.

Eine Überlegung, die für Bacon, Goethe und evtl. auch für Corneille als die wahren Verfasser (der angeblichen Werke ihrer - bislang unbekannt - Söhne) spricht, ist diese: man muß sehr hoch gezeugt und im selben Augenblick sehr tief gefallen sein, um mit den „geheiligten (theistischen) Werten der Christenheit“ seinen literarischen und/oder theatralischen Schabernack treiben zu können.

Außerdem habe ich weitere Indizien für meine These gefunden, daß die im Kindbett verstorbene Geliebte, Henriette Alexandrine von Roussillon, Urania genannt, Goethes „Musengöttin“ im wahrsten Sinne des Wortes gewesen ist. Das Verfassen von schöngeistigen Werken war bei Goethe zu einer Art von un- oder halbbewußter dauernder Rechtfertigung geworden, warum er nach dem Tode der Geliebten keinen Selbstmord beging.

Verlauf meiner Goethe-Entdeckungen

Eigentlich wollte ich im Jahr 1983 einen historischen Roman über Goethes erstes Weimarer Jahrzehnt (1776 - 1786) und sein Verhältnis zu Charlotte von Stein schreiben. >Die wilden Weimarer Jahre< ist mir noch als Arbeitstitel Erinnerungswürdig. Da es natürlich ein historischer Roman sein sollte, wie mein Jugendroman >Olaf Tryggvissón - Der König der Wikinger<, mußte ich ein intensives Quellenstudium betreiben.

Die Stadtbücherei Homburg/Saar war meine erste Anlaufstelle. Da hier nur wenig und nur Allgemeinliteratur über Goethe zu finden war, gab ich die ersten Suchaufträge per Fernleihe auf. Später fuhr ich auch drei Jahre lang fast jeden Monat einmal nach Frankfurt ins Goethehaus, um mir aus der dortigen Bibliothek Bücher auszuleihen.

Die Arbeit an dem Goethe-Roman kam jedoch aus familiären Gründen bald ins Stocken, nicht jedoch das Quellenstudium, das dauerte weiter an. Mittlerweile habe ich eine gewiß beachtliche private Goethe-Bibliothek zusammengestellt.

Erst Anfang des Jahres 1987 nahm ich die Arbeit an dem Roman-Projekt wieder auf. Im März kaufte ich mir zufällig das Buch >Der Glaube der Dichter und Denker<, herausgegeben von Georg Hahn. Darin befindet sich ein kleiner Auszug aus dem Werk >Nachtwachen< von [des] Bonaventura. Die Verfasserangabe „Bonaventura“ ist jedoch ein Pseudonym. Ein paar Wochen später erwarb ich eine Faksimile-Ausgabe der >Nachtwachen<. Als ich das Büchlein zu Ende gelesen hatte, war ich überzeugt, daß kein Geringerer als Johann Wolfgang Goethe der Verfasser dieses satirischen und deswegen auch pseudonym veröffentlichten Werkchens war. Was darin steht, kann nur Goethe gewußt und gedacht haben.

Es genügt jedoch nicht, von irgendetwas innerlich überzeugt zu sein, sondern es müssen Beweise gefunden werden. Ich habe daher alles zu lesen versucht, was jemals über die Frage der Verfasserschaft an den >Nachtwachen< gerätselt und geschrieben wurde. Ich begann Indizienbeweise für Goethes Verfasserschaft zu sammeln und so entstand das Werk >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe - Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms<.

Im Herbst des Jahres 1987 begannen die Goethe-Entdeckungen sich im wahrsten Sinne des Wortes zu überschlagen, eine folgte auf die andere. Die Entdeckungen wollten gar nicht mehr abreißen.

Mein Gefühl, meine anfängliche Hypothese, daß Goethe in den >Nachtwachen< sein eigenes Leben beschrieben haben könnte, daß das Werk >Nachtwachen< sozusagen eine selbstkritische, satirische, ja sehr depressive Autobiographie Goethes sei, diese Hypothese stellte sich als richtig heraus und verhalf mir logischerweise und folgerichtig zu weiteren Entdeckungen.

Den ersten Hinweis, daß Charlotte von Stein ein männliches Kind mit Goethe zeugte, den späteren braunschweigischen Dichter und Theaterdirektor August Klingemann, erhielt ich aus den >Nachtwachen<. Siehe mein Buch >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<, II. Teil: >Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms<, III. Kapitel: Analogismen auf Zeitgenossen des Verfassers Goethe - August Klingemann.

Am 29. Dezember 1987 fand ich in Bad Pyrmont im Taufbuch der evangelischen Kirchengemeinde Ösdorf die erste Taufurkunde August Klingemanns. Die Ehebrecherin Charlotte von Stein kam am 14. Juli 1777 während eines angeblichen Kuraufenthalts mit einem männlichen Kind nieder, dessen Vater Goethe war. Durch einen glücklichen Umstand können wir die Zeugung dieses Kindes sogar auf ca 48 Stunden festlegen. Siehe mein Buch >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<.

Bei diesem Stand meiner Goethe-Forschung war mir klar, daß die sogenannte Goethe-Gesellschaft, die „unter dem Protectorate seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Weimar stand“, alles nur denkbar Mögliche getan hat, um die „Lebensgeheimnisse“ Goethes systematisch zu unterdrücken, ja alle schriftliche Beweise zu vernichten. Ich bin heute der Überzeugung, daß das Goethe- und Schillerarchiv in Weimar ein vollständig zensiertes Archiv ist, in dem fast nichts mehr über den wahren Goethe zu eruieren ist. Alles was ins Archiv kam, mußte zuerst einer schonungs- und pietätlosen Zensur unterworfen werden. Viele Goethebriefe sind z. B. nur noch in Abschriften

vorhanden. Was den Machthabern des Zweiklassensystems nicht gefiel oder suspekt war, wurde vernichtet.

Als ich das Buch >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein< beendet hatte, da ahnte oder wußte ich, daß noch vor Goethes Ankunft in Weimar eine entscheidende, weichenstellende Begebenheit in seinem Leben stattgefunden haben mußte. Die schönste und zugleich furchtbarste Entdeckung war die Liebestragödie des jungen Goethe mit der adeligen Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon. Goethe liebte das Hoffräulein Urania wirklich bis zum Wahnsinn und diese Liebe war für Goethe abwechselnd Himmel und Hölle auf Erden.

Im Jahre 1988 schrieb und forschte ich also an Goethes „Musengöttin“ Urania. Meine wichtigste Entdeckung war die Auffindung von Uranias Geburtsurkunde. Hiermit konnte ich beweisen, daß Goethes Geliebte keine alte Dame von annähernd fünfzig Jahren war, wie man bisher in der Goethe-Philologie glaubte, sondern Urania ist gleichaltrig mit Goethe. Beide sind im Januar 1745 geboren.

An Ostern 1989 lag mein erstes selbstverlegtes Goethe-Buch gedruckt vor: >Goethes Musengöttin Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon - Die Liebestragödie des jungen Goethe<.

Bis zur Buchmesse im Oktober des selben Jahres (1989) hatte ich außerdem vier weitere Bücher als klebegebundene Broschüren lieferbar:

>„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe -
Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms<

>Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<

>„Woldemar“ und „Allwill“ alias Wolfgang Goethe<
>„Petrarchische Oden“ und „Elegien - An meine Urania“ -
Liebeslieder Goethes für Henriette Alexandrine von Roussillon<

Wie ich das in der kurzen Zeit geschafft habe, trotz Familie und Beruf, ist mir heute selber ein Rätsel.

Von Ende 1989 bis Sommer 1990 schrieb ich das Buch >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck<. Im Verlaufe dieses überaus schwierigen Quellenstudiums, denn auch bei Ludwig Tieck wütete eine furchtbare staatliche Zensur, bekam ich Bettina Brentanos Buch >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde< in die Hände. Wiederum von der Hypothese ausgehend, daß Bettina von Goethes wirklicher Abkunft wußte, daß er tatsächlich der natürliche Sohn Kaiser Karls VII. war, begann mein Quellenstudium und meine Kirchenbuchforschung, suchte ich Beweise zu finden. Die Tatsache, daß Goethes angebliche Geburtsurkunde vom 29. August 1749 aus dem Kirchenbuch herausgerissen wurde, werte ich als ein Indiz, daß Goethe tatsächlich der Sohn Kaiser Karls VII. war. Möglicherweise stimmte irgendetwas nicht an diesem Eintrag, irgendetwas hätte die Andeutungen Bettinas bestätigen können, darum wurde der Kirchenbucheintrag entfernt, offizielle Version: angeblich von einem Souvenirjäger gestohlen. Der Frankfurter Goethe-Preis wird meiner Überzeugung nach nicht an Goethes Geburtstag verliehen, sondern am Geburts- und Todestag von Goethes (Halb-) Bruder, der auf den gleichen Namen getauft wurde, wodurch nach dessen Tode (das Kind lebte wohl nur ein paar Stunden) unser Dichter Wolfgang Goethe eine hieb- und stichfeste bürgerliche Legitimation erhielt.

Der zehnteilige Artikel von Joseph Görres im >Morgenblatt für gebildete Stände< bestätigt meine Thesen. Dieser Artikel ist der absolute Beweis für Goethes wirkliche Abkunft und beweist auch, daß Bettina Brentano von dem über 60-jährigen Goethe ein Kind bekam. Der Artikel bestätigt sogar viele meiner früheren Entdeckungen. Meine sechste Goethe-Sensation mit Titel >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der (natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?< schrieb ich im Winter des Jahres 89 / 90.

Ab Sommer des Jahres 1990 tippte ich dann die siebte Goethe-Sensation >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck< in meinen Computer. Das Buch war ab Herbst 1990 lieferbar, aus finanziellen Gründen wiederum nur als klebegebundene Broschüre.

Dies ist in wenigen Sätzen die Geschichte meiner sieben Goethe-Sachbücher.

Sozusagen die Grundvoraussetzung um Goethe als Verfasser der >Nachtwachen< erkennen zu können, war das eingehende Quellenstudium über Goethes erstes Weimarer Jahrzehnt. Damit kam die Lawine der Goethe-Entdeckungen ins Rollen, die bis heute noch nicht stehen geblieben ist.

Manche Leser werden sich fragen, wie es überhaupt möglich ist, nach einer über 200-jährigen Goethe-Philologie, noch solche sensationelle und auf den ersten Blick wohl schier unglaubliche Entdeckungen über Goethes Leben und Werkschatz machen zu können?

Die Zensurgesetze der Adelsherrschaft verhinderten, daß Goethes persönliche Lebensgeheimnisse gedruckt erschienen. Jedoch bei bereits gedruckten Werken, die vor den verschärften Zensurgesetzen, vor den Restaurationsgesetzen Metternichs, erschienen, war dies nicht mehr möglich. Meine Hauptquellen über den wirklichen Goethe sind nicht zuletzt Werke von Zeitgenossen Goethes, die uns in ihren belletristischen Werken die Augen über den wirklichen Menschen Goethe öffnen wollten. Und zwar setzt diese sozusagen „Goethe verfolgende Literatur“ nach Erscheinen der >Stella< ein, ein Schauspiel Goethes, das als ganz und gar sittenwidrig und moralverderblich verschrien war.

F. H. Jacobi machte den Anfang. Von Goethes Liebestragödie mit Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon, machte er unzweifelhaft in seinen Romanen >Woldemar< und >Allwill< dichterischen Gebrauch.

Jacobi war über diese Liebestragödie empört. So schrieb er im >Allwill< (ab Seite 87): „*verdammter zwiefacher Mensch! Unschuldiges, himmelaufsteigendes Blut Abels und mörderischer, flüchtiger Kain! Ja - aber auch gezeichnet mit dem Finger Gottes, daß kein Mensch Hand an Dich [Allwill, alias Goethe ist gemeint] zu legen wagt.*“

Goethe schrieb wohl daraufhin an Christian Kestner (Brief vom Juni 1773): „*Von mir sagen die Leute [die Jacobis?], der Fluch Cains läge auf mir. Keinen Bruder hab' ich erschlagen. Und ich denke, die Leute sind Narren ...*“

F. H. Jacobi gab Goethe die Schuld an Uranias Kindbettod.

Auf die Zeit nach Uranias Tod bezieht sich F. H. Jacobis Briefroman >Allwill<. Darin schrieb Jacobi einen Satz, der den jungen Goethe (den Stürmer und Dränger) meiner Überzeugung nach treffender charakterisiert als eine 200-jährige Goethe-Philologie auch nur annähernd vermochte (siehe mein Buch >„Woldemar“ und „Allwill“, alias Wolfgang Goethe<):

„*Clemenz [F. H. Jacobi meint sich selber oder seinen Bruder] nennt ihn [Allwill, alias Goethe] einen Besessenen, dem es fast in keinem Fall gestattet sei, willkürlich zu handeln...*“

Der nächste Schriftsteller, der einen Briefroman schrieb, um Goethe darin darzustellen, bzw. bloßzustellen, war Jakob Michael Reinhold Lenz. Er versuchte der Weimarer Hofgesellschaft mit dem Briefroman >Der Waldbruder< die Augen über den Epikureer Goethe zu öffnen. Deswegen wurde Lenz von Herzog Carl August, auf Betreiben Goethes, des weimarisches Landes verwiesen. Lesen Sie dazu mein Buch >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<.

Bettina Brentano, verh. von Arnim, wollte uns in ihrem Buch >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde< versteckt mitteilen, daß Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII. sei. Joseph Görres verstärkte diese Hinweise in seinem zehnteiligen Artikel über Goethe im >Morgenblatt für gebildete Stände<.

Nicht zuletzt war Goethe selber ein Autographomane, der den Stoff zu vielen seiner Werke aus seinem eigenen Leben nahm. Im >Werther<, im >Clavigo<, im Singspiel >Erwin und Elmire< und in dem Werk >Nachtwachen<, das Goethe unter dem Pseudonym „Bonaventura“ veröffentlichen ließ, hat er sich selber dargestellt. Dies brachte ja erst F. H. Jacobi auf die Idee, Goethes „Selbstdarstellungen“ zu berichtigen. Andere Menschen urteilen über die gleichen Begebenheiten eben mit anderen Augen. Das ist das Hauptproblem eines jeden Biographen und die Unzulänglichkeit einer jeden Biographie. Daher gibt es so viele Widersprüche, so viele konträre Meinungen in der Literaturforschung.

Das satirische Büchlein >Nachtwachen< ist geradezu eine Autobiographie Goethes;

und zwar eine hundertmal interessantere und vor allem aufrichtigere als >Dichtung und Wahrheit<.

Eine weitere Hauptstütze für meine Thesen und Entdeckungen, das ist Goethes außergewöhnliche Technik der schriftstellerischen Produktion. Goethe *diktier*te Schreibern seine Dichtwerke in die Feder. Auch bei der englischen Schriftstellerin Barbara Cartland finden wir diese ungemein effektive Art und Weise der dichterischen Produktion. Sie hat bereits über fünfhundert Romane auf diese Art „produziert“. Es ist daher keine Unmöglichkeit, wenn ich zu der Weimarer Sophienausgabe von Goethes Werken noch ein Großteil des angeblichen Oeuvres von Ludwig Tieck (Goethes und Uranias Sohn) hinzurechne; außerdem hat Goethe noch weitere Werke pseudonym oder völlig anonym veröffentlicht, von denen ich bisher mindestens zehn eindeutig als Werke Goethes identifiziert habe.

Das erste ist die satirische Erzählung >Nachtwachen von Bonaventura<.

Das zweite ist ein Lyrik-Band mit Liebesgedichten Goethes für Urania mit Titel

>Petrarchische Oden< und >Elegien an meine Minna (alias Urania)<

Das dritte Werk ist ein wunderschöner Altersroman Goethes, zum fünfzigsten Todesjahr Uranias erschienen, mit Titel

>Diana von Montesclaros<

Dieser Roman erschien ebenfalls unter dem Pseudonym Bonaventura.

Das vierte Goethe-Werk, das ich entdeckt habe, ist der Illuminaten-Roman

>Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers
der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande<.

Er erschien ohne Verfasserangabe zum zwanzigsten Todesjahr Uranias und ist im wahrsten Sinne des Wortes Goethes Rechtfertigung, warum er ein Illuminat und ein deutscher Voltaire wurde.

Weitere sensationelle Entdeckungen machten eine Überarbeitung des Buches >Der Illuminat und Stoiker Goethe< dringend erforderlich, wobei ich mich auch schweren Herzens zu einer Änderung des Buchtitels (jetziger Titel: >Wahrheit in der Dichtung Goethes<) entschlossen habe. Die drei bedeutendsten Werke, die Goethe seinem Sohn Ludwig Tieck sozusagen schenkte, sind die Erzählung

>Peter Lebrecht<

der umfangreiche Briefroman

>William Lovell<

und die Erzählung

>Die Reisenden<.

Die Erzählung >Die Reisenden< ist in Kapitel XIII meines Buches >Wahrheit in der Dichtung Goethes – Eine psychoanalytische Spurenlese mit vielen anonymen Werken Goethes<. vollständig wiedergegeben.

Ausschlaggebend für meine Umarbeitung war jedoch die Entdeckung der beiden folgenden Werke. Das halbphilosophische Werk

>Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers<

und das halbwissenschaftliche Werk

>Rhapsodien über die Anwendung der psychischen Kurmethode
auf Geisteszerrüttungen<.

Die bisher letzte Goethe – Sensation ist eine Folge der obigen

>Johann Wolfgang Goethe – Ein „genialer“ Syphilitiker<.

Goethe schrieb die >Rhapsodien< in dem klaren Bewusstsein, dass er in Folge der Syphilis der geistigen Umnachtung anheimfallen könnte. Sein Buch diente hauptsächlich dem Zweck, die katastrophalen Zustände in den Krankenhäusern seiner Zeit zu verbessern. Die psychisch Kranken wurden sogar in Zuchthäuser und Gefängnisse „abgeschoben“, weil die Ärzte sie aufgegeben hatten. Das Buch möchte den Ärzten viele wohlgemeinte Ratschläge erteilen, wie sie die anscheinend „unheilbar“ Wahnsinnigen mit einfachsten Methoden zu heilen, zumindest ihre Krankheit zu lindern und ihren Zustand zu bessern vermöchten. Goethe infizierte sich bereits viel früher, als Möbius und Prof. Freund dachten, an der Syphilis. Und zwar im Jahre 1764 im Zusammenhang mit seiner Liebestragödie mit dem „schönen Gretchen“.

Inzwischen habe ich sogar einen gedruckten Beweis gefunden. Ein Zeitgenosse Goethes – Karl August Böttiger – wusste von Goethes Syphilis. Er schrieb in seinem Buch >Literarische Zustände und Zeitgenossen<, neu herausgegeben von Klaus Gerlach und René Sternke, erschienen im Aufbau Verlag, Berlin 1968, Seite 67:

„Als ihm unser Rath Krause [der gebürtige Frankfurter und Maler Krause (1733-1806) ist gemeint] zuerst in Franfurth kennen lernte, schlotterte alles an ihm [Goethe], er trug ein großes Pflaster um den Hals, sah ekelhaft gelb [aus] im Gesicht, und hatte beinahe keine Haare mehr am Kopf. So sehr hatten ihn seine Kämpfe auf dem Schlachtfelde der Venus volgivaga zum Invaliden gemacht.“

Einige Gründe für die systematische Verfälschung Goethes

Nachdem Goethes Enkel gestorben waren, ich meine die offiziellen und legitimierten², fiel der literarische Nachlaß Goethes in den fünfziger Jahren des 19. Jahrhunderts an das weimarische Herzogshaus.

Unter dem „Protectorate“ seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs von Sachsen-Weimar wurde eine Goethe-Gesellschaft gegründet. Diese ersten Goethe-Philologen hatten den Auftrag vom Herzog von Weimar, den Freigeist und deutschen Voltaire Goethe (nach Friedrich Schlegel) in einen biedereren und konservativen Staatsbeamten mit künstlerischen Neigungen „umzuarbeiten“.

Aus rein kommerziellem Interesse, um Weimar zu einer deutschen Literaturstadt zu machen und dadurch Touristen ins Land zu ziehen, wurde alles ins Harmlose umgedeutet. Goethe, Schiller, Wieland, Jean Paul u. a. sind alle „steriele“ Figuren geworden, die nur noch wenig mit den einst lebenden Menschen gemein haben. Sie sollten das Volk eben nicht geistig anstecken. Mit dem ansteckenden Bazillus namens Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit durften die Untertanen des Zweiklassensystems möglichst wenig oder gar nicht infiziert werden.

Man kann Goethe wohl auf drei verschiedenen Arten begegnen: Die erste und häufigste ist die des Konsumenten seiner Werke, also die des gewöhnlichen Lesers.

Die zweithäufigste Art ist die Begegnung des Wissenschaftlers, des Germanisten, mit Goethe. Hier besteht allerdings das „handicap“, daß der Glaube an die Wissenschaft zu groß ist. Das bestehende, althergebrachte und ultrakonservative Klischee über Goethe darf nicht angezweifelt werden.

Die dritte Art der Begegnung mit Goethe ist die des Dichters mit dem Dichter Goethe. Das ist mein Fall gewesen. Ein Dichter sieht manches aus einer anderen Perspektive als ein Professor der Germanistik.

Von den alten Weimarer Goethe-Philologen wurde „seine Excellenz der Herr Staatsminister von Goethe“ herausgestellt und betont. Aber war Goethe mehr eine Beamten-Natur oder mehr ein Künstler-Natur? Für mich steht ohne Zweifel fest, daß Goethe durch und durch eine Künstler-Natur war und Zeit seines Lebens geblieben ist. Der Titel eines Staatsministers diente bereits Goethe selber zum Schutz, ja zur Abwehr jeglicher persönlicher Angriffe wegen seines skandalösen Privatlebens. Die späteren konservativen Goethe-Philologen stellten allemal den Staatsminister von Goethe in den Vordergrund. Siehe z. B. seine Affaire mit Bettina Brentano. Goethe blieb einzig und allein deswegen Zeit seines Lebens in dem kleinen „Provinznest“ Weimar, weil er hier unter dem Schutz des Herzogs, eines absolutistischen Monarchen, stand.

Der absolute Beweis für diese These ist Goethes Affaire mit Oken: Wir erinnern uns, Caroline Schelling nannte Professor Oken als einen der Teilnehmer an der geheimen Geburtstagsfeier Goethes am 28. Januar des Jahres 1809. Oken gehörte offensichtlich [anfangs] zu den Bewunderern und Verehrern Goethes. Dessen Farbtheorien und Knochenstudien schienen Goethe anfänglich gefallen zu haben. Später gerieten sie [nach H. H. Houben] „über die Priorität einer osteologischen Entdeckung - die Wirbeltheorie des

² Siehe am Ende des Buches >Goethes Frauen und Nachkommen<.

Schädels - in Zwist“. Die Bewunderung Professor Okens nahm ab und schlug möglicherweise ins Gegenteil um.

Das Herzogtum Sachsen-Weimar war bekanntlich der erste Feudalstaat, der es wagte, die Press(e)freiheit einzuführen. Offensichtlich war dies über Goethes Kopf hinweggeschehen. So gab es ein böses Erwachen, als Professor Oken in seiner Encyclopädischen Zeitschrift >Isis< ankündigte, er wolle einmal ausprobieren „ob wir wirklich Preßfreiheit haben oder ob sie durch literarische Privilegien und willkürliche Deutung und Ausdehnung derselben soll als Fratze verspottet werde“.

H. H. Houben berichtet weiter (ab Seite 112 seines Buches >Der polizeiwidrige Goethe<): „Und dann begann er (Prof. Oken) mit einer geharnischten Kritik der neuen Verfassung Sachsen-Weimars. Ein Aufsatz über dieses brenzliche Thema im 9. bis 11. Stück (der >Isis<) machte „die Regierung, vorzüglich das Ministerium, ja sogar den Adel in Weimar völlig wütend“, wie Oken am 22. Oktober an Brockhaus schrieb, und auch dem tapfern Großherzog wurde unbehaglich zumute. Er wies zwar jeden „Gewaltstreich“ von der Hand, beauftragte aber doch die Polizei mit einem Bericht, um „dem ersten Mißbrauch der Preßfreiheit, der Folgen halber, recht gründlich zu Leibe zu gehen“ und weiteren Ausschreitungen durch ein zu schaffendes Gesetz vorzubeugen. Sogar ein Ministerrat fand eigens der >Isis< wegen statt, denn Oken hatte zwar den „reinen Entschluß“ des Großherzogs, seinem Lande freiwillig eine Verfassung zu geben, anerkannt, aber das ganze Grundgesetz doch „völlig verfehlt“ genannt, da es außer der Preßfreiheit keine sonstigen Volksrechte, deren er dreiundzwanzig aufführte, gewähre. Da aber der Präsident des Staatsrats gerade verreist war, verzögerte sich die Sache. Karl August legte derweilen die Akten seinem Freund und (früheren) Minister von Goethe vor und bat um dessen Urteil ...“

Goethe schrieb daraufhin folgenden Brief an den Herzog (Quelle: WA IV.27, Brief Nr. 7.513):

Weimar, den 6. October 1816

... Manchem dürfte, bey Betrachtung der Acten, wünschenswerth däuchten, daß man sogleich bey'm Erscheinen der Ankündigung von Polizeiwegen das Blatt (die >Isis<) verboten hätte, wie denn dieser Behörde [der Polizei] ganz ohne Frage in einem solchen Falle aus eigener Autorität zu verfahren zusteht ... Da es aber nicht geschehen, sondern von gedachtem Blatte [der >Isis<] schon mehrere Nummern ausgegeben worden, so hat man dabei den traurigen Vortheil, zu sehen, wie ungehinderte Verwogenheit [Verwegenheit] täglich wächst und ihre gränzenlose Natur offenbart.

Beyliegende Acten enthalten die Blätter, welche künftigen Geschäftsmännern [gemeint sind: die zuständigen Polizeibeamten] nothwenig als ein Gräuel erscheinen müssen ... Ihre Vorschläge gehen dahin, man solle

1.) dem Herausgeber [Prof. Oken] seine Ungebühr mündlich oder schriftlich verweisen und ihn

2.) bedrohen, daß bey erneuerten Ausfällen auf einzelne Personen, oder ganze Stände, sein Blatt sogleich verboten werden solle.

Hierzu fügen sie [die „Geschäftsmänner“, alias die Polizei]

3.) den Vorschlag [hinzu], daß man den Fiscal [gemeint ist: das Finanzamt] gegen ihn aufregen [d. h. an den Hals hetzen] und auf dem Wege Rechtens den bisher Beleidigten Genugthuung verschaffen möge.

Hierüber meine Meinung zu eröffnen, finde ich mich in großer Verlegenheit; denn so bedeutend und kräftig auch diese Maaßregeln scheinen möchten, so bin ich doch genöthigt, auszusprechen, daß sie mir eher geeignet scheinen, das Übel zu vermehren, als demselben Einhalt zu tun. Ich will die mir vorschwebenden möglichen Folgen gedachter Schritte nicht verhehlen.

Ad 1. Citiert man den Herausgeber zu einem Vorhalt [gemeint ist: zu einer Anhörung] vor die Regierung und er [Prof. Oken] bleibt aus, wie soll man alsdann verfahren? Will man ihn durch Militär holen lassen, oder was sonst für eine Maaßregel ergreifen?

Wenn er nun aber erschiene und vor der Behörde eben so kühn und unverschämt spräche, wie er drucken läßt - (und ihm fehlt es nicht an Redegabe) - will man ihn dann auf die Hauptwache setzen, oder ihn triumphierend ziehen lassen?

Gesetzt aber, er betrüg sich bescheiden, registrierte aber sogleich den ganzen Vorfall [gemeint ist: schrieb ihn nieder] und ließ ihn im nächsten Stück [der >Isis<] abdrucken, mit direkter und indirekter Verspottung der Behörde, wozu ihm Druckerstöcke und andere Narrenspossen hundertweis zu Gebote stehen: will man alsdann mit dem angedrohten Verbot [der Zeitschrift] vorschreiten, da die Behörde als Partei erscheint und eine ihr angethane Beleidigung ahnden muß, nachdem so viele andere Verhältnisse ungestraft preisgegeben worden?

Dasselbe kann und wird er thun, wenn man ihm schriftlich Verweis und Drohungen zugehen läßt.

... Der Herausgeber [Prof. Oken] ist ein Mann von Geist, von Kenntnissen, von Verdienst; ihn als einen Schulknaben herunter zu machen, ziemt sich nicht; hat er aber bey allen seinen Vorzügen nebenher noch einen partiellen Wahnsinn, der dem Staate schädlich, ja verderblich ist, so bändige man diesen und die Sache ist mit Ehren gethan.

Ad 2. Sodann will man ihn bedrohen. Auch davon kann ich keine Frucht erwarten. Würde man wohl einem Mohren bey Strafe aufgeben, sich weiß zu waschen?

Das Blatt soll mäßiger, bescheidener werden, es soll sich selbst beschränken! Man betrachte den Inhalt oder die Form dieser Flugschrift: wo soll die Beschränkung herkommen? Es umfaßt encyclopädisch alles Denkbare und sogar das, was es scheinbar ausschließt, nimmt es beleidigend wieder auf. Die Form ist wild, frech, ohne Rücksicht auf irgend ein Verhältnis, ohne Geschmack in der Darstellung: wie soll diese Form sich vernünftig gestalten?

Und gibt es denn eine Grenze des Wahnsinns, der Unbescheidenheit, der Verwogenheit [Verwegenheit] Sie und ihre Geschwister und ihre Verwandte sind, ihrer Natur nach, unbedingt, nicht zu belehren und nicht zu bändigen.

Und wo wäre dann der Maaßstab der Gesetzlosigkeit? Man will das Blatt fortdauern lassen und wer soll dann beurtheilen, ob der Verfasser in sich gegangen, ob wirklich sein Blatt sich der Sitte, sich dem Erträglichen nähert? Fürwahr der hundertste Theil desselben ist eben so schlimm, als das Ganze, und nach der Bedrohung [des Herausgebers] können mancherlei Fälle eintreten. Entweder der Herausgeber fährt auf die bisherige Weise fort: wird man resolut genug seyn, die Drohung zu erfüllen? Oder er wirft sich in die Ironie, welche von ihrem zartesten Gipfel bis zu ihrer plattesten Base hundert Formen darbietet, die Leute zu quälen, ohne daß man sich beklagen darf: wird man ihm wehren, die Druckerstöcke zu vervielfältigen, jedes Blatt mit Rebus zu schmücken, wozu er schon auf dem Wege ist? Wer wird ihn hindern, in Rätseln, Logogryphen, Charaden, seine Leidenschaft zu verhüllen, und ist es einer Behörde anständig, den Ödipus zu einer solchen Sphynx zu machen?

Und noch das Letzte und Schlimmste: er hat den Fürsten innerhalb der Staatsverhältnisse angegriffen, wird er lange säumen, die Familienverhältnisse anzugreifen?³ ...

Was soll denn nun aber geschehen? - *Die Anfangs versäumte Maaßregel muß ergriffen und das Blatt sogleich verboten werden.*

Man fürchte sich ja nicht vor den Folgen eines männlichen Schrittes; denn es entstehe daraus, was da wolle, so behält man das schöne Gefühl, recht gehandelt zu haben, da die Folgen des Zauderns und Schwankens auf alle Fälle peinlich sind. Mit dem Verbot des Blattes wird das Blut auf einmal gestopft; es ist männlicher, sich ein Bein abnehmen zu lassen, als am kalten Brande zu sterben. [...]

Des Herausgebers Unternehmen ist catilinarisch und wer hätte Lust, den Cicero zu spielen, der schlechten Dank verdiente [im Sinne von: erntete], daß er die Stadt [Rom] rettete?

Noch ein Punkt von großer Bedeutung ist zu berühren.

In den Acten und Blättern, die zu mir gekommen sind, nimmt man als etwas Bekanntes an, daß dieser Zustand auf Selbststrache hinführe. Mit Verwunderung habe ich

³ Nicht die „Familienverhältnisse“ des Herzogs, d. h. die Sexskandale, sondern die eigenen, fürchtete Goethe, könnten von Oken und anderen aufgedeckt werden, falls die Pressefreiheit tatsächlich eingeführt werden würde.

gesehen, daß man das Schreckliche eines solchen Bekenntnisses nicht zu fühlen scheint. Ich will jetzt für den Herausgeber sprechen, gegen den ich gesprochen habe. - Wie ich oben eine schülerhafte Demüthigung von ihm abzulehnen gedachte, so will ich jetzt die Gefahr schmähhchster Behandlung von ihm ablenken. Wer steht dafür, daß die Szenen sich erneuern, die durch Schlözers Anzeigen die Welt erschreckten, aber leider über größere Gräuel vergessen sind? Wasern wurde das Haupt abgeschlagen, Graf Münster mit Hetzpeitschen lederweich traktiert und das sollte sich wiederholen? Wer will dann dem Herausgeber, der noch immer verdient, in der Wissenschaft eine glänzende Rolle zu spielen, wer will ihm zu Hülfe kommen, wenn ihn gereizte junge Leute auf's gräßlichste mißhandeln?

So eben wird mir ein ausführlicher, wohlgedachter Aufsatz mitgeteilt über die künftige Censur-Einrichtung, welcher mich in der umständlich geäußerten Überzeugung noch mehr bestätigt. Denn es geht daraus hervor, daß der Preß-Anarchie⁴ sich ein Preß-Despotismus entgegen setze, ja ich möchte sagen, daß eine weise und kräftige Dictatur sich einem solchen Unwesen entgegen stellen müsse, um dasselbe so lange zurückzudrängen, bis eine gesetzliche Censur wieder hergestellt ist. Wie dieses zu thun sei, bedarf einer weiteren Berathung ...“

An dieser Stelle muß ich, leider, den orthodoxen Goethianern eine weitere herbe Enttäuschung bereiten: Goethe stimmte nicht aus irgendwelchen konservativen gesellschaftspolitischen Gründen zum „Preßdespotismus“, d. h. für das sofortige Verbot von Okens Zeitschrift >Isis<, sondern einzig und allein aus persönlichem Egoismus. Er fürchtete, Prof. Oken könnte in seiner Encyclopädischen Zeitschrift irgendwelche „Indiskretionen“ über seine, Goethes, und seiner Söhne (Ludwig Tieck und August Klingemann) tatsächliche Abkunft begehen. Wie Houben treffend ausdrückte: vor dem alten Goethe stand - die Ewigkeit. Er wollte als der größte und bedeutendste deutsche Dichter in die Ewigkeit eingehen. Dazu war ihm jedes Mittel recht, sogar eine Presse-Zensur-Diktatur! Und nur eine diktatorische Presse-Zensur konnte das schier unmögliche Kunststück fertigbringen, die Skandale und Lebensgeheimnisse Goethes zu unterdrücken.

Die Germanistik ist es mittlerweile gewohnt, in einem literarischen „Bergwerk“ zu graben und zu forschen, das bereits von vielen anderen Literatur-Forschern mehrmals um und um gegraben wurde. So kommt es, daß heutige Goethe-Forscher nur noch selten eine paar kleine literarische Goldkörnchen finden, das heißt, manchmal gelingt noch eine kleine literarische Entdeckung.

Und nun kommt ein unbedeutender Zunftgenosse Goethes, noch dazu einer, der nicht einmal ein Germanistikstudium aufzuweisen hat, und behauptet, er hätte bei Goethe faustdicke literarische Goldbrocken gefunden, d. h. mehrere pseudonyme Werke Goethes, wie auch noch drei uneheliche Kinder Goethes entdeckt, sein Verhältnis zu Charlotte von Stein richtig gedeutet, ja sozusagen seine Lebensrätsel entschlüsselt: Die Liebestragödie mit Urania und seine uneheliche Abkunft von Kaiser Karl VII.

Da muß ein Germanistikprofessor ja zuerst einmal ungläubig den Kopf schütteln. In seinem gesunden Akademikerstolz kann er nur mit äußerster Skepsis und nur widerwillig an meine Schriften herangehen. Wie stehen denn die Herren Goethe-Philologen von der Weimarer Goethe-Gesellschaft da? Es ist ein wahres Desaster, ein wahrer Scherbenhaufen vor dem die Goethe-Gesellschaft und vor allem auch die Germanistik steht. Und daran ist niemand anderes als das weimarische Herzogshaus schuld. Das ist wohl der Hauptgrund, warum von Ostern 1989 bis heute noch keine Reaktion von der Goethe-Gesellschaft auf meine Bücher erfolgt ist. Zumindest ist mir bisher noch nichts bekannt geworden. Das >Freie Deutsche Hochstift< (das Goethehaus in Frankfurt/Main) hat sich die Sache sehr leicht gemacht. Sie haben sich damit entschuldigt, daß Goethe nicht ihr Gebiet sei, da sie ja „nur“ die Romantik erforschen.

⁴ Goethe hatte sich in jungen Jahren, ja noch bis zum Erscheinen der >Nachtwachen< im Jahre 1804, selber dieser „Preß- und Druck-Anarchie“ weidlich bedient, um gesellschaftskritische und philosophisch-atheistische Werke anonym zu veröffentlichen. Nun, da er private Enthüllungen befürchteten mußte, plädierte er sogar für einen Preß-Despotismus!

In meinem Buch >Wahrheit in der Dichtung Goethes< habe ich bewiesen, daß Goethe ein deutscher Voltaire genannt zu werden verdient. Die Vermutung von Daniel W. Wilson in dessen Buch >Geheimräte gegen Geheimbünde<, Goethe wäre dem Illuminaten-Orden nur beigetreten, um alle aufklärerischen Bestrebungen im Herzogtum Weimar ausspionieren und anschließend hintertreiben zu können, ist absurd. Dies war das Bestreben des Freiherrn von Knigge, aber nicht das Goethes. Verständlicherweise konnte sich Goethe nach dem Verbot des Illuminaten-Ordens aus Rücksicht auf seine Existenz nur noch mit äußerster Vorsicht für die Idee der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit einsetzen. Nach den napoleonischen Kriegen und mit dem Wiedererstarken der Restauration wurde die gesellschaftspolitische Lage noch schwieriger für die deutsche Aufklärung. Immer seltener und immer vorsichtiger durfte sich Goethe zu seiner wahren politischen und philosophischen Überzeugung bekennen. Niemals hat er seinen Standpunkt gewechselt. Von seiner Studentenzeit an bis zu seinem Tode blieb er - ein Stoiker und ein Existentialist. Goethes Werkschatz mußte nach seinem Tode eine fast unglaubliche staatlich gelenkte Falschinterpretation erfahren, die von absichtlicher Unterdrückung von pseudonym veröffentlichten Werken, die vielen Zeitgenossen und den preußischen Zensoren durchaus bekannt waren, bis zum Vernichten von schriftlichen Zeugnissen, Briefen Goethes und seiner Zeitgenossen, reichte. Der Versuch der Falschinterpretation Goethes wird von konservativen Germanisten aus ideologischen Gründen bis heute fortgesetzt.

Die überwiegend sehr konservativen Damen und Herren der Goethe-Gesellschaft erscheinen mir wie Teufelsanbeter: Sie beten mit Goethe das genaue Gegenteil von dem an, was sie verehren und an was sie glauben. Dafür können sie sich bei der Aristokratie bedanken, beim Weimarer Herzogshaus und bei den Hohenzollern, die haben die Fälschungen über Goethe ins Werk setzen lassen. Diese „Teufelsanbeterei“ ist gleichzeitig die einzig plausible Erklärung für die Tatsache, daß die Herren der Goethe-Gesellschaft meine sensationellen Goethe-Entdeckungen völlig ignorieren und so tun, als wenn nichts geschehen wäre. Was sollten sie auch dazu sagen?

Ludwig Tiecks Jugendzeit

Henriette Alexandrine von Roussillon, Goethes große Liebe, starb am Abend des 18. April 1773 an den Folgen des Kindbettfiebers. Das Furchtbarste, das einem Kind im achtzehnten Jahrhundert geschehen konnte, war Uranias und Goethes Sohn vom Schicksal auferlegt worden: seine Mutter war von Adel und sein Vater, rechtlich gesehen, „nur“ ein Bürger, obwohl Goethes Erzeuger höchstwahrscheinlich sogar Kaiser Karl VII. war. Zu allem Unglück starb die Mutter auch noch ungefähr sechs Wochen nach ihrer Niederkunft.

Die Andeutungen in den Briefen der Landgräfin Caroline von Darmstadt an ihre Tochter Friederike in Berlin, die mit dem späteren Preußenkönig Friedrich Wilhelm II. verheiratet war, lassen vermuten, daß Henriette Alexandrine von Roussillon nicht nur für den Fall ihres Todes vorsorgen wollte, sondern sie könnte sogar von Anfang an den herzlos erscheinenden Entschluß gefaßt haben, ihren und Goethes Sohn von bürgerlichen Pflegeeltern erziehen zu lassen. Eine ledige und außerdem auch noch arme Hofdame konnte sich eben nicht persönlich um die Erziehung ihres unehelichen Kindes kümmern, nicht nur aus Gründen der Eitelkeit. Auch als Nonne wäre es Urania unmöglich gewesen, ihr Kind zu behalten und es selber zu erziehen. Ein Ausweg wäre gewesen, das Kind heimlich zur Welt zu bringen und einem befreundeten Ehepaar, zum Beispiel dem Ehepaar Merck in Darmstadt, in Pflegschaft zu geben. Aber dieser Plan scheiterte wohl an Uranias Kindbettfieber. Möglicherweise hat die Entdeckung ihrer Niederkunft und das Eingreifen ihrer Herrschaft, der verwitweten Herzogin von Pfalz-Zweibrücken, alle Träume und Pläne Uranias und Goethes zu Fall gebracht. Der schmerzliche Gedanke, daß ihr Kind fortgeschafft werden sollte, daß es fremden, bürgerlichen Leuten zur Pflegschaft übergeben werden würde, zerbrach Uranias Lebenswille. Sie konnte sich nicht zuletzt auch deswegen förmlich zu Tode gequält haben.

Wolfgang Goethes Verzweiflung und Selbstmordgedanken erreichten mit Uranias Kindbetttod ihren Kulminationspunkt. Ich bin der festen Überzeugung, wäre nicht ein Kind vorhanden gewesen, Goethe hätte sich unweigerlich das Leben genommen, wie Jerusalem. Einzig der Gedanke an sein Kind hielt ihn in den Monaten seines größten Schmerzes noch am Leben. Und dennoch fehlte manchmal nicht viel, und Goethe hätte sich den mehrfach erwähnten Dolch ins gemarterte Herz getrieben.

Möglicherweise wegen Wolfgang Goethes und Uranias Sohn, der im Gefolge der Großen Landgräfin nach Berlin gebracht wurde, mußte Heinrich Merck seine Prinzipalin auf ihrer Reise nach Petersburg zur Brautschau begleiten.

Am 5. Mai 1773 kam die Landgräfin Caroline mit ihren drei Töchtern und ihrem Gefolge in Frankfurt an. Die Bezeichnung „Große Landgräfin“, die Caroline von Wolfgang Goethe erhielt, dürfte sie wegen ihres Großmutes, ihres Edelmutes erhalten haben. Möglicherweise erlaubte die Große Landgräfin u. a., daß Goethes Mutter ihren kleinen Enkel sehen durfte. Gewiß legte die Frau Rat ihrem Enkelsohn einen Beutel mit Goldstücken in die Wiege, damit „ein Übriges“ für die zukünftigen Pflegeeltern „übrigbleiben“ würde. Wer ernährt schon ein fremdes Kind und übernimmt auch noch die Mühen für seine Erziehung, wenn er nicht dafür das Kostgeld und noch etwas Geld darüber hinaus als Belohnung erhält? Urania war arm, demnach konnte nur Goethe für den Unterhalt des Kindes aufkommen.

Am 6. Mai 1773 reiste Landgräfin Caroline mit Goethes Sohn von Frankfurt ab. In den nächsten fünf Jahren sah und hörte Wolfgang Goethe möglicherweise nicht das Geringste von seinem Kind.

Uranias und Goethes Sohn wurde, durch Vermittlung der späteren Königin Friederike, einem jungen Berliner Bürgerehepaar „untergeschoben“. Als sein angeblicher Geburtstag wurde im Taufbuch der lutherischen Kirche der 31. Mai 1773 eingetragen. Auf diese Art und Weise wurden Fälle zugedeckt, die es im Zweiklassensystem eigentlich nicht geben durfte: daß ein Mann und eine Frau, die unterschiedlichen Klassen angehörten, ein uneheliches Kind miteinander zeugten.

Im Jahre 1776 avancierte Goethe zum Geheimen Legationsrat des Herzogs von Sachsen-Weimar. Aufgrund seiner Günstlingsstellung bei Herzog Carl August könnte Goethe über diplomatische Kanäle einen Weg gefunden haben, Namen und Adresse der Leute zu erfahren, denen sein Sohn zur Pflegschaft übergeben wurde. Spätestens Ende April bis Anfang Mai des Jahres 1778 hatte Goethe Erfolg. Er erfuhr, daß sein Sohn noch lebt, was wegen der hohen Kindersterblichkeit zu damaliger Zeit keineswegs selbstverständlich war, und er erfuhr auch Namen und Adresse der Pflegeeltern: die Kinderstube des Seilermeisterehepaars Tieck in der Roßgasse 6 zu Berlin war das „Kuckucksnest“, in welchem sein und Uranias Kind die nötige „Nestwärme“ finden sollte, um auf dieser Welt wachsen und gedeihen zu können.

Vom 10. bis 22. Mai 1778 befand sich Goethe mit Herzog Carl August in Berlin. In dieser Zeit sah er mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit seinen Sohn - Ludwig Tieck. Der Brief Goethes an Charlotte von Stein ist mehr als eindeutig:

Berlin, den 19. Mai 1778

„Wenn ich nur könnte bei meiner Rückkunft Ihnen alles erzählen, wenn ich nur dürfte! Aber ach, die eisernen Reifen, mit denen mein Herz eingefaßt wird, treiben sich täglich fester an, daß endlich [gemeint ist: schließlich] gar nichts mehr durchrinnen wird ...“

Dies ist ein sehr gewichtiges Indiz dafür, daß Goethe seinen Sohn in Berlin sah und er außerdem seine Liebestragödie mit Henriette Alexandrine von Roussillon und auch die Existenz eines zweiten unehelichen Kindes (1777 war Charlotte von Stein ebenfalls mit einem Kind Goethes - August Klingemann - niedergekommen) der Weimarer Geliebten verschweigen wollte.

Versuchen wir uns einmal vorzustellen, wie die erste Begegnung zwischen Vater und Sohn, fünf Jahre nach dem Kindbetttod der Henriette Alexandrine von Roussillon, stattgefunden haben könnte.

Durch einen hohen Regierungsbeamten des preußischen Königshofes oder sogar durch die Prinzen Hans Georg und Heinrich - siehe Goethes Tagebuch - erfuhr er den Namen und die Adresse der Pflegeeltern. Goethe bekundete seinen festen Willen, den unehelich gezeugten Sohn auf jede nur mögliche Art zu unterstützen. Selbstverständlich war Goethe an strengster Diskretion interessiert, ja er mußte sich vor dem preußischen Königshaus, möglicherweise sogar vor der späteren Königin Friederike, gewiß förmlich dazu verpflichten, jeden Skandal zu vermeiden. Die Unterstützung Goethes konnte bis zur Volljährigkeit des Sohnes praktisch nur aus finanziellen Mitteln, aus Bargeld, bestehen.

Aus diesen oben genannten Gründen sind nur zwei Möglichkeiten denkbar, wie Wolfgang Goethe seinem fünfjährigen Sohn gegenübergetreten sein kann: Entweder mit oder ohne Wissen der Pflegeeltern, auf jeden Fall durfte er sich dem Jungen aber nicht als sein Vater zu erkennen geben.

Das folgende Gedankenspiel erscheint mir als der wahrscheinlichste und humanste Weg: eine Vertrauensperson der Prinzessin Friederike teilte dem Ehepaar Tieck mit, daß der Vater ihres Pflegekindes nach Berlin gekommen wäre. Er wünsche sehr, seinen Sohn zu sehen, und er würde den Pflegeeltern bei dieser Gelegenheit selbstverständlich auch eine Summe Bargeld übergeben.

Die Pflegemutter besaß demnach noch die Möglichkeit, den kleinen Ludwig herauszuputzen und ihm schöne Kleider anzuziehen. Wolfgang Goethe stattete dem Seilermeisterehepaar Tieck unter einem Incognito, d.h. unter fremdem Namen, einen Besuch ab. Dieser „Höflichkeitsbesuch“ muß ein reines „Theaterspielen“ gewesen sein, aber darin war Goethe, durch die Weimarer Liebhaberbühne, ja bereits bestens geübt. Wolfgang Goethe fand die gewünschte Gelegenheit, den fünfjährigen Sohn zu sehen, zu beobachten, wie er sich benahm, ja sogar einige unverfängliche Worte mit ihm zu wechseln. Der kleine Ludwig wußte nicht, daß sein wirklicher Vater vor ihm stand.

Die zweite Möglichkeit den Sohn zu sehen, möchte ich den abenteuerlichen und möglicherweise herzerreißenden Weg nennen, aber auszuschließen ist er nicht. Nehmen wir einmal den Fall an, Goethe konnte zwar Namen und Adresse der Pflegeeltern erfahren, aber er fand keinen „diplomatischen Weg“, sie auf seinen Besuch behutsam vorzubereiten. Möglicherweise wählte Goethe sogar absichtlich den Weg der Heimlichkeit, um unnötigen Fragen und nachfolgendem Klatsch auszuweichen. Er unternahm auf eigene Faust den Versuch, seinen Sohn heimlich zu sehen, ohne Wissen der Pflegeeltern.

Goethe begab sich allein oder mit seinem Diener Philipp Seidel in die Roßgasse. Im Hinterhof des Hauses Nummer 6 oder sogar auf der Straße sah er spielende Kinder. Er fragte sie, wer von ihnen der Ludwig Tieck sei. „Der da!“, mag ein älteres Kind ausgerufen haben, und zeigte auf einen fünfjährigen Knaben. In diesem Falle hätte es geschehen können, daß der pikfeine Legationsrat Goethe einem ungewaschenen, in alten und dreckigen Kleidern gehüllten Knaben gegenüberstand - seinem und Uranias Sohn. Bei diesem Gedanken können einem gewiß die Tränen kommen. Ich bin der Überzeugung, daß Goethe spätestens seit Mai 1778 kein Mittel unversucht ließ, die materielle Lage und die Erziehung seines Sohnes auf ein höchstmögliches Maß zu heben.

Rudolf Köpke, der Biograph Ludwig Tiecks, zählte mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit zum Kreis der Eingeweihten, die von Ludwig Tiecks wirklicher Abkunft wußten. Noch zu Tiecks Lebzeiten wurde der Plan geboren, eine Biographie über ihn zu schreiben, um dessen wirkliche Abkunft, dazu noch einige persönliche Skandälchen, besser verschleiern zu können, und natürlich um späteren, kritischeren Autoren die Arbeit abzunehmen, auf eigene Faust Nachforschungen über Ludwig Tiecks Leben anzustellen. Dabei hätten schriftliche und/oder mündliche Mitteilungen von Zeitgenossen, z. B. von den Gebrüdern Schlegel, von Ludwig Börne, Heinrich Heine und Joseph Görres, Verdacht erregen können. Ich vermute daher, daß Rudolf Köpke von höchster preußischer Regierungsstelle, möglicherweise sogar von König Friedrich Wilhelm IV. persönlich den Auftrag erhielt, eine schöngefärbte Biographie über Ludwig Tieck zu erstellen, um erstens jeden Verdacht abzuwälzen, der seinen „Werkschatz“ in Frage stellen würde, ja sogar um die mysteriösen Ähnlichkeiten im Werkschatz Tiecks und Goethes absichtlich zu verschleiern, und nicht zuletzt auch, um alles zu vertuschen, was auf Goethes Vaterschaft und auf ein Pflugschaftsverhältnis zu dem Seilermeisterehepaar Tieck schließen lassen konnte.

Ich erinnere in diesem Zusammenhang an die vom Weimarer Herzogshaus geplante „umfassende Biographie“ Goethes, zu der es aber, glücklicherweise, nicht kam und wohl auch nicht kommen konnte. Das Wissen über den wahren Goethe war damals noch zu frisch, und ein nur bruchstückhaft bekannter Goethe war besser als ein sichtlich verfälschter. Die Goethe-Gesellschaft, die „unter dem Protectorate (d. h. unter der besonderen Aufsicht) seiner königlichen Hoheit des Herzogs von Sachsen Weimar“ stand, mußte sich dazu mißbrauchen lassen, bis in die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts, ja sogar bis 1945, jeden Makel von dem Weimarer Herzogshaus und damit auch von Goethes Person abzuwehren. Das bedeutet, Leben und Werk des wohl größten deutschen Dichters mußte im Sinne des Zweiklassensystems absichtlich falsch interpretiert, ja sogar verfälscht werden. Lesen Sie als Beweis für meine These mein Buch „Goethes Musengöttin Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon“, Untertitel „Die Liebestragödie des jungen Goethe“ und auch mein Buch „Goethes Schattenehe mit Charlotte von Stein“, Untertitel „Die wahren Eltern des romantischen Dichters und Theaterdirektors August Klingemann (1777 - 1831)“. Ich werde gegen Ende dieses Buches noch einmal darauf zurückkommen, warum der Adelsherrschaft an einer Verfälschung von Goethes und Tiecks Leben und Werk so stark interessiert war. Für jetzt genügt es, dem interessierten Leser zu versichern, daß die Biographie des Goethesohns Ludwig Tieck von seinem Biograph Rudolf Köpke, gelinde ausgedrückt, absichtlich „schöngefärbt“ wurde.

Zuerst einige wenig glaubhafte Stellen aus Rudolf Köpkes Tieck-Biographie, Ludwig Tiecks Kindheit betreffend:

Seite 10: „Ein anderes Mal hatte die Wärterin das Kind auf die Stufen vor der Stechbahn am Schloßplatze (in Berlin) niedergesetzt. Vergnüglich sah es über den Platz nach der Brücke und dem Standbild des großen Kurfürsten hinüber. Alles machte ihm den heitersten Eindruck, als es plötzlich bemerkte, daß die Wärterin (das Kindermädchen) verschwunden sei. In schlecht verstandenem Scherze war sie hinter einen Pfeiler getreten. Da wurde das Kind [Ludwig Tieck] mitten unter diesen Gestalten von dem Gefühl tiefster Einsamkeit ergriffen. Wenig half das Zureden der hervortretenden Wärterin, und lange konnte es (das Kind) diese dunkle, schreckliche Empfindung nicht vergessen ...“

Frage: Konnte sich ein Seilermeister zu damaliger Zeit ein Kindermädchen leisten? Mit dem Unterhaltsgeld des Geheimrats Goethe wohl.

Seite 11: „Neben der Bibel hatte auch das Gesangbuch der Mutter eine große Anziehungskraft für ihn. Es hatte einen stark vergoldeten Einband, der an den Seiten mit kunstvollem Schnitzwerk in Elfenbein ausgelegt war. Es mochte ein Erbstück ihrer Eltern oder ein Geschenk des Pfarrers [?] sein, das er seinem Pflegekinde [?] als Andenken mit auf den Weg gegeben hatte ...“

Frage: Besaß eine Bürgerin damals eine Bibel mit stark vergoldetem Einband und mit Elfenbeinschnitzereien ausgelegt? Konnte ein Pfarrer damals solche kostbare Geschenke vermachen? Oder ist es nicht wahrscheinlicher, daß dieses vergoldete Gesangbuch einst Ludwig Tiecks wirklicher Mutter gehörte, dem Hoffräulein Henriette Alexandrine von Roussillon, alias Urania?

Seite 11: „So wurde es (das Kind, Ludwig Tieck) bald auch mit den Liedern der lutherischen Kirche vertraut ...“

Uranias Prinzipalin, die verwitwete Herzogin von Zweibrücken, war Lutheranerin. Man nannte sie die „lutherische Pöpstin“. Henriette Alexandrine von Roussillon wurde katholisch getauft; als sie jedoch Hoffräulein der „lutherischen Pöpstin“ wurde, mußte sie möglicherweise zum lutherischen Glauben konvertieren. Selbstverständlich sorgte die Herzogin von Zweibrücken oder ihre Tochter, die Große Landgräfin Caroline, dafür, daß Uranias Sohn lutherische Pflegeeltern erhielt.

Seite 12: „Abends, nach getaner Arbeit, wenn die Kinder schliefen, oder der Älteste [Ludwig Tieck] im Winkel kauern lauschte, pflegte der Vater ein Buch aus der Hausbibliothek hervorzulangen, oder auch irgendein entliehenes der Mutter vorzulesen ...“

1. Frage: Ist ein Handwerker, wie der Seilermeister Tieck, nach Feierabend noch in der Stimmung, Goethes >Götze von Berlichingen< zu lesen?

2. Frage: Besaß ein Handwerker zu damaliger Zeit eine „Hausbibliothek“?

3. Frage: Konnte der Seilermeister Tieck überhaupt lesen?

Seite 20: „und er [Ludwig Tieck] staunte nicht wenig, als ihm in späterer Zeit, da er zum Jünglinge geworden war, der Vater (richtig: der Pflegevater Tieck) das Geständnis ablegte, er [Ludwig Tieck] sei eigentlich sein Liebling gewesen ...“

Kommentar: Der (angebliche) Lieblingssohn Ludwig Tieck kam nicht einmal zur Beerdigung seines Vaters (richtig: seines Pflegevaters), während die beiden echten leiblichen Kinder des Seilermeisters Tieck sehr wohl nach Berlin gereist waren.

Seite 22: „Bald hatte er [Ludwig Tieck] die Gunst seines Subrectors verscherzt, und der Zorn des Lehrers ging endlich in eine Art von Haß über, der keinen Anstand nahm, den leichtfertigen Knaben in allem Ernst des Atheismus anzuklagen ...“

Kommentar: Frühestens 1796 konnte man Ludwig Tieck wegen seiner schriftstellerischen Werke des Atheismus anklagen. Seinen wirklichen Erzeuger, Wolfgang Goethe, klagte man jedoch bereits viel früher des Atheismus an.

Seite 28: „Sein (Ludwig Tiecks) lauter Ruf, die unwillkürliche Heftigkeit seiner Bewegungen erregten die Aufmerksamkeit des Königs (Friedrich II.). Dieser wendete sich halb von der Seite, und ein voller, fragender Blick des großen blauen Auges fiel auf Ludwig

... Ludwig hat diesen tiefen Blick des alten Fritz, der auch auf ihn gefallen war, nie vergessen...“

Kommentar: Der Blick des „alten Fritz“ ruhte wohl aus einem anderen Grund auf Ludwig Tieck. Weil er nämlich von dessen wahrer Abkunft wußte. Die Landgräfin Caroline von Darmstadt und deren Tochter Friederike, die zukünftige Königin von Preußen, dürften Friedrich II. erzählt haben, daß er der Sohn eines Hoffräuleins und des Bürgers und Literaten Goethe war.

Köpke gab auch einen Nachtrag zu Ludwig Tiecks Werken heraus. (Ludwig Tieck's nachgelassene Schriften, Auswahl und Nachlese, hrsg. von Rudolf Köpke, Leipzig 1855, 2 Bde.) Dabei unterlief ihm ein verhängnisvoller Irrtum.

Rudolf Köpke wußte nichts oder nur sehr wenig von dem Darmstädter Kreis der Empfindsamen, von der „Gemeinschaft der Heiligen“, wie Goethe ihn nannte. Höchstwahrscheinlich deswegen, weil Goethe die beiden Hofdamen Louise von Ziegler, Lila genannt, und Henriette Alexandrine von Roussillon, Urania genannt, in seiner Autobiographie >Dichtung und Wahrheit< nicht einmal mit Namen erwähnte. Unter den Nachlaßpapieren Ludwig Tiecks fand Köpke unter anderem drei Lila-Gedichte. Diese Gedichte gleichen in frappierender Weise den Empfindungsstücken, die Goethe in den Jahren 1772 bis 1774 verfaßte. Ich bin überzeugt, die ersten 6 Gedichte, die in den „nachgelassenen Schriften“ stehen, sind nicht lyrische Werke Tiecks, sondern seines Vaters - des jungen Wolfgang Goethe. Schon der Name „Lila“ ist eine Einmaligkeit in der (klassischen) deutschen Literatur. Es gibt zwar viele Lilis, Lulus, Lolas, Lilos und andere ähnlichklingende Kosenamen, aber nur eine einzige Lila, alias Louise von Ziegler.

1.

An Lila

(alias Louise von Ziegler)

(nach Köpke: von 1790 - richtig: ca 1772 bis 1774)

Frühlingslüfte,
Blumendüfte,
Schweben über Thal und Feld.
Regenbogen,
Purpurwogen,
Malen sich am Himmelszelt.

Flüst're, Linde!
Leise Winde
Beben durch dein grünes Laub.
Säuselt, Winde,
Blühe, Linde!
Blüten sind des Windes Raub.

Ries'le, Quelle!
Wasserfälle,
Rauschet froh durch lichtetes Gras!
Bächlein, springe,
Vöglein, singe
Da, wo neulich Lila saß!

Ach, wie sonnig,
Und wie wonnig
Ist die holde Frühlingszeit!
Blumen sprießen,
Bächlein küssen
Blümlein, das des Mai's sich freut.

Lila strahlet;
Schöner malet
Sich auf's Feld der Frühling nicht.
Wälder schweigen,
Lerchen neigen
Sich, wenn Lila lieblich spricht.

2.
Klage

Brauset, finst're Tannen,
Rausche, Wasserfall,
Stimm' in meine Klagen,
Finst'rer Eichenwald!

Tönet, ferne Felsen,
Tönet in mein Lied!
Höre meine Klagen,
Ferner Wiederhall!

Wenn ich einsam sitze,
Und die Sonne sinkt,
Sitzt am Felsen Lila
Schön im Abendrot.

Wenn ich einsam klage,
Und der Regen rauscht,
Strahlt wie Regenbogen
Vor mir Lila's Bild.

Wenn aus gold'nem Meere
Sich die Sonne hebt,
Fliegt auf Sonnenstrahlen
Lila zu mir her.

Grüne Fluren, Berge,
Jeder helle Bach
Hält mir wie ein Spiegel
Lila's Bildnis vor.

Sie sieht meine Tränen,
Achtet ihrer nicht;
Sie hört meine Klagen
Und bleibt ungerührt.

Ach, vertrocknet, Bäche,
Wälder, streift euch ab!
O verwelket, Blumen,
O verdorre, Flur!

3.
Lila's Schlummerlied

Wiegende Wogen,

Lullet mich ein!
Wehende Winde,
Lispelt mir Schlaf!

Wallende Wellen,
Schwatzet und wogt;
Woget mir Schlummer,
Wellchen, herbei!

Lispelnde Birken,
Wieget euch sanft!
Rauschet ihr Linden,
Leises Geräusch!

Woget, woget,
Krause Wellen!
Gieße, Himmel,
Schlummer nieder!
Wellchen, Wellchen,
Winde, Bäume -
Leise - Leise! -
Leise
Rieselst,
Quellen!
Rauschet,
Bäume,
Über
Mir! - Ha!
Süßer Schlummer
Schloß die Augen!
Lieblich ist der
Schlummer unter
Blumendüften,
Und auf hellen
Frühlingswiesen.

Lieblich bestrahlt die
Sonne das Feld,
Herrlich bemalt sie
Golden das Feld.

Rieselnde Töne,
Vögelgesang,
Schwimmt durch das Buschwerk
Rund um mich her!

Hüpfende Vöglein,
Singet nur fort!
Fächelt mir, Winde,
Blumenduft zu!

4. Frühlingslied

Wir kränzen mit Blumen die Maien,

Und tanzen in schwebenden Reihen
Mit Gesang,
Mit Gesang!
Wir schwärmen wie Bienen
Auf sonnigen Feldern,
Mit Schallmei'n,
Mit Schallmei'n!

Rauscht, Wälder,
Hallt, Berge,
Und kleidet euch grün!
Stürzt, Ströme,
Durch Täler
Im Frühlingsglanz!

Flüst're du, West, durch
Hangende Maien
Im Sonnenschein!
Wieg' dich auf Kränzen
Duftender Blumen
Im Sonnenschein!

Tanze auf Wogen
Rieselnder Quellen
Durch Blumen hin!
Wieget und woget,
Schwatzende Wellen,
Durch Blumen hin!

Wir kränzen mit Blumen die Maien,
Und tanzen in schwebenden Reihen,
Mit Gesang,
Mit Gesang!
Und schwärmen wie Bienen
Auf sonnigen Feldern,
Mit Schallmei'n,
Mit Schallmei'n!

5. Schäferlied

Wenn gold'ne Abendröte
Sich malt im Glanz des Taues,
Um bunte Blumen schwebet,
Und sanft im Winde bebet,
Dann kehren wir wieder;
Mit uns uns're Lieder!

Wenn dann die Purpurstreifen
Am Horizont zerfließen,
Wenn Nebel aufwärts streben,
Sich grau um Wälder weben,
Dann kehren wir wieder;
Mit uns uns're Lieder!

Wenn Mondschein durch den Himmel
Hinschwimmt in gold'nen Wellen,
Wenn Bäche, Wälder, Weiden
In gold'nen Glanz sich kleiden,
Dann kehren wir wieder;
Mit uns uns're Lieder!

6.

Des Schäfers Glück

Den Göttern gleich und sonder Harm,
Lebt auf der stillen Flur
Der Schäfer in dem Mutterarm
Der lieblichen Natur.

Mit Flötenton und Jubelsang
Begrüßet er den Tag;
Mit Flötenton und Jubelsang
Sieht er dem Abend nach.

Der Morgen kömmt; mit frohem Sinn
Betreten wir den Hain,
Die Herde klingelt vor uns hin
Zum Klange der Schallmei'n.

Im Buchenschatten hingestreckt
Am hellen Silberquell,
Fließt neben uns, vom Baum bedeckt,
Die Quelle spiegelhell.

Am Abend, wenn die Biene schon
Zu ihrer Zelle kehrt,
Dann führen wir mit Flötenton
Zur Hürd' die Herd' zurück.

Hinaus winkt uns die Mondeshell',
Hinaus auf sanftes Grün;
Es rollt in Gold der blaue Quell
Durch krumme Ufer hin.

Dann schweben wir in leichten Reih'n,
Im frohen Tanz dahin,
Bei Flötenklang und bei Schallmei'n,
Auf sanftem Wiesengrün!

Von Mai 1778 bis April 1789, bis zu Ludwig Tiecks 16. Lebensjahr, vermochte ich bislang keine Indizien zu finden, daß Goethe seinen Sohn gesehen haben könnte.

Goethe hatte, so meine Überzeugung, mindestens einen geheimen Vertrauten, bzw. einen Verbindungsmann, durch welchen er mit seinem Sohn Ludwig Tieck, zumindest seit 1789, in regelmäßigem Kontakt stehen konnte: dies war der Berliner Kapellmeister, Komponist und Schriftsteller Johann Friedrich Reichardt.

Im Dezember 1786 hielt sich Reichardt in Weimar auf, wahrscheinlich zum ersten Mal; jedoch Goethe befand sich auf seiner großen Italienreise. Im Januar 1787 lebte Reichardt erneut acht Tage in Weimar und verkehrte viel mit Herder.

Erst am 23. April 1789 trafen sich Goethe und Reichardt (offiziell zum ersten Mal?) in Weimar. Ein Indiz dafür, daß bei ihren Begegnungen und Gesprächen nicht nur „über Musik mit ihm (Reichardt) abgehandelt“ wurde, ist aus dem verunglückten Besuch Bürgers

bei Goethe zu ersehen. Möglicherweise sprachen Goethe und Reichardt gerade darüber, was man zur weiteren Erziehung und Ausbildung Ludwig Tiecks in Berlin tun könne, da wurde Goethe der Brieffreund und Dichtergenosse Bürger angemeldet.

Bürger wurde nicht zu den (angeblichen) künstlerisch-musikalischen Unterhaltungen Goethes mit Reichardt hinzugezogen, sondern zu seinem größtem Ärger in ein leeres Zimmer geführt. Lassen wir die Zeitgenossen über die verunglückte Begegnung Bürgers mit Goethe berichten:

Quelle: Goethes Gespräche, Nr. 962,

L. Ch. Althof an Ch. F. Nicolai, Dezember 1796

„Bürger und Goethe hatten sich nie gesehen, aber vormals manchen Brief miteinander gewechselt ... so faßte er (Bürger) ein Herz und verfügt sich an einem Nachmittage (Ende April 1789) in die Wohnung des Ministers (Goethe). Hier hört er von dem Kammerdiener, Se. Exzellenz (Goethe) sei zwar zu Hause, aber eben im Begriff, mit dem Herrn Kapellmeister Reichardt eine von diesem verfertigte neue Komposition zu probieren. „O schön“, denkt Bürger, „da komme ich ja gerade zu einer sehr gelegenen Zeit, halte Se. Exzellenz nicht von Staatsgeschäften ab, und kann ja wohl zu der Musik auch meine Meinung sagen.“ Er bittet also den Kammerdiener, Se. Exzellenz zu melden, Bürger aus Göttingen wünsche seine Aufwartung machen zu dürfen. Der Kammerdiener meldet ihn, kommt zurück und führt ihn - nicht in das Zimmer, wo musiziert wird, sondern in ein leeres Audienzzimmer. In diesem erscheint nach einigen Minuten auch Herr von Goethe, erwidert Bürgers Anrede mit einer herablassenden Verbeugung, nötigt ihn, auf einem Sofa Platz zu nehmen, und erkundigt sich, da Bürger, der doch einen ganz andern Empfang erwartet hatte, ein wenig verlegen wird, nach - der damaligen Frequenz der Göttinger Universität. Bürger antwortet, so gut er bei seiner Verlegenheit kann, und steht bald wieder auf, um sich zu empfehlen. Goethe bleibt mitten im Zimmer stehen und entläßt Bürger mit einer gnädigen Verbeugung ...“

Eine andere Darstellung der Begegnung läßt uns noch mißtrauischer werden:

Quelle: Goethes Gespräche, Nr. 963

G. von Loeper an W. v. Biedermann, 8. Mai 1872

„[Reichardts] Darstellung [der Begegnung Bürgers mit Goethe] habe ich gelesen. Reichardt sagt ungefähr: wir probierten eben ein Musikstück, ich glaube >Claudine von Villa Bella<, als Bürger gemeldet wurde. Goethe ging ihm „in freudiger Bewegung“ entgegen, aber es machte sich leider so, daß beide, Goethe von innen, Bürger von außen, in der Tür zusammenstießen. Bürger trat an Goethe mit den Worten heran: „Sie Goethe - ich Bürger!“ Dies Zusammenprallen und die Art, wie Bürger diese sonderbare Vorstellung hervorbrachte, brachte Goethe etwas aus der Fassung, erkältete ihn total, vielleicht auch eine stille Enttäuschung über Bürgers ganzes Aussehen, genug, er fand keine rechten Anknüpfungspunkte zur Konversation, geriet ganz außer Stimmung, dies wirkte natürlich zurück auf Bürger, die Unterhaltung wollte nicht werden, und beide schieden so ...“

Die Vermutung liegt nahe, daß Goethe wegen der Angelegenheiten mit seinem Sohn „ganz außer Stimmung“ war, deswegen „keine rechten Anknüpfungspunkte zu (freundschaftlicher) Konversation“ fand. Wenn der glücklose Bürger geahnt hätte, über was Goethe in Wirklichkeit mit Reichardt verhandelte, er hätte gewiß milder und nachsichtiger über Seine Exzellenz, den Herrn Geheimrat von Goethe, geurteilt. Aber so verließ Bürger beleidigt Goethes Haus und eine jahrzehntelange Brieffreundschaft ging zu Ende. Welch ein Pech!

Ich halte es sogar für möglich, daß Ludwig Tieck unter einem Incognito mit dem Kapellmeister Reichardt, z. B. als dessen Diener oder Sekretär, nach Weimar gereist war, um mit seinem Vater, Wolfgang Goethe, über seine weitere berufliche Ausbildung und Zukunft zu beratschlagen.

Sozusagen als Dank für Reichardts Bemühungen, wie auch als Tarnung für den häufigen Verkehr mit ihm, übergab Goethe dem Kapellmeister und Komponisten Reichardt mehrere Singspiele und Gedichte zur Vertonung. Goethe beglich gerne auf diese Art und Weise seine Verbindlichkeiten.

Reichardts Biograph Walter Salmen schrieb über die Begegnung im April 1789 (Seite 67): „Während letzterer (der Komponist Dittersdorf) in Reichardts glanzvollem und

weltoffenen Hause „äußerst höflich“ aufgenommen wurde, kam eine Begegnung mit Mozart nicht zustande, da sich Reichardt seit dem 23. April in Weimar aufhielt. Dadurch verpaßte er den zwar möglicherweise fruchtbaren Musik- und Gedankenaustausch mit dem tonangebenden Repräsentanten aus der Donaumetropole, dafür gewann er jedoch den endgültigen Anschluß an die Weimarer Klassiker. Reichardt wurde Freund und Berater Goethes. Obwohl Schiller und Caroline Herder vor seinem Eintreffen ungünstig über ihn geurteilt hatten, bestellte ihn der Dichturfürst am 23. April nachmittags zu sich. Das intensive Gespräch entwickelte sich während der folgenden Tage derartig anregend im Geben und Nehmen, daß Goethe daraus für sich den geschätztesten musikalischen Ratgeber gewann, bevor er mit Zelter engere Beziehungen anknüpfte ... Viel wurde über „Musik mit ihm abgehandelt“. Reichardt beschloß die Komposition des Singspiels >Claudine von Villa Bella<, das am 29. Juli in Berlin zur Geburtstagsfeier des Kronprinzen uraufgeführt wurde und sich bis 1799 auf dem Spielplan des Nationaltheaters halten konnte. Damit war jedoch nur der Anfang einer zahlreichen Werkreihe gemacht, denn nun setzte Reichardt in rascher Folge Musik zu mehreren Singspielen und Dramen Goethes. Er wurde gleichsam der Hauskomponist des Dichters, der all seine Intentionen willig aufnahm und kein ihm erreichbares Gedicht unverdient ließ. So konnte Goethe Anfang Mai 1789 befriedigt äußern: Reichardt hat mir wohlgetan.“

Möglicherweise wohnte Ludwig Tieck seit Mai 1789 (oder noch früher) nicht mehr im Haus der Pflegeeltern Tieck in der Roßgasse, sondern in Reichardts Haus in der Friedrichstraße.

Ein Jahr später, Ende März bis Anfang April 1790, trafen Goethe und Reichardt in Venedig zusammen. Im Juni kehrte der Kapellmeister nach Berlin zurück und im Oktober befahl ihm eine „fast tödliche Krankheit“.

Das Goethesche Singspiel >Erwin und Elmire< wurde unter der Leitung Reichardts dem preußischen Königspaar (Königin Friederike und König Friedrich Wilhelm II.) vorgespielt. Reichardts Stiefsohn Wilhelm Hensler sprach den Prolog. Ludwig Tieck wurde (nach Köpke) der Königin von Preußen als „hoffnungsvoller junger Mensch vorgestellt“.

Ein angeblicher Jugendfreund Ludwig Tiecks, namens Toll, begab sich an Ostern 1790 als Student nach Frankfurt an der Oder. Im Herbst erkrankte Toll (angeblich) schwer in Frankfurt. Ludwig Tieck machte sich von Berlin zu Fuß (!) auf den Weg nach Frankfurt-Oder. Hielt Tieck eine Rede an Tolls Grab? Widersprüchliche Überlieferungen! Wer war Toll? Was wollte, bzw. suchte Ludwig Tieck tatsächlich in Frankfurt-Oder? Traf er seinen Vater Goethe während dessen Rundreise durch Schlesien, von der er erst am 6. Oktober nach Weimar zurückkehrte? Möglich wäre, dass Vater Goethe und Sohn Ludwig Tieck sich in dieser Zeit trafen.

Im Mai 1791 kam der Komponist Reichardt zum ersten Mal nach Giebichenstein bei Halle. Er plante bereits, sich vom Berliner Hof zurückzuziehen, um in der Nähe von Halle, wo sein Stiefsohn Hensler studierte, in einer ländlichen und sehr romantischen Gegend als freischaffender Künstler zu leben. Er pachtete in Giebichenstein ein Gut, das sich im Besitz des Amtmanns Stöcklein aus Gutenberg befand, also nicht sein späteres Haus in Giebichenstein, die sogenannte „Herberge der Romantik“.

Nach Reichardts Weggang von Berlin, schloß sich Ludwig Tieck (nach Köpke) dem nur drei Jahre älteren Seminaristen am Werderschen Gymnasium, A. F. Bernhards, an. Dieser war ein begeisterter Bewunderer Goethes.

An Ostern 1792 verließ Ludwig Tieck als sogenannter Abiturient (nach Köpke) das Werdersche Gymnasium.

Im Frühling zog Tieck nach Halle, denn hier wohnte ganz in der Nähe, in Giebichenstein, der „väterliche Freund“ (nach Köpke) Reichardt. „Welche von den vier Fakultäten sollte es sein?“, stellte Köpke die Frage. „Üblicherweise ließ er sich in die theologische Fakultät einschreiben, obgleich ihm [Ludwig Tieck] die Theologie selbst sehr fern lag. Für's erstere wollte er Literatur und Altertumswissenschaft studieren.“

Der Schulgefährte Schmohl begleitete Ludwig Tieck. In Belzig wohnte Schmohls Vater.

Bahrdt hauste auf seinem Weinberg bei Halle, wo auch Ludwig Tieck den „kaffeeschenkenden“ Professor später aus Neugierde besuchte.

Unbekannte Briefe Goethes an Ludwig Tieck

An dieser Stelle habe ich eine weitere Goethe-Sensation anzukündigen: Ich habe ein Konvolut von Briefen Wolfgang Goethes an den Sohn Ludwig Tieck entdeckt, die der Vater in der Zeit von Frühling 1792 bis Juni 1793 an den heißgeliebten Sohn der Urania schrieb. Der angebliche Briefwechsel Ludwig Tiecks mit dem Jugendfreund Wilhelm Heinrich Wackenroder ist eine geschickte Fälschung Tiecks. Dieser „Briefwechsel“ setzt sich überwiegend aus Briefen (Brieffragmenten) seines Vaters, Wolfgang Goethe, zusammen. Ludwig Tieck tat genau dasselbe wie F. H. Jacobi mit seinem Briefroman >Allwill<. Also nicht nur die Briefe von W., alias Werther, alias dem von W(eimar), alias Vater Goethe an Ludwig Tieck sind von Goethe geschrieben, sondern auch angebliche Briefe Tiecks an W., alias W. Goethe. So paradox es klingen mag, aber es geht aus dem Inhalt der Briefe eindeutig hervor. Schreibstil, Ausdruck und Orthographiefehler der angeblichen Briefe Ludwig Tiecks an W[ackenroder] sind identisch mit den Briefen W.'s an Tieck. Zwei Menschen, auch wenn sie noch so intim befreundet sind, können nicht ein- und denselben Stil haben! Zwei neunzehn- bis zwanzigjährige Freunde schreiben sich außerdem nicht solche Briefe; aber ein besorgter, ja überängstlicher Vater, den außerdem noch sein schlechtes väterliches Gewissen plagt, schreibt sehr wohl solche zärtlich liebevolle Briefe. Sie sind Bekenntnisse eines Vaters, der seinen vom Schicksal benachteiligten Sohn mit Liebe, Herzlichkeit und Fürsorglichkeit geradezu überschüttet, um dessen Gegenliebe zu erwecken, ja zu erzwingen!

Wie kam es dazu, daß diese Briefe als angeblicher Briefwechsel Tiecks mit Wackenroder veröffentlicht wurden? Folgende Hypothese wäre durchaus denkbar: Ludwig Tieck bewahrte die Briefe seines Vaters Wolfgang Goethe aus den Jahren 1792 bis 1793 natürlicherweise wie einen Schatz auf. Im fortgeschrittenen Alter, in den dreißiger oder vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, plante Tieck, diese Briefe zu veröffentlichen. Da er dem preußischen Königshaus zur Diskretion über seine wirkliche Abkunft verpflichtet war, durfte er diese wunderschönen und zärtlichen Briefe nicht als Bekenntnisse Goethes ausgeben, sondern mußte sie als angebliche Briefe Wackenroders „deklarieren“, damit sie die Zensur passieren konnten. Da der Jugendfreund bereits sehr früh, am 13. Februar 1798, erst fünfundzwanzig Jahre alt (!) starb, konnte ihm kein Mensch das Gegenteil beweisen. Ludwig Tieck schrieb die Briefe ab, setzte dabei häufig falsche Orts- und Personennamen ein - aus Reichardt machte er Bernhardi und aus Weimar oder Jena machte er Berlin - und fügte manchmal noch einige frei erfundene Sätze hinzu, um dem Ganzen den Charakter eines „Briefwechsels“ zu geben, in Wirklichkeit sind es überwiegend Briefe - Brieffragmente - Goethes an den geliebten Sohn. Möglicherweise legte Tieck einige echte Briefe Wackenroders neben die Briefe seines Vaters und fügte sie geschickt zusammen, aus zwei Briefen machte er einen. Es ist die gleiche Methode, die F. H. Jacobi im Jahr 1776 bei seinem Briefroman >Allwill< anwandte.⁵

Jedoch Ludwig Tieck fand wohl keinen Verleger, der den angeblichen Briefwechsel drucken wollte, oder er getraute sich am Schluß nicht, diesen gefälschten „Briefwechsel“ einem Verleger anzubieten. So blieben die Briefe liegen und wurden nach Ludwig Tiecks Tod mit seinem übrigen Nachlaß in der Königlichen Bibliothek aufbewahrt, wo Rudolf Köpke sie einsehen und lesen konnte. In der Ausgabe von 1910 steht als Fußnote: „Aus den Auszügen von Köpke, welche die Königliche Bibliothek in Berlin verwahrt, geht hervor, daß um 1850 noch eine Reihe anderer Briefe von Tieck und Wackenroder vorhanden waren - wohin mögen sie geraten sein?“ Ich fürchte, sie fielen einer pietät- und gnadenlosen politischen Zensur zum Opfer.

Holtei durfte und konnte ebenfalls noch den Nachlaß Ludwig Tiecks einsehen und er verwendete die angeblichen Briefe Wackenroders an Tieck in seinem Buch >Briefe an Ludwig Tieck<, erschienen in Breslau 1864. Da er nur die Briefe an Tieck herausgab, konnte er auch nur die Hälfte der Briefe veröffentlichen. In seinem Buch >Dreihundert Briefe aus zwei Jahrhunderten<, Hannover 1872, ließ Holtei dann die angeblichen Briefe Ludwig Tiecks an Wackenroder folgen. Erst 1910 wurden die Briefe von Friedrich von der

⁵ Fußnote des Hrsg.: Siehe L. Baus, >Woldemar< und >Allwill< alias J. W. Goethe.

Leyen vollständig herausgegeben, in >W. H. Wackenroder - Werke und Briefe<, Jena 1910. Also erstmals im Jahre 1910 wurden die Briefe so abgedruckt, wie Ludwig Tieck es ursprünglich geplant hatte: als angeblicher Briefwechsel. Erst durch die Entdeckung, daß Wolfgang Goethe Ludwig Tiecks Vater ist, konnte der Verdacht entstehen, daß diese Briefe nicht von einem sehr empfindsamen Freund, sondern, was viel wahrscheinlicher und realistischer ist, von einem zärtlich liebenden und besorgten Vater geschrieben sind, den zudem noch sein schlechtes väterliches Gewissen plagte. Die Chronologie der meisten Briefe stimmt sogar in frappierender Weise mit der von Goethes Leben überein.

Ich lasse nun die Briefe Goethes an den Sohn Ludwig Tieck folgen. Diese Briefe sind so schön, daß Ludwig Tieck recht getan hat, sie für die Nachwelt, wenn auch verschlüsselt, aufzubewahren. Über die literaturgeschichtliche Fälschung Tiecks müssen wir wieder einmal „eher mild als streng“ urteilen; wegen des Zweiklassensystems durfte Tieck nicht die Wahrheit veröffentlichen. Alle Zusätze (d. h. eindeutige Fälschungen) Ludwig Tiecks habe ich, soweit ich es zu erkennen vermochte, weggelassen. Für die Goethe-Forschung bietet dieser angebliche „Briefwechsel“ noch ein mühsames und schwieriges Forschungsfeld.

[1. Brief]

angeblich: W[ackenroder] an Tieck

richtig: W[olfgang] Goethe an Tieck

Berlin [richtig: Weimar], Dienstag [ca. April] 1792

O Himmel, lieber Tieck, wie sonderbar kommt's mir vor, daß ich hier stehe an meinem Schreibtisch [Stehpult], um an Dich zu schreiben: es ist das erste Mal in meinem Leben. Doch, es kann ja nun einmal nicht anders sein.

Mein Abschied von Dir war mir herzlich traurig und die Stelle vor Bernhards [richtig: Reichards?] Tür, wo das Schicksal uns [Vater und Sohn] von einander riß, wird mir immer fatal bleiben. Aber schreib mir nur oft, und bleib gesund, und schone Deinen Körper und Geist, und arbeite nicht zu viel, und vergiß mich auch nicht: - das sind die Bedingungen, unter denen ich Deine Abwesenheit so eben erträglich finden kann. Du weißt, daß jene Ermahnungen aus dem Herzen kommen, und nimmst sie mir daher nicht übel. Daß Du mir noch nicht geschrieben, verdenk' ich Dir nicht; wenn Du Dich aber für's künftige an Dein mir mündlich getanes Versprechen, mir wenigstens alle 14 Tage, wo nicht noch öfter, zu schreiben, erinnern wolltest, und es erfüllen, so würd's mir gar herzlich lieb sein. Deinen Brief an Rambach [richtig: an Reichardt?] habe ich gelesen, und mich sehr gefreut, daß die Reise Dir so gut bekommen, und Du so vergnügt bist. Bleib dabei. Mein sehnlichster Wunsch würde erfüllt sein, wenn ich itzt durch irgend eine zauberische Gewalt zu Dir hin versetzt würde, und mit Dir des aufblühenden Frühlings in den schönen Feldern Deines Dorfes genießen könnte. Du führst da ein herrliches Leben. Die Abschrift vom 1. Akt der >Anna Boleyn< hab' ich auch gesehen. Hast Du noch etwas d'rin geändert? Den eingeschobenen Auftritt vor Norris Monolog hab' ich gefunden. Schmoihls und Deine Hand wechselt auf eine kuriose Art ab. Einmal hat Schmoihl nur ein paar Worte geschrieben: es ist viel, daß Du mehr Geduld hast als er. [...] Vor ein paar Tagen bin ich auch mit Bernhards [?] nach dem Gesundbrunnen spaziert. Ich habe mich sehr angenehm mit ihm unterhalten. Er scheint sehr gern über Musik zu kritisieren und zu ästhetisieren; das ist mein Lieblingsobjekt auch; da haben wir denn so mancherlei gesprochen. Ich sagte ihm von manchen Dingen, was ich wußte: es bleibt aber noch immer mein Verlangen, einmal in der praktischen Komposition noch weiter zu kommen, dann würd' ich weit reichere Quellen des Raisonnements darüber haben; - wenn auch nur so weit, daß ich kleine Arien, Duetten, Chöre usw. komponieren könnte, - daß ich Dein >Lamm< nach meinen Schalmeien und Flöten auf der Bühne springen lassen könnte. Aber - in diesen 14 Tagen habe ich noch zu wenig Zeit gehabt, an Dein >Lamm<, noch an etwas Ähnliches mit Ernst zu denken. Wollte der Himmel, ich wäre in einer so herrlichen Lage wie Du jetzt. [...] Schreib mir ja bald und oft: mein zweiter Brief wird wohl nach Halle, nicht nach Bülzig gehen. Mein jetziger ist ziemlich kompendiös und aphoristisch: künftige mehr. Ich weiß, daß wir beide uns doch immer verstehen, wir mögen uns schreiben, was und wie wir wollen. Nicht wahr? Sonst ist es wirklich eine sonderbare Sache um's Briefschreiben. Der ihn schreibt und der ihn

empfängt, können in hundert verschiedenen Stimmungen und Situationen sein; und wenn beide dann nicht genau miteinander bekannt sind, und der letztere nicht die erforderliche Laune hat, so sieht er jedes Wort durch eine gefärbte Brille. Doch dies gilt nicht für uns. - Leb' wohl, lieber Tieck! Und bleib' mein Freund! Denn das ist meine höchste Freude, und mein größter Stolz. Daß Du 14 oder 30 Meilen von mir entfernt bist, darf ich mir gar nicht deutlich denken, sonst werd' ich zu traurig. Suche so viel als möglich vergnügt und zufrieden zu leben. Ich werd's auch. Schreib' mir nur oft und bald. Hörst Du? recht oft! Bleib gesund.

Dein Freund W[ackenroder]

richtig: Dein Freund [und zärtlich liebender Vater], W[olfgang Goethe]

[2. Brief]

angeblich: Tieck an W[ackenroder]

richtig: ebenfalls [überwiegend] W. Goethe an Tieck

Liebster Wackenroder [richtig: Liebster Tieck oder Liebster Ludwig],

wie geht es Dir? Ich dachte schon einen Brief von Dir zu erhalten, aber meine Hoffnung war vergeblich, aber sie war auch zu vorlaut, da ich bis itzt so saumselig gewesen bin, Dir zu schreiben. Nimm es mir ja nicht übel, liebster W. [richtig: liebster Tieck], die Schuld lag wirklich nicht ganz allein an mir. Ich weiß, Du erlässest mir die Entschuldigung und glaubst mir auf mein Wort.

[...] Übrigens lebe ich hier recht poetisch und bin doch nichts weniger als ein Poet, denn kannst Du's mir wohl glauben, ich habe fast noch nicht mehr als den ersten Monolog zu einem kleinen Stücke Philopömen geschrieben, wovon ich Dir schon ehemals sagte. Die Gegend hier ist vortrefflich, nur die ersten Tage waren häßlich, alles schon so schön, weg Schnee und Eis, bist Du nicht auch am Morgen recht erschrocken, als Du aufstandest?

Die Jahreszeiten selbst verwirren sich,

Beschneite Fröste sinken in den Schoos

Der frischen Rose, und auf des alten Winters

Eisgrauen Scheitel wird, als wie zum Spott,

Ein Kranz gesetzt von holden Sommerknospen.

Du wirst an dieser kleinen Probe sehen, daß ich auch hier meinen Lieblingsdichter [Shakespeare] lese, der immermehr in meinen Augen gewinnt, jemehr ich ihn auswendig lerne. (Solltest Du Dich dieser Stelle nicht mehr erinnern, sie steht im 1. Akt des >Sommernachttraums<.) Vor dem einen Fenster steht ein Baum mit allen seinen Blüten, vor dem andern mehrere Taubenschläge; im Garten hat sich eine Nachtigall eingefunden, die des Abends göttlich singt, oft liege ich im Garten [Goethes Garten im Ilmpark?] unter einigen Schafen, die dort mit ihren Lämmern weiden; die guten Tiere haben sich schon so an mich gewöhnt, daß mein Anblick sie gar nicht mehr stört, sondern sie kommen oft auf mich zu. Ein Lamm ist besonders darunter, was beständig, wenn ich dort sitze, bei mir ist und mit meinen Knöpfen oder den Riemen an den Stiefeln spielt, ich bin einigemal eingeschlafen, und es hat mich wieder geweckt, indem es mein Gesicht und meine Hände leckte. Ich [Wolfgang Goethe] habe oft Lust gehabt, Idyllen zu schreiben, hast Du denn noch nicht weiter an unser Schäferspiel, >Das Lamm<, gedacht? Wenn Du Dich noch einer Paramythie, >Die Leyer<, erinnerst, aus dieser habe ich mir vorgenommen, eine kleine Schäferepopöe, >Der erste Dichter<, zu schreiben, doch gehört dieser Vorsatz in die Zahl derer Pläne, die vielleicht nie ausgeführt werden. - Du hast doch Rambach und Bernhadi [richtig: das Ehepaar Reichardt?] fleißig besucht? Grüße beide herzlich von mir; an Rambach habe ich schon geschrieben und ihm die Abschrift des 1sten Acts der >Anna Boleyn< geschickt, mit mehreren kleinen Abänderungen; wenn Du Zeit hast, so blättere es doch einmal durch, und sage mir aufrichtig, ob die Änderungen auch jederzeit Verbesserungen sind. Bernhadi [richtig: Reichardt?] sage, daß ich ihm nächstens gewiß schreiben würde, danke ihm in meinem Namen für seine Begleitung aus Berlin, und sage ihm bei Gelegenheit, er solle sich doch ja schonen, nicht zu viel sitzen, welches er jetzt offenbar zu viel tut, geh doch zuweilen mit ihm aus [...]

Lieber W. [richtig: lieber Tieck], kannst Du mir auch die erzwungene Lüstigkeit [gemeint ist: Lustigkeit] an dem letzten Abend, da wir zusammentrafen, verzeihen? Wie Du

von mir gingst, wie mir da zu Mut war, das kann ich Dir gar nicht beschreiben; als würde ich plötzlich in eine Wüste, in die finsterste Einsamkeit hinausgestoßen. Auch der Abschied von meinen Eltern [richtig: Deinen - Ludwig Tiecks - Pflegeeltern] und Schwestern [richtig: Deiner - Ludwig Tiecks - Ziehschwester Sophie] war mir [Wolfgang Goethe] traurig; auch [der Abschied] von Rambach und Bernhardi [Ludwig Tiecks Lehrern]. Bin ich [jedoch] darin recht glücklich: man sagt sonst, einen Freund zu haben sei in dieser Welt schon viel, ich bin davon überzeugt, daß ich mehr als einen Freund [habe]: Du [Ludwig Tieck], Piesker, Schmohl, Bernhardi, Rambach und Toll, an den ich jetzt recht oft denken [muß. Sein] Andenken hat mich schon oft recht traurig gemacht. - Ach W. [richtig: Ach Tieck], wie vermisse ich Dich! - Wenn ich oft an die Stunden denke, in welchen wir zusammen vergnügt oder traurig waren, wenn ich an unsere Spaziergänge denke! Ich [Wolfgang Goethe] finde gewiß keinen Menschen wieder, der mich so ganz versteht, wie Du, der jeden meiner Gedanken behorchen kann, der der Dolmetscher aller meiner Empfindungen ist, der so fein, so zart fühlt, dessen Phantasie so ätherisch und geläutert wäre; W. [richtig: Ludwig Tieck], wie wird es mir erst nach einem Vierteljahre ergehen, ja ich muß Dich auf Michaelis wiedersehen. - Glaube ja nicht, daß ich Dir schmeicheln will, Du kennst ja meinen Abscheu vor jeder Art von Schmeichelei, und daß ich weit leichter jedem andern Menschen als meinem Freunde etwas Verbindliches sagen kann. - Da wir nicht mit einander sprechen können, so schreib mir doch ja bald, schreib mir recht weitläufig, recht genau, schicke mir auch etwas von Deiner Arbeit, wenn Du gerade etwas hast, Du würdest mir dadurch eine außerordentliche Freude machen. [...]

[3. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

[Weimar] Sonnabend abends, den 5. Mai [1792]

Liebster Tieck!

Dein Brief [Tiecks Briefe an den Vater, Wolfgang Goethe, wurden von diesem oder von einer späteren Weimarer Zensur leider verbrannt] hat mir unaussprechliches Vergnügen gemacht; ja, er hat mich wirklich bis zu Tränen gerührt. Wenn Du weißt, wie weich ich [Wolfgang Goethe] bin, wirst Du mir das glauben. Tieck, ich bin entzückt, daß Du mich [Deinen Vater] so liebst! Werther sagt ganz himmlisch schön, daß er sich selber anbetete, wenn seine Geliebte ihm die Neigung ihres Herzens kund täte - und er wiederholt sich selber ein Mal über das andere die Worte: „Lieber Werther“, in dem Tone, wie sie sie ihm ausgesprochen hat. [Siehe 1. Erläuterung am Ende des Briefes!]

O Tieck, ich möchte mich auch selber anbeten, wenn ein Mensch, wie Du, dessen Worte mir [Wolfgang Goethe] Orakel sind, mich so mit dem veredelten Bilde meiner selbst in Rausch und Taumel versetzt. - Und wenn ich ja in Deinen Augen etwas wert bin, wem hab' ich es anders zu danken als Dir? Dir verdank ich alles was ich bin, alles! Was möchte aus mir [Wolfgang Goethe] geworden sein, wenn ich Dich nie kennengelernt hätte? O Tieck, lies Dir diese Worte mit Feuer vor, und sei stolz darauf, daß Du einen Menschen auf immer glücklich machst durch Deine Freundschaft, - so stolz als ich bin, daß Du mich würdigst, mein Freund zu sein. Bleib es, lieber Tieck, bleib's; Du weißt, daß ich in alle Ewigkeit Dich über alles lieben werde.

Herzlich freue ich mich, daß Du so schön und angenehm jetzt auf dem Lande lebst [in Giebichenstein bei Reichardt?]. Über Deinem ganzen Briefe schwebt ein so sanfter, schöner, heiterer Geist des Frohsinns, den Dir das Ergötzen an den Naturschönheiten eingeflößt hat. Suche ja in dieser Stimmung zu bleiben, und befolge ja doch selber die Regel, die Du Bernhardi gibst, nicht so viel zu sitzen. [...]

Wir [?] sprechen nicht selten von Dir. Gestern bin ich mit ihm [?] im Komödienhause gewesen, wo sich eine Mamsell auf der Harmonika [Glas-Harmonika] hören ließ. Er [gemeint ist: Goethes Begleiter] hörte das Instrument zum ersten Mal und freute sich sehr darüber. Ich hörte es [...] mit sehr vielem Vergnügen. - [Siehe 2. Erläuterung.] Wenn ich in ein Konzert gehe, find' ich, daß ich immer auf zweierlei Art die Musik genieße. Nur die eine Art des Genusses ist die wahre: sie besteht in der aufmerksamsten Beobachtung der Töne und ihrer Fortschreitung; in der völligen

Hingebung der Seele in diesen fortreißenden Strom von Empfindungen; in der Entfernung und Abgezogenheit von jedem störenden Gedanken und von allen fremdartigen sinnlichen Eindrücken. Dieses geizige Einschlürfen der Töne ist mit einer gewissen Anstrengung verbunden, die man nicht allzulange aushält. Eben daher glaub' ich behaupten zu können, daß man höchstens eine Stunde lang Musik mit Teilnahme zu empfinden vermöge, und daß daher Konzerte und Opern und Operetten das Maß der Natur überschreiten. Die andere Art wie die Musik mich ergötzt, ist gar kein wahrer Genuß derselben, kein passives Aufnehmen des Eindrucks der Töne, sondern eine gewisse Tätigkeit des Geistes, die durch die Musik angeregt und erhalten wird. Dann höre ich nicht mehr die Empfindung, die in dem Stücke herrscht, sondern meine Gedanken und Phantasien werden gleichsam auf den Wellen des Gesanges entführt, und verlieren sich oft in entfernte Schlupfwinkel. Es ist sonderbar, daß ich, in diese Stimmung versetzt, auch am besten über Musik als Ästhetiker nachdenken kann, wenn ich Musik höre: es scheint, als rissen sich da von den Empfindungen, die das Tonstück einflößt, allgemeine Ideen los, die sich mir dann schnell und deutlich vor die Seele stellen. - Wie ich [Wolfgang Goethe] bei Schauspielen die Musik zwischen den Akten genieße, habe ich Dir wohl schon sonst gesagt. Die erste Symphonie vor dem ersten Akt höre ich immer mit gespanntem Gefühl und inniger Teilnahme an; aber bei allem folgenden ist mir das unmöglich, und ich sehe die Zwischenmusik nur als eine Leinwand, als ein Tuch an [dies Bild hab' ich mir schon immer davon gemacht], worauf ich mir die Szenen des vergangenen Aktes noch einmal vormale. Wird die Musik alsdann unterbrochen, so ist's, als würde mein Gewebe zerrissen, und ich habe nichts, woran ich die Bilder meiner Phantasie anheften kann. Hat jeder dies Gefühl? Ich möcht's gern wissen.

[...] Heute fand ich [Wolfgang Goethe] in der „Allgemeinen Deutschen Bibliothek“ rezensiert: „Poetische Versuche von Hamann“. Ist denn das der unsrige? Mich dünkt, eine schläfrige Erinnerung sagt mir halblaut in's Ohr, daß er einmal in die Berlinische Zeitung ein Gedicht eingerückt hat. Die mitgeteilte Probe, die ich in dem Journale las, war vom Schlage des Gewöhnlichen; zuweilen schien der Reim auch den Sinn, der darin hätte liegen können, geraubt zu haben. Der Rezensent urteilte auch so.

[...] Es ist bald 12 Uhr Nachts. Ich [Wolfgang Goethe] lege mich jetzt schlafen. Ich merke, daß es eine wahre Wonne ist, an Dich zu schreiben. Selig, selig ist der Tag, den ich mit dem Gedanken an Dich [Ludwig Tieck] beschließe. Er wird mich auch im Schläfe nicht verlassen. Träume Du auch von mir. Denkst Du jetzt an mich? - Eine allerliebste schmelzend - sanfte Elegie von Voß fängt an:

„Denkt mein Mädchen an mich?“

Es ist eine höchst natürliche, schöne Empfindung darin. - Jetzt hat es gerade zwölf geschlagen. Gute Nacht. Tieck, fliege her, und ich drücke den feurigsten Kuß auf Deine Lippen. Gute Nacht, der Himmel sei mit Dir! Gute Nacht!

[Weimar], den 6. Mai [1792], Sonntag morgens

Sieh! ist's nicht schön, daß ich mit dem Gedanken an Dich zu Bett gegangen, und mit dem Gedanken an Dich wieder aufgestanden bin? - Du siehst, daß ich prompt im Antworten gewesen bin. Meinen ersten Brief, den Rambach [richtig: Reichardt?] eingeschlossen hat, wirst Du wohl empfangen haben. Ich schrieb ihn gerade an demselben Tage, da Du Deinen schriebst, den 1. Mai [1792]. Du wirst mir nun wohl nicht eher als aus Halle antworten; aber wenn Du kannst, erfülle meine Wünsche bald. Ich werde mein Versprechen in Ansehung des Schreibens gewissenhaft halten. - Noch eins! Sei so gut und mache künftig keinen Brief mehr an mich frei. Wozu sollst Du meinerwegen unnütze Ausgaben haben? Hörst Du? Du mußt es aber auch gewiß tun. Es bleibt dabei. -

Ja, lieber, bester Tieck, wir müssen uns auf Michaelis wiedersehen, ich harre sehnlich auf diese Zeit. O auch mir ist das Andenken an unsere Spaziergänge [in Berlin im Tiergarten und/oder in Weimar im Ilmpark?] das heiligste, das ich kenne. Du kannst wohl leicht denken, wie ich mich jetzt im Tiergarten [richtig: im Ilmpark zu Weimar] befinde, wann [gemeint ist: wenn] ich ihn besuche; jeder Gang, jeder Baum ruft mir Dich zurück; bei jedem Schritte denk ich an Dich, und will Deinen Arm in den meinigen nehmen, und fühle, daß mir immer etwas fehlt. Aber dennoch - oder, was sag ich - vielmehr eben deswegen werd' ich den Tiergarten [richtig: den Ilmpark] noch beständig und häufiger als

jeden andern Ort mit Vergnügen besuchen. Die Bäume darin prangen jetzt mit dem herrlichsten, frischestem Grün; einem Grün, das man im Sommer in der verdorrten und versengten und bestäubten Farbe des Laubes gar nicht mehr wiedererkennt. - Mitschicken kann ich Dir noch nichts. Ich habe seit Ostern noch so viele fatale und häßliche Abhaltungen gehabt, daß ich kaum meine gemeinen Alltagsverrichtungen habe tun können.

Ein recht ärgerlicher Streich! und ich bin schuld daran. Ich erfahre eben, daß, da die Post heute früh um 9 Uhr abgeht, die Briefe schon gestern Abend um 7 Uhr hätten hingbracht werden müssen. Meine dumme Unwissenheit hat also über meine Gutwilligkeit, Dir gleich zu antworten, den Meister gespielt. Verzeihe mir's. Der Brief könnte nun erst den Mittwoch abgehen und weil er Dich alsdann vielleicht nicht mehr in [?] treffen sollte, so schick' ich ihn lieber nach Halle. [...]

1. Erläuterung: Goethe bekennt in >Dichtung und Wahrheit<, daß er im >Werther< „dichterischen Gebrauch“ von seinem eigenen Leben machte. Jedoch schrieb er sich nicht seinen Liebeskummer wegen seiner angeblichen unglücklichen Liebe zu Lottchen Buff vom Herzen, sondern er setzte seiner im Kindbett verstorbenen wirklichen Geliebten, Henriette Alexandrine von Roussillon, ein verstecktes dichterisches Denkmal. Als er sich dem Sohn als seinen wirklichen Vater zu erkennen gab, schenkte er ihm auch ein Exemplar des >Werther<. Goethe erzählte Ludwig auch die „Versöhnungsszene“, die sich im November oder Dezember 1772 in Darmstadt abspielte. Dieser „Händedruckszene“ und Uranias Anrede „lieber Wolfgang“, die den „düsteren Zwischenraum“ abschlossen und eine neue Ära in der Beziehung der beiden Liebenden besiegelten, gedachte Goethe - außer in diesem obigen Brief an Ludwig Tieck - noch in mindestens zwei Werken, sogar F. H. Jacobi wußte von dieser Versöhnungsgeste Uranias. Die Stellen sind folgende:

1. Stelle:

>Werther<, am 21. November 1772:

„Gestern als ich [Wolfgang Goethe] wegging, reichte sie [Urania] mir die Hand und sagte: „Adieu, lieber Wolfgang!“ - Lieber Wolfgang! Es war das erste Mal [seit Beendigung des „düsteren Zwischenraums“], daß sie mich „lieber“ hieß, und mir ging's durch Mark und Bein. Ich [Wolfgang Goethe] habe mir's hundertmal wiederholt und gestern Nacht, da ich in's Bett gehen wollte, und mit mir selbst allerlei schwatzte, sagt ich so auf einmal: „gute Nacht, lieber Wolfgang!“ Und mußte hernach selber über mich lachen ...“

2. Stelle:

in den >Elegien an meine Urania<, XIII. Gedicht: >Über den Druck ihrer Hand<

Nacht war mein Lebenslauf,
Und eingeschlafen tief war mein Gefühl des Himmels:
Da drückte Urania mir die Hand!
Die Nacht verschwand;
Und mein Gefühl des Himmels,
Mein größtes, wachte wieder auf!
O des entzückenden Gewimmels
Der Engel und der Harfen um mich her!
Gott! Ich vergeß' es nimmermehr!

3. Stelle:

in F. H. Jacobis Roman >Woldemar< ist die gleiche Szene erwähnt:

„Henriette [von Roussillon] litt Todesangst. Auf einmal ging sie auf ihren Freund zu. „Lieber Woldemar [alias Wolfgang]“, sagte sie zu ihm, indem sie ihm die Hand drückte, „nicht wahr, wir haben etwas miteinander zu reden. Auf den Abend. Nur bis dahin, Lieber, sei ruhig!“

2. Erläuterung: Die Glas-Harmonika war ein Lieblings-Musikinstrument der Empfindsamen. Lila konnte, nach den Recherchen des Bad Homburger Heimatforschers Heinrich Jacobi, die Glasharmonika und die Harfe spielen.

[4. Brief]

angeblich: Tieck an W.

richtig: wiederum [überwiegend] ein Brieffragment W. Goethes an Tieck

Liebster, bester Tieck!

Wüßte ich doch, bei welchem Namen Du Dich am liebsten nennen hörtest, welcher Dich zu mir [nach Weimar oder Jena] herzaubern könnte, aber alle meine Mühe würde vergebens sein. Meinen Brief hast Du wahrscheinlich erhalten, aber auf den Deinigen habe ich vergebens gehofft, ich glaube aber, nächstens wird ein desto längerer Brief von Dir meine vereitelte Hoffnung wieder versöhnen.

Daß Du gesund und wohl bist, daran will ich nicht zweifeln, ich [Wolfgang Goethe] bin, einige Tage abgerechnet, stets wohl und munter gewesen, ich soll auch, nach der Aussage mehrerer Zeugen, gesunder und röter als im vorigen Jahr aussehen, ich will's gerne glauben. [...]

Den Shakespeare habe ich [Wolfgang Goethe] indeß nicht vernachlässigt, vorzüglich habe ich das >Wintermärchen< noch einigemal durchgelesen und noch manche Schönheit entdeckt; ich ärgere mich aber immer mehr über die anmaßlichen Kommentatoren, die so blind wie Maulwürfe sind, über die Nachbeterei, wo in jedem Lesebuch steht, Shakespeare sei ein Genie, aber ohne Geschmack [Genie ohne Geschmack ist für mich jetzt ein Unding], er besitze keine Kunst, und ich finde auf jeder Seite so feine Kunst, so feines Gefühl, den feinsten Geschmack. Longin sagt, etwas Großes hervorzubringen, erfordert eine große und erhabene Seele; ich [Wolfgang Goethe] möchte noch weiter gehn und behaupten, daß es auch einen etwas großen [richtig: einen etwas größeren] Geist erfordere, das Große und Erhabene zu fassen; kannst Du es Dir sonst erklären, warum das Angenehme und Rührende auf ungleich mehr Gemüter wirke als das Große und Erhabene? Viele verstehen und finden dieses gar nicht. - Ich kann ein Adagio [auf der Glas-Harmonika] weit eher ohne Tränen anhören als einen Psalm von Reichardt; bei der Symphonie zu >Hamlet< und >Axur< sind mir jedesmal die Tränen in die Augen gekommen, alles Große setzt mich in eine Art von Wut, bei vielen geht es [an] den Ohren vorüber, ohne die Seele anzufassen. Die Reichardin [Reichardts Ehefrau] sagte mir einmal schon vor langer Zeit, daß das Rührende lange nicht den Eindruck auf sie mache als das Erhabene, wobei sie sich nie der Tränen enthalten könne; ich fand diese Behauptung damals sonderbar, jetzt nicht mehr; ich habe diese Bemerkung auch nachher an Miekchen [Reichardts Tochter] gemacht, an Dich und mehrere andere; alles dies darf aber um Gotteswillen nicht laut werden, sonst werden alle unsere jungen Herren und Damen bei rührenden Stücken gähnen, und nur bei Crebillons oder Shakespeares Erhabenheiten ihre Tränen vergießen wollen, denn nirgends ist doch die affektierte Empfindsamkeit, die Ziererei mehr zu Hause als in Berlin; nirgends wird so viel von Empfindung gesprochen und nirgends weniger empfunden, man will sich in Menschenhaß und Reue und dem Leide der Liebe die Augen ausweinen, und doch habe ich oft dieselbe Dame, wenn sie noch mit nassen Augen aus dem Schauspiele kam, den Bettler mit den härtesten Ausdrücken wegschelten sehen; wozu arbeitet dann der Dichter, wenn die Empfindung nicht wirklich veredelt wird? -

Man fährt und reitet nach Räderungen und Verbrennungen, und doch wollen Damen und junge Herren in Ohnmacht fallen, wenn Roller vom Galgen auf's Theater kommt, die entehrte Bertha im Fiesko beleidigt [wird], und doch wird in der feinsten Gesellschaft genug gesprochen, worüber der Karrenschieber erröten würde. Wahres Gefühl für das Schöne und Anständige ist untergegangen, und wir tändeln jetzt mit einem Schatten. [...]

[5. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

[Weimar], den 11. Mai [1792], abends

O Freude, o Freude! heute Mittag hab' ich [Wolfgang Goethe] schon einen zweiten Brief von Dir [Ludwig Tieck] bekommen; Du kannst gar nicht glauben, wie ich triumphiert habe. Aber ein Ding ist sonderbar. Du hast meinen ersten kleinen Brief - [3 Oktavseiten lang, - es war nichts Merkwürdiges darin - den ich den Dienstag vor 8 Tagen, als den 1. Mai, an Rambach [richtig: Reichardt?] zum Einschluß gab, nicht bekommen. [...]

Ist es denn wirklich Dein Ernst, lieber Tieck, daß Du mich [Wolfgang Goethe] nicht vergessen kannst? O! er muß es wohl sein. Es hat mich recht gerührt, daß Du schreibst: „es

war recht unvorsichtig von uns, daß wir uns die letzte Zeit in Berlin [oder in Weimar?] so oft sahen.“ Es hat mich recht gerührt. O Tieck, Tieck, ich habe es geglaubt, daß Du mir [Deinem Vater] gut wärst; aber kaum, kaum hab' ich es je glauben können, daß Du so zärtlich gegen mich denkst. Und daß Du mir nichts als wahre Empfindung Deines Herzens äußerst, weiß ich. Womit soll ich's Dir vergelten? Du demütigst mich. - Ich breche ab.

Wie bist Du denn zu den ausgebreiteten Bekanntschaften in Koswig gekommen? Und, um's Himmels willen, wie ist es möglich, daß Du in einer Gesellschaft so lange hast Karten spielen können? Das ist ja ganz schrecklich. Ich glaub', ich hätte vor Ärger geweint, wenn ich Dich in eine solche Situation geklemmt gesehen hätte - Dich am Spieltisch, dem Thron von Affen und Laffen, - Dich! Es ist wahrlich viel! Ich bedau're Dich. - Auch die andere Gesellschaft, die Du in Koswig gehabt hast, muß gar herrlich für Dich gepaßt haben. Aber daß Du Karten spielen mußtest, und in die Nacht hinein, das ist mir noch immer das schauerlichste. Ich kann's gar nicht vergessen. Das Fatum muß notwendig [gemeint ist: gewiß] einen Fehlgriff in der Urne getan haben, da es das Los dieses Tages für Dich zog: das fatale Fatum!

Du stielst meiner eigenen Werkstätte von Gedanken etwas, wenn Du mir die Bemerkung machst, daß, um das Große in den schönen Künsten zu fassen, ein selbst groß und erhaben denkender Geist der Kritiker sein müsse. Das hab' ich schon immer gedacht, und, wenn ich nicht irre, Dir auch schon gesagt. Aber das, was Du hinzusetzest, kann ich nicht ganz billigen. Ich weiß nicht recht, warum das Erhabene Dich eher zu Tränen rühren sollte als das Empfindsame. Ad vocem empfindsam, will ich Dir doch einen Zweifel und eine Bemerkung mitteilen. Ich bin nicht recht mit mir einig, was man eigentlich Empfinderei nennen solle. Mir scheint's am Ende bloß affektierte Empfindung zu sein; ich will Dir sagen, warum. Empfindungslose Empfindsamkeitsspötter nennen oft etwas Empfinderei, was an sich schöne, feine Empfindsamkeit ist, und nur dann falsche Empfindung oder Empfinderei wird, wenn jemand es affektiert, [sie] zu haben. Ich sehe z. B. nicht ein, warum der Vorsatz, nicht auf's Feld gehen zu wollen, weil man da mit jedem Tritt eine Menge kleiner, im Sonnenschein spielender Geschöpfe vernichtet, - in gewissen Situationen, auf eine kurze Zeitlang, nicht wahre, echte Empfindung sein sollte. Sagt aber jemand, der an der Modesucht krankt, solche Dinge, und sehe ich's ihm an den unnatürlich verdrehten Augen an, daß er gern beliebte Paradoxa hervorbringen will, kurz, erkenn' ich an ihm die Symptome der Affektation, so würde ich sagen: er empfindet. Denn an sich sehe ich nicht ein, warum es nicht möglich sein sollte, bei allen Dingen unter der Sonne, unter gewissen Umständen, etwas zu empfinden. Und wenn jemand in eine Stimmung versetzt wird, daß er Empfindungen in seinem Busen fühlt, in welchen er noch keinen Vorgänger gehabt, so muß diese seine Empfindung doch für ihn wahr und richtig sein. Oder willst Du noch falsche Empfindung und Empfinderei unterscheiden? Ich [Wolfgang Goethe] habe mich verirrt und erwarte Deine [Ludwig Tiecks] Fackel in diesem kleinen dunkeln Labyrinth. - Sei so gut und belehre mich doch über dergleichen Anfragen, Dubia usw., wenn Du Lust hast. - - Um noch einmal zu Deiner Materie vom Erhabenen zurückzukehren, so scheinst Du mir da etwas verwechselt zu haben. Daß das Erhabene Dich in eine Art von Wut, d. h. in den höchsten Paroxysmus der Begeisterung und Entzückung, versetzt, will ich glauben. Aber Tränen kann wohl nur das Rührende entlocken, - und - wie wir es mündlich ausgemacht [besprochen] haben - das Schauerliche, Schreckliche.

Daß Schmohl durchaus kein freiwilliger Diener der Musen werden, nicht auf dem Altar der Grazien opfern will, wundert mich doch. Sein fremdes, frostiges Betragen gegen Deinen vertrauten Freund Shakespeare muß Dich wohl natürlich beleidigt haben. Sollte Dein Geschmack denn gar nicht an seiner Denkungsart abfärben, [so] wie [Deiner] an der meinigen?

[...] - Unter allen den Abhaltungen, die mich an tausend Dingen verhindert haben, nur nicht an Dich [Ludwig Tieck] zu denken und zu schreiben, habe ich denn doch auch eine höchst angenehme gehabt. Du weißt oder weißt nicht, daß ich in Sachsen, bei Jena, einen Freund habe: er ist es wirklich, denn ich schätze ihn sehr, und habe mich überzeugt, daß er zur Freundschaft geschaffen ist. Vor ein paar Jahren lernte ich ihn hier [in Weimar?] kennen, und seitdem habe ich meinen unterbrochenen Umgang mit ihm durch Briefe

fortzusetzen gesucht. Sein Name? Er heißt Schuderoff, und ist Prediger in Drakendorf und Zöllwitz, 1 Meile von Jena, ein lebenswürdiger junger Mann, dessen jugendlich schöne, feine Gesichtsbildung eine geläuterte Denkungsart und ein edles Herz ankündigt. Er ist zum Besuch hier, und kommt bei seiner Rückreise vielleicht durch Halle. Er ist Kantischer Philosoph, und hat neulich Briefe über die moralische Erziehung herausgegeben, die ich jetzt lese und die recht schön sind. Zweimal bin ich mit ihm im Tiergarten [richtig: im Impark zu Weimar] gewesen. Das frische Grün ist da ganz zauberisch schön. Die gewölbten Birkenalleen sind das lieblichste Bild des Frühlings. Und weißt Du wohl, was ich gestern in der gekreuzten Birkenallee für eine Freude hatte? Du wirst's erraten. Verschwunden war die verdammte Statue ohne Kopf. Ich möchte wissen, welcher gute Genius sie fortgeschleppt oder in die Tiefen der Erde hinuntergeschleudert hat. Der Gang ist nun noch einmal so schön.

[...] Dank für das kleine Gedicht von Deinem Freunde Toll. Es ist süß und lieblich, und wird mir sehr wert bleiben. Ich werd's, wie Deine [Ludwig Tiecks] Briefe, als ein Kleinod aufbewahren. - Verzeihe nur meiner Armut, daß ich Dir jetzt unmöglich etwas mitschicken, und meinem Mangel an Zeit, daß ich Dir nicht etwas abschreiben kann. Wolltest Du so gefällig denken, die Länge meines Briefes als einen Ersatz dafür anzunehmen? - Unsere Korrespondenz soll sich nun nicht wieder verwirren. Du bist wohl so gut, und schreibst mir zuerst wieder, wenn ich nicht zu viel verlange. Doch schreib so wenig oder so viel [als] Du Zeit hast; je mehr natürlich, je besser, aber nur bald. Doch beinahe möcht' ich glauben, mit diesem dringenden „Bald“ Deine Delikatesse zu verletzen, weil mir Deine zwei schnell aufeinander folgenden Briefe eine sehr hohe Idee von Deiner reizbaren Briefschreibetätigkeit eingeflößt haben. Ich werde Dir dann gewiß bald antworten. Oder hoff ich zu vorschnell, und bin ich unbillig, wenn ich von Halle aus, wo Du in mehr Verbindungen und Geschäfte kommst, so oft etwas von Dir zu lesen erwarte? - Aber was schwatz' ich denn? Du bist mein Freund, und wirst schon wissen, was mir gut und lieb ist. So will ich denn mit festem Mut auf Dich hoffen, und mein Vertrauen allein in Deine Freundschaft setzen.

Erläuterung: Warum sollte es „unvorsichtig“ gewesen sein, wenn zwei junge Schulfreunde sich häufig im Park sahen? Es bezieht sich eindeutig auf das wahre Verhältnis Wolfgang Goethes zu Ludwig Tieck, vor dessen Aufdeckung sich Goethe natürlich fürchtete.

Die Sätze „Womit soll ich's Dir vergelten. Du demütigst mich“, dokumentieren Goethes schlechtes väterliches Gewissen.

[Weimar], den 12. Mai [1792], Sonnabend mittags

Von Denis eigenen Oden, Elegien und Liedern muß ich Dir noch sagen, daß mir manches sehr darin gefallen hat. Am schönsten dünken mich die Gedichte zu sein, die er Klagen nennt: z. B. über Gellerts Tod, über den Mißbrauch der Dichtkunst usw. Der letztere Gegenstand ist vortrefflich behandelt. Da wird's recht mit lauten dreisten Worten unserer entarteten Dichterrepublik gesagt, daß nur Empfindung, Empfindung der Genius sein sollte, der das Lied beleben könnte, daß Witz ein verzogenes Kind sei, das nur jenseit[s] des Rheins zu Hause gehöre; und mehr dergleichen, was, wie Du weißt, schon lange meine Herzensmeinung gewesen. „Soll Witz, soll Witz im Liede sein?“ fragt Denis und ich frag's mit ihm.

Ich habe nicht länger Zeit, und muß Dir also ein herzliches Lebewohl sagen. Sag mir doch manchmal Deine [Ludwig Tiecks] Meinungen über meine [Wolfgang Goethes] Meinungen, die ich Dir so in meinen Briefen äuß're. Schreib mir nur ja bald, recht bald; ich antworte dann gewiß auch bald. Sorge für Deine Gesundheit und grüße Halle. O die liebe Reichardtsche Familie [in Giebichenstein bei Halle]! Wenn ich doch Miekchen [Tochter Reichardts?] auch sein könnte! [Ludwig Tieck war in Miekchen verliebt?] Grüße sie herzlich von mir; auch Schmohl [Studienfreund Tiecks], auch die kleinen Mädchen bei Reichardts, die ich noch alle bei Namen weiß. Vielleicht versucht meine Muse bald wieder eine Kleinigkeit, ich schicke sie Dir dann. Schreib' mir bald und bleib' mein Freund.

W. alias Wolfgang Goethe

[6. Brief]

angeblich Tieck an W.

richtig: W. Goethe an Ludwig Tieck

Halle [richtig: Weimar], am 29. Mai 1792

Lieber W. [Lieber Ludwig]!

Daß ich Dir so lange nicht geschrieben habe, mußst Du schon entschuldigen, da ich es nicht entschuldigen kann. Ich kann es nicht begreifen, ich denke täglich, stündlich und augenblicklich an Dich, ich weiß, was ich Dir schreiben will - und doch ist es nicht geschehen. Ich hatte aber auch heute einen Brief von Dir vermutet, denn wir werden es doch wohl so genau nicht nehmen, daß einer nicht eher wieder schreibt, bis der andere geantwortet hat.

Dein neuerlicher langer Brief war mir in meiner Einsamkeit eine rechte Freude. Lieber W. [Lieber Ludwig], Du hast mich bis zu Tränen gerührt, Du sprichst noch ebenso, wie Du in Berlin [und/oder in Weimar, bei Tiecks heimlichem Besuch mit Reichardt zusammen?] sprachest, das heißt mit freundschaftlichem Enthusiasmus, mit einer Schwärmerei, die jeden meiner [Wolfgang Goethes] Fehler mit einem dichten Vorhang bedeckt, - wenn einst dieses Feuer erlöschen sollte, lieber W. [richtig: lieber Ludwig], Du dann meine Fehler und Schwächen sähest und Dir dann meine Freundschaft gleichgültig würdest. Daß Du immer so mit mir sprichst, kann und darf ich nicht erwarten, aber bester W. [richtig: bester Ludwig], laß es nie so weit kommen, daß Du mich verachtetest, daß Dich gereut, einst so mit mir gesprochen zu haben. Doch nein! Diese Besorgnis gehört mit zu denen, welchen ich keine Wohnung in meiner Brust einräumen darf, sie ist auch unnütz; das weiß ich, ich kenne Dich zu gut, so lange Du der bleibst, der Du jetzt bist, so lange kann ich auch Deiner wärmsten Freundschaft versichert sein, und so sehr wirst Du Dich nicht ändern können, daß Du je meine Liebe verkennen solltest, denn sonst - ach! liebster Freund, die Tränen treten mir in die Augen, diese Gedanken versetzen mich in eine Stimmung, die nichts als die Rückerinnerung an jene mit Dir durchlebten Stunden mildern kann. Ich breche ab, um Dich nicht auch traurig zu machen.

Du gibst Dir in Deinem Briefe alle mögliche Mühe, mich stolz zu machen, lieber W. [richtig: lieber Ludwig], aber es soll Dir nicht gelingen. Du hättest mir [Wolfgang Goethe] etwas zu danken? wüßtest Du, wie viel ich Dir schuldig wäre! - Alles! Warst Du es nicht, der mich von der trübsten Schwermut heilte? Gab mir Dein Umgang, Deine Freundschaft nicht alles zurück, was sie mir zurückgeben konnte? Du hast alle meine Gefühle verfeinert und veredelt, Du bist jetzt fast der einzige Mensch, der mich wirklich kennt und der mich versteht. Was ich Dir alles zu danken habe, das empfinde ich erst jetzt recht lebhaft, jetzt, da ich Deiner Freundschaft [gemeint ist wohl: Gegenwart] entbehren muß, ich sehr oft nach der Gegend hin, nach welcher Berlin [richtig: Halle] liegt, und wie der Aufgang des Mondes steigen dann am fernsten Horizont alle jene Szenen auf, in welchen ich einst so glücklich war, sie sinken wieder unter und schwarze Nacht liegt beklemmend um mich her.

Wir hatten ausgemacht, daß ich der Hoffnung nicht weiter Raum geben soll, daß Du ein Jahr oder ein halbes in Halle wohnen solltest ich weiß nicht, wie es gekommen ist, ich habe keine Schuld, diese Pflanze ward von mir gar nicht gepflegt, aber sie ist von selbst zum schönsten Baum emporgewachsen, ich fand ihn erstaunt und ruhe jetzt, da ich es nicht mehr ändern kann, oft unter den Schatten seiner breiten Zweige aus und betrachte über mir das Spiel der grünen Blätter, und schöne Blüten des Trostes fallen auf mich herab - meine Schuld ist es nicht, schilt nicht auf mich, lieber W. [lieber Ludwig], ich kann wahrlich nicht dafür, und da diese Hoffnung jetzt fast das einzige ist, was ich habe, so gönne sie mir immer. Ich habe es nie so lebhaft gefühlt als jetzt, wie sehr ich Deiner bedarf, um zu leben, im eigentlichen Sinn, lieber W. [lieber Ludwig], hast Du nur noch einiges Mitleid mit mir, so komme künftige Ostern sicher [zu mir nach Weimar? Um die Osterzeit war Ludwig Tiecks wirklicher Geburtstag], ich kann es sonst wirklich nicht aushalten, es ist mir hier [in Weimar oder Jena] alles so eng und einzwängend, alle meine Kraft versiegt, die reizende Natur verliert ohne einen Freund, der mit uns empfindet, alles Schöne; statt des Belebenden des Frühlings sieht man in jedem Wesen nur, wie ein jeder Atemzug ihn näher zum Grabe rückt, alles verdorrt und verlischt in meiner Seele; ich bin die wenigen Tage hier schon so traurig gewesen, als ich es seit einem Jahr nicht gewesen bin, ich empfinde bloß, was ich

verloren habe und nicht was ich besitze; o lieber W [o lieber Ludwig], wenn Du es doch über Deinen Vater [über Deinen Pflegevater oder über Deinen väterlichen Freund Reichardt] vermögen könntest, daß er Dich nach Halle [richtig: nach Weimar oder Jena?] schickte, wenn nicht auf Michaeli, [so] doch auf Ostern [Du siehst, wie kühn ich in meinen Hoffnungen bin]; es sind hier [in Jena?] die geschicktesten Professoren, Du brauchst mit keinem Studenten umzugehen, so wenig wie ich es tue, denn ich [Wolfgang Goethe] kenne [fast] niemand [in Jena] und mich kennt [fast] niemand, man wird hier gar nicht bemerkt; der Ton ist überhaupt schon weit gesitteter als ehemals, ach Freund, wenn Du dann in meiner Nähe wohntest und ich Dich dann, wie in Berlin [richtig: Weimar?] oder Du mich zu Spaziergängen abholtest, wir läsen wieder Shakespeare zusammen, Du spieltest mir auf dem Klavier etwas vor, wir besuchten Reichardt zusammen - welche göttliche Aussichten! Entzücken sie Dich ebenso wie mich? Du schreibst, ich soll gesund bleiben; so wie ich jetzt bin und empfinde, kann ich nicht dafür stehen, denn ich bin hier noch keine Stunde vergnügt gewesen - und werde es auch schwerlich sein [...]

Deine lieben Gedichte habe ich [Wolfgang Goethe] schon mehr als einmal durchgelesen, schicke mir doch mehrere [gemeint ist: noch mehr], wenn Du Zeit hast; tu' es ja und schreib' mir, wenn Du kannst, immer so lange Briefe, das ist ja jetzt das einzige, was Du mir geben kannst. Lies doch den „Tasso“, ein Stück von Goethe [richtig: ein Stück von mir [Wolfgang Goethe]], dort ist meine Lage auf die schönste Art geschildert.

[Elegie Goethes an den geliebten Sohn - Ludwig Tieck]

Die Sonne hebt von meinen Augenlidern
Nicht mehr Dein [Ludwigs] schön verklärtes Traumbild auf,
Die Hoffnung Dich zu sehen füllt nicht mehr
Den kaum erwachten Geist mit froher Sehnsucht;
Mein erster Blick hinab in Flur und Gärten
Sucht Dich vergebens in dem Tau der Schatten.
Wie schön befriedigt fühlte sich der Wunsch
Mit Dir zu sein an jedem heitern Abend!
Wie mehrte sich im Umgang das Verlangen
Sich mehr zu kennen, mehr sich zu verstehn!
Und täglich stimmte das Gemüt sich schöner
Zu immer reiner'n Harmonien auf.
Welch eine Dämm' rung fällt nun vor mir ein!
Der Sonne Pracht, das fröhliche Gefühl
Des hohen Tags, der tausendfachen Welt
Glanzreiche Gegenwart ist öd' und tief
Im Nebel eingehüllt, der mich umgibt.
Sonst war mir jeder Tag ein ganzes Leben;
Die Sorge schwieg, die Ahndung selbst verstummte,
Und glücklich eingeschifft, trug uns der Strom
Auf leichten Wellen ohne Ruder hin.
Nun überfällt in trüber Gegenwart
Der Zukunft Schrecken heimlich meine Brust.

Ohne Dich [Ludwig Tieck] bin ich [Wolfgang Goethe] nichts, ich weiß nicht, wie ich mir jetzt vorkomme, Du wirst mich auf Michaelis nicht wiedererkennen, zwar:

Es ist unmöglich, daß ein alter Freund,
Der, lang' entfernt, ein fremdes Leben führte,
Im Augenblick', da er uns wieder sieht,
Sich wieder gleich wie eh' mals finden soll.
Er ist in seinem Innern nicht verändert;
Laß uns mit ihm nur wenig' Tage leben,

So stimmen sich die Saiten hin und wieder
Bis glücklich eine schöne Harmonie
Auf's neue sie verbindet. -

Und dies ist noch mein Trost. Daß ich hier niemand[en] habe, mit dem und in dem ich eigentlich lebe, das wirst Du mir wohl glauben. [...]

[typisch Goethescher Gedanke [siehe >Nachtwachen<]]:

Der Mensch bedarf in seinem engen Wesen
Der doppelten Empfindung, Lieb' und Haß.

[...] Über die Bedeutung der Empfinderei bin ich ganz Deiner Meinung, nur muß man sich doch, glaub' ich, nicht gewöhnen, stets bei kleinen Sachen zu sehr zu empfinden, sonst verlernt man es bei großen, bei denen man es sollte, und insofern dann die Empfindung ausartet, insofern kann man dann auch einen Menschen, der beim Tode seines Bruders nicht inniger weint als über den Tod einer Fliege, einen Empfindler nennen, wengleich seine Empfindung wahrhaft und nicht affektiert ist. Man muß überhaupt den kleinen Empfindungen nicht zu sehr nachhängen, denn man verstimmt sich dadurch und macht sich eigentlich, so paradox dies scheinen mag, gefühllos und zum Handeln untätig.

Ich habe Deinen und meinen Rat befolgt und bin bisher untätig gewesen, allein ich befinde mich dabei um nichts besser:

- - - ich bin gesund,
Wenn ich mich meinem Fleiß ergeben kann,
Und so macht wieder mich der Fleiß gesund.

- - - mir ist nicht wohl
In freier Üppigkeit. Mir läßt die Ruh'
Am mind'sten Ruhe. Dies Gemüt ist nicht
Von der Natur bestimmt, ich fühl' es leider,
Auf weichem Element der Tage froh
In's weite Meer der Zeiten hinzuschwimmen.

Ich [Wolfgang Goethe] muß wieder etwas Poetisches anfangen, ich glaube, dann wird mir besser werden, denn dann bin ich doch wieder in Tätigkeit gesetzt, denn:

Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.
Verbiете du dem Seidenwurm zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt.

Deshalb werde ich Dir nächstens den Plan zum >Lamme< schicken, und wir wollen dann in Gesellschaft das Werk unter dem Schutz der Muse der Schäferpoesie anfangen.

[...] Du mußst zugeben, daß alles, was bei den schönen Künsten gefallen soll, bloß dadurch gefallen kann, indem jeder Künstler die Töne anschlägt, die hell und rein in uns'rer Seele widerklingen; daher lacht der eine, wenn der and're weint; auf diese Art kann der Dichter allein die Rührung bewirken, denn die Rührung ist ja nichts anders als Sympathie, mit denen Personen, die uns rühren: ein Freundschaftszug, der uns zu ihnen hinzieht und macht, daß wir an allen ihren Schicksalen teilnehmen; wir lieben sie mehr oder weniger, nachdem der Dichter sie mehr oder weniger aus uns'rer Seele genommen hat, daher kommt die große Gewalt, die der dramatische Dichter über die Herzen der Menschen haben kann. Wir lieben oft einen Graf Appiani oder einen Just und Tellheim mehr als Menschen, mit denen wir umgehen und die wir täglich sehen, und bloß darum, weil wir mit diesen nicht sympathisieren und sich in jenen uns're eig'nen Seelen spiegeln. Dies scheint mir nun auch der Fall beim Erhab'nen zu sein. Wir entdecken im Erhab'nen uns selbst, die Sympathie zieht uns zu der Person hin, die erhaben denkt, und diese Liebe, mit Verehrung vermischt, kann so stark sein, daß sie in Tränen ausbricht; es ist eine Empfindung aus Mitleid, Freude und Verehrung zusammengesetzt; wir freuen uns, daß ein solcher großer Mensch unser Freund sei, oder sein sollte, wir verehren in dem Augenblicke die Menschheit, wir möchten den Dichter anbeten, der so etwas hervorbringen konnte, und in diesem Augenblick vergießen wir Tränen, indem wir uns're Verwandtschaft mit dem Dichter fühlen; wir freuen uns, daß wir Menschen sind. Daher kann es leicht kommen, daß Erhabenheit vorzüglich

mich leicht zu weinen zwingt, weil ich gewöhnlich die Menschheit verachte, und mich dann plötzlich freundlich bei der Hand ergriffen fühle und mir im schönsten Augenblick die reizendste Versöhnung angeboten wird, und daher weint vielleicht ein and'rer nicht, ob er gleich das Erhabene ebenso stark fühlt als ich, weil es bei ihm dieser Aussöhnung nicht bedarf. Bloße Erhabenheit darf aber in Charakteren nach meiner Meinung dem dramatischen und epischen Dichter nie genügen, sondern er muß sie stets mit dem eigentlichen Pathos verbinden, denn ein Cato von Utica ist unausstehlich, wenn eine Arria von uns Tränen und Bewunderung fordert, daher kommt es auch, daß man bei der Stelle im „Kaspar“ dem Thorringer:

Viel Lärm, aber das kann ich auch!

keine Träne vergießt, weil sie bloß erhaben ist, aber wenn er Thorringer brennen sieht und doch, nach einem Seelenkampf, nach Landshut ziehen will, da möchten wir uns bewundernd vor ihm niederwerfen und anbeten; wir weinen Freudentränen, daß wir Menschen sind, und daß also ein Teil dieses Edelmutts auf uns selbst fällt. Mich dünkt, alles dies beruht auf eben den Grundsätzen, aus welchen auf der Bühne ein Bösewicht nie bloß verhaßt erscheinen darf. Daß viele also das Erhabene nicht fühlen, kommt bloß daher, weil sie diese Sympathie nicht haben, es kommt ihnen unwahrscheinlich vor, sie zweifeln und -spotten. [Siehe Erläuterung.] Das vorzüglich unser Zeitalter sich am wenigsten einer erhabenen Denkungsart rühmen darf, sieht man vorzüglich aus den meisten neu'sten Büchern, in denen es Ton ist, die großen hohen Tugenden des anbetungswürdigen Altertums zu bekritteln und sie aus plumpem Egoismus herzuleiten, - als wenn es nicht zu diesem Egoismus notwendig wäre, gar keinen Egoismus zu haben, um ein Codrus oder ein Mucius Scävola zu sein; ich ärgere mich jedesmal darüber, wenn Menschen, die für so etwas keinen Sinn haben, der großen Vorwelt den Ruhm [den einzigen Lohn, den das wahre Verdienst und wahre Größe begehren kann] rauben wollen, bloß weil sie in ihrem Busen nichts von diesem ätherischen Feuer empfinden.

Verzeih', es sind viel Worte und wenig Ideen, denn ich bin heut gar nicht dazu aufgelegt, über solche Sachen nachzudenken. - Übermorgen ist mein [richtig: Dein [Ludwig Tiecks] „offizieller“] Geburtstag; ich wollte, ich wäre bei Dir in Berlin [richtig: in Halle oder in Giebichenstein]. - Ich hätte Dir noch so vieles zu schreiben, allein meine Uhr hängt vor mir und winkt mir mit ihrem ernsthaften schwarzen Finger aufzuhören. - Grüß' Rambach und Bernhadi [richtig: grüß' Reichardt und Familie?], sag Rambach, daß sein Bruder mir kein Exemplar der „eisernen Maske“ [Roman] geben könne. Hast Du sie [>Die eiserne Maske<] schon gelesen? Lies sie doch, das letzte Kapitel ist ganz von mir [Wolfgang Goethe], einzelne unbedeutende Zusätze ausgenommen; sage aber Rambach nichts davon, daß Du [Ludwig Tieck] es weißt; Du hättest es doch vielleicht erkannt, denn Du bist doch der einzige Mensch, der das kann. Auch vieles im vorletzten Kapitel ist von mir.

Ich habe nun auch den zweiten Akt der >Anna Boleyn< an Rambach geschickt, lies doch beide noch aufmerksam durch, Kleinigkeiten habe ich [Wolfgang Goethe] noch geändert, schreibe mir über manches Deine [Ludwig Tiecks] Meinung. - Es ist fatal, daß ich schließen muß, nun nächstens ein Mehreres; lebe tausendmal wohl und denke zuweilen an Deinen

verlaß'nen Freund [und Vater Wolfgang Goethe]

Erläuterung: Solch ein tiefes Wissen um die dramatische Kunst war einem 18jährigen Wackenroder noch nicht gegeben. Sehr wohl aber dem Theaterdirektor und Erfolgsautor Wolfgang Goethe!

[7. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

[Weimar], Montag, den 4. Juni [1792], Abends

Eben leg' ich Deinen [Ludwigs] Brief wieder aus der Hand, den ich wieder [gemeint ist: erneut] gelesen habe. An meinen verlaß'nen Freund [und Sohn] Tieck soll ich denken? O ich denke oft und mit ganzer Seele an ihn, - aber daß er verlassen sei, - daß eine düstere Traurigkeit sich wieder wie ein Star über das heitere Auge seines Geistes gezogen hat, - daß

er in Halle noch nicht vergnügt gewesen ist, - das, das hatte ich nicht erwartet. Schreibst Du doch fast grade so wie Wißmann [?], dem ich heute früh geantwortet und Trost einzusprechen gesucht habe. Von ihm ahndete ich's; - aber von Dir, wahrlich, von Dir hatte ich's nicht erwartet. Ich glaubte, Du würdest dort Dich zerstreuen, und - wenigstens in den Augen Deiner Freunde, und auch in Deinen eigenen, wenn Du nicht zu tief in Dich hineinblicktest, - einer frohen Heiterkeit genießen. O wehe! daß ich mich getäuscht habe. Du bist in Halle noch gar nicht vergnügt gewesen! Ich bitte Dich, lieber Tieck! Du bist ja lange hinweg über die Periode in dem Lebenslaufe empfindender Menschen, da sie sich alles zu Herzen ziehen, und ihre üble Laune nur pflegen, und es für Sünde halten, sich aus ihren Klauen loszureißen! Du weißt ja über Dich zu siegen, Du hast es mich ja gelehrt, so daß ich auch mir wenigstens Mühe gebe, es ebenso weit zu bringen. Aus Bülzig schriebst Du mir so heiter, daß ich mich recht freute. Was soll ich nun sagen? Ich möchte mich schämen, daß ich hier noch zufried'ner leben soll, als Du in Halle. Tieck, ich bitte Dich, wache auf Dich! - Und was mich in ein bittersüßes Erstaunen setzt, ist, daß Du mich so vermisest. O Tieck, so liebst Du mich [Wolfgang Goethe] denn mehr, als ich je kühn genug war, und sein konnte, zu erwarten? Es ist als hättest Du mir meine Empfindungen gegen Dich aus meinem Herzen geraubt, und strömtest sie nun auf mich zurück. Du gibst mir wieder, alles was ich Dir geben kann? Ich beschwöre Dich, hör auf! Es ist die göttlichste Seligkeit, die ein menschliches Herz zu fassen vermag, aus dem Munde eines Freundes [und Sohnes] sein Lob zu hören! aber dieser Nektar möchte Gift für mich werden. Hör auf mit diesem Wiedergeben und Wechseln der Freundschaftsergebenheiten, denn Du berauscht mich, und wir machen uns in unserer jetzigen Lage [da kein Sprachrohr einmal dem einen die Worte des andern überbringen kann], nur noch unglücklicher. Ich erschrecke auf's heftigste, wenn Du mir in die Augen sagst: ich [Wolfgang Goethe] sei Dir [Ludwig Tieck] zum Leben notwendig! Noch einmal! Was stiehst Du mir meine Gefühle [Vatergefühle?], - warum verwechselst Du die Rollen in dem schönen Duodram[a], das wir [Vater und Sohn] zusammen spielen, und nimmst die meine? Tieck, ich müßte mich ja in den Staub legen und trauern, wenn ich wüßte, daß meine Entfernung Dir so viel trübe Stunden brächte. Ich habe das nie so geglaubt! Du hast mir das nie so deutlich zu empfinden gegeben. O ich möchte verzweifeln, - ich weiß nicht was ich tun soll, um Dich glücklich zu machen. Du nennst meine Sprache Schwärmerei. O wenn ich Dich je weniger lieben könnte, - ich wäre der bedauernswürdigste Mensch unter der Sonne. Und wenn ich je Deiner Freundschaft weniger wert sein sollte, o so erinnere Dich, daß Du mich geliebt hast, und sei so mitleidig, mich wieder zu Dir hinaufzuziehen; verachte mich nicht! - Aber genug! Tieck, laß die wilden Ströme uns'rer Empfindungen sanfter fließen. Wir jagen alles heiße Blut in unsere Adern, und bringen uns durch diese schädliche Erhitzung in einen kranken Zustand.

Wie sehr muß ich es bedauern, daß Schmohl mit Dir nicht mehr harmonisiert. Ich hatte auch das erwartet. Er scheint sich eher von Dir zu entfernen, als sich Dir zu nähern. Was Du mir von Bothen sagst, Du kannst leicht denken, wie auffallend und unvermutet auch das mir gewesen ist. Aber ich glaube es, weil Du es sagst. Wie Menschen sich ändern können! Wenn Du zwischen diesen beiden Dir heterogenen Köpfen hin und her schwankst, so kannst Du freilich nicht in Ruhe sein. Aber - ach! Gott! eben wollt ich einen Trost für Dich aussinnen, und - Du wirst Dir meine Gedankenstriche erklären können. Ja! es ist schwer für mich, Dich zu trösten. Doch wohl Dir, wenn Du keines Trostes bald mehr bedarfst; wenn der rasche Flügel der Zeit die Gewölke vor Deinen Blicken zerteilt hat, wenn der allmähliche Aufenthalt Dir behaglicher wird, und Du Umgang, und in Dir selbst Zufriedenheit findest. Nimm Deine Kraft zusammen, und erhalte Deinen Körper und Geist aufrecht und fest. - Ach! ich schreibe konfuses Zeug! Wollte Gott, Du wärest glücklich. O Du wirst, Du mußt es werden.

[8. Brief]

angeblich: Tieck an W.

richtig: ebenfalls [überwiegend] W. Goethe an Tieck

Halle, am 12. Juni 1792⁶

Endlich habe ich einmal wieder einen Brief von Dir [Ludwig Tieck] erhalten; willst Du mich denn für meine Nachlässigkeit wirklich jedesmal dadurch bestrafen, daß Du mir nicht antwortest? Das tu doch ja nicht. Auch dieser Brief kömmt einen Posttag später [an] als er sollte, allein ohne meine Schuld, denn ich mußte am vorigen Sonnabend notwendig [?] besuchen ...

[...] Was ich mache? Wir haben ausgemacht, daß ich [Dein Vater Wolfgang Goethe] gegen Dir recht aufrichtig sein soll und so muß ich Dir denn freilich wohl sagen, daß ich einige Tage krank, recht krank gewesen bin, und selbst nahe daran war, etwas schlimmer als krank zu werden [Goethe fürchtete, wahnsinnig zu werden.]. Erschrick nicht, ich will es Dir umständlicher erzählen. Lieber W. [richtig: lieber Ludwig], wenn Du recht glücklich sein willst auf mehrere Stunden, so lies den zweiten Teil vom >Genius<, der diese Ostermesse herausgekommen ist; er hat mich [Wolfgang Goethe] äußerst glücklich gemacht; es ist fast gar nichts Wunderbares darin, aber ich habe mich so ganz und gar darin wiedergefunden, alle meine [Wolfgang Goethes] Lieblingsideen so schön ausgeführt, daß ich dem Verfasser außerordentlich gut geworden bin; lies ihn nächstens und besonders aufmerksam die Szenen bei dem Einsiedler, dies ist nach meiner Meinung das Schönste, der Triumph des Verfassers, so dachte ich mir meinen Almansur [wenn Du Dich noch dieses flüchtigen Aufsatzes Erinnerst] dies war mein Ideal, so hatt' ich schreiben, so alles sagen wollen. -

Ich [Wolfgang Goethe] bekam beide Teile vom >Genius<; und weil Schwinger [richtig: Reichardt?] oft bei mir ist, und sich fast eben so oft ennuyiert, und weil mit Schmohl [?] nicht so recht etwas anzufangen ist, und am meisten weil ich mir vom zweiten Teil sehr viel Schönes [schöne Wirkungen?] versprach, so machten wir aus, daß ich Ihnen beide Teile hintereinander vorlesen sollte; wir fingen um 4 [Uhr am Nachmittag] an. Es interessierte sie außerordentlich, wie der erste Teil denn wohl jeden anziehen muß, und wir machten nun aus, daß Schwinger [?] dort bleiben sollte bei uns, weil vorauszusehen war, daß wir schwerlich vor zwei Uhr in der Nacht zu Ende kommen würden; uns're Rechnung traf sehr zu, denn nach neun hatten wir den ersten Teil beendet. Der zweite ward angefangen, ach! und ich [Wolfgang Goethe] bin lange nicht so glücklich gewesen, besonders bei jenen Szenen, von denen ich Dir schon gesagt habe; und gerade bei diesen [es war schon nach 12 Uhr [also Mitternacht durch]] fingen meine beiden Zuhörer alle Augenblick an einzuschlafen, weil hier eigentlich keine Handlung, kein Fortgang der Geschichte war; doch ich war in einer zu schönen Stimmung, alle Menschen waren mir so lieb, die Welt so teuer geworden, daß ich mich darüber gar nicht ärgern konnte, sondern ich las stets weiter mit eben dem Enthusiasmus, mit eben dem ununterbrochenen Eifer; nach 2 Uhr war das Buch geendigt. Eine kleine Pause [folgte], worin ich nichts sprechen, nichts denken konnte, alle Szenen wiederholten sich vor meinen Augen, mir war so zumute wie Dir nach dem ergreifenden Akt einer Tragödie während der schalen Musik; ich hörte das Geschwätz um mich her, ohne es zu vernehmen; ich lag in den lieblichsten Träumen eingewiegt; ich empfand, wie ich nur selten, nur in den schönsten Stunden der glücklichsten Begeisterung empfinde; ich stand so viele Stufen höher als gewöhnlich; tausend Ideen, tausend große Vorsätze schwebten auf goldenen Wolken um mich her und winkten mir lächelnd entgegen - doch wozu will ich Dir beschreiben, was keiner als Du besser empfindet. - Schmohl [?] und Schwinger [?] [richtig: Reichardt und Familie, bzw. und seine Gäste] gingen in die [Schlaf-] Kammer[n], um sich schlafen zu legen; ich [Wolfgang Goethe] wollte die Nacht auf einem Stuhl zubringen, wie ausgemacht war. - Das Licht ward entfernt, ich war allein, Nacht um mich her; nur eine sommerliche Dämmerung brach sich durch die Fenster, und kuckte schläfrig hinter den weißen Gardinen hervor; die Nacht schien mit trüben, verdrießlichen Augen nach dem Tage hinzublicken. Ich [Wolfgang Goethe] stand gedankenvoll mit dem Arm auf einen Stuhl gelehnt, in jener schönen erhabenen Schwärmerei verloren, nur für Schönheit empfänglich, süße Töne wie abgebrochene Gesänge schwärmten [tönten] um mein träumendes Ohr, rosenfarbene Bilder

⁶ Aufenthaltsort Goethes unbekannt, laut >Goethes Leben von Tag und Tag<, sogenannte „leere Seiten“ in Goethes Biographie.

umgaukelten mich mit blauen Schmetterlingsflügeln, - als plötzlich - noch schaudere ich, wenn ich [Wolfgang Goethe] daran denke, noch kann ich die Möglichkeit nicht begreifen - als wie in einem Erdbeben alle diese Empfindungen in mir versanken, alle schöne grünenden Hügel, alle blumenvolle Täler gingen plötzlich unter, und schwarze Nacht und grause Totenstille, gräßliche Felsen stiegen ernst und furchtbar auf; jeder liebliche Ton verwehte, Schrecken umflog mich, Schauer, die gräßlichsten, bliesen mich an, alles ward um mich lebendig, Schatten jagten sich schrecklich um mich herum, mein Zimmer war als flöge es mit mir in eine fürchterliche schwarze Unendlichkeit hin, alle meine Ideen stießen gegeneinander, die große Schranke fiel donnernd ein, vor mir eine große, wüste Ebene, die Zügel entfielen meiner Hand, die Rosse rissen den Wagen unaufhaltsam mit sich [siehe Erläuterung: typisch Goethesches Gleichnis]; ich fühlte es wie mein Haar sich aufrichtete, brüllend stürzte ich in die [nächste] Kammer. - Jene, in der Meinung, ich will sie erschrecken, schreien ebenfalls, als plötzlich sich die kleine Kammer wie zu einem weiten Saal ausdehnt, in ihnen [sah ich] zwei riesenhafte Wesen, groß und ungeheuer, mir fremd, deren Gesicht wie der Vollmond ist [o jetzt versteh' ich erst ganz diese vortreffliche Schilderung im König Lear], mir war, als sollt' ich niederstürzen, die Angst und Wut schüttelte alle meine Glieder, ich hätte beide niedergestochen, hätt' ich einen Degen in meiner Gewalt gehabt. Ich [Wolfgang Goethe] war auf einige Sekunden [richtig: auf mehrere Minuten oder gar Stunden] wirklich wahnsinnig. Jetzt kam eine verlorene Idee zurück [siehe >Nachtwachen<], ich stürzte vorüber, den Zügel wieder zu fassen, der Wagen stand. „Um Gotteswillen! ich werde rasend!“ rief ich, und sank halb ohnmächtig nieder, alles gewann nach einem kleinen Kampfe seine natürlichen Umrisse wieder, ich fand mich selbst wieder. Ich war äußerst ermattet. Alle meine Pulse klopfen hörbar. Meine Phantasie arbeitete aber immer noch, wie ich mich nur von wenigen Stunden erinnern kann, der Anblick des Weißen war mir besonders schrecklich, Schmohl [?] mußte sich daher seinen Überrock anziehen; er war mir noch immer etwas fremd, ich entsetzte mich noch jedesmal, so oft ich ihn ansah. Höchst ermattet legte ich mich endlich auf's Bette, aber alles erschreckte mich, die Tür der Kammer stand auf, und unser Zimmer war mir wie das Reich des Todes, man mußte die Tür zumachen; über eine Stunde brachte ich in einem Zustande zu, der einer Ohnmacht des Körpers nahe war, indes alle Kräfte der Phantasie krampfhaft arbeiteten. Das Licht ward endlich ausgelöscht. Sobald ich die Augen zumachte, war mir, als schwämme ich auf einem Strom, als löste sich mein Kopf ab und schwämme rückwärts, der Körper vorwärts; eine Empfindung, die ich sonst noch nie gehabt habe; wenn ich die Augen aufmachte, war mir's, als läg ich in einem weiten Totengewölbe, drei Särge nebeneinander; ich sehe deutlich die weißen, schimmernden Gebeine, alles dehnte sich in eine fürchterliche Länge, alle meine Glieder waren mir selbst fremd geworden und ich erschrak, wenn ich mit der Hand nach meinem Gesichte faßte. Schmohl [richtig: Reichardt?] war mir immer ein fürchterliches Ungeheuer, das die einbrechende Dämmerung des Morgens fürchterlichen Gestalten umwandelte. So brachte ich noch eine entsetzliche Stunde zu, alle Schrecken des Todes und der Verwesung umgaben mich, alles Schöne war mir erstorben; ich konnte keinen angenehmen Gedanken denken. Einigemal schlief ich ein, Du weißt, daß das Einschlafen mit einer krampfhaften Zuckung anfängt, diese war aber so gewaltsam, daß ich davon fürchterlich in die Höhe geworfen wurde. Endlich schlief ich ein und erwachte äußerst ermattet. Ich konnte den ganzen Tag nicht ausgehn, und mich kaum von einem Stuhl zum andern bewegen.

- Dieser Vorfall hat die Besorgnis, die ich Dir schon ehemals mitgeteilt habe und die mir so fürchterlich ist, daß ich [Wolfgang Goethe] nämlich wahnsinnig werden möchte [gemeint ist: könnte], um vieles vermehrt, um vieles wahrscheinlicher gemacht.

Wer weiß

Was in der Zeiten Hintergründe schlummert.

sagt Karlos, und auch ich fürchte das Erwachen mancher noch jetzt verborgenen Furchtbarkeit, denn Unglück und Traurigkeit war ja mein [Wolfgang Goethes] Schicksal von meinen frühesten Jahren [an], es wird sich jetzt nicht ändern, ach, wüßtest Du, welche bange Ahnungen mich jetzt manchmal umschweben, ich sollte mich doch schon daran gewöhnt haben alles zu verlieren, was mir in der Welt teuer ist, aber noch habe ich es nicht so weit bringen können; vielleicht kann ich es nie, und habe ich denn gewonnen, wenn ich

es kann? - Beklage mich, lieber Freund, Du wolltest mir nicht glauben, daß ich nie glücklich werden könne, nimm jetzt immer meine Überzeugung an.

O verzeih mir meine Schwärmereien, die Dich nur ängstigen müssen, aber Aufrichtigkeit sollte ja das erste Gesetz unseres Briefwechsels sein, ich will dies Gesetz nicht zuerst brechen, dies mag meine Weitläufigkeit entschuldigen; nur unter solchen Freunden, wie wir sind und bleiben wollen, ist es verzeihlich, viel von sich selbst zu sprechen; und meine Empfindung sagt es mir nur zu oft, daß meine Eltern und Geschwister [richtig: meine [Wolfgang Goethes] Mutter und meine [Wolfgang Goethes] Kinder] und Deine [Ludwig Tiecks] Freundschaft das einzige sind, was mich [Wolfgang Goethe] noch an diese Welt fesseln können; ich wünschte oft, von diesen [richtig: von euch] weniger geliebt zu werden, um ohne einen einzigen wehmütigen Rückblick in das Leben - sterben zu können; der einzige Augenblick, in welchem ich gewiß glücklich sein werde. - Ich [Wolfgang Goethe] falle wieder in den schwermütigen Ton, ich muß weinen, o habe Geduld mit meiner Schwäche, bester, liebster Freund; lege den Brief auf einige Zeit weg, und laß Dir Deine Zärtlichkeit sagen, daß ich mich jetzt besser befinde, und glaube ihr diesmal immer. -

Daß ich Dir schreibe, hat mich äußerst schwermütig gemacht. Ich bin jetzt überhaupt schwächer geworden, als ich vordem war. Am Sonntag vor acht Tagen war ein kleiner Ball bei Reichardts; ein Gartensaal ward sehr poetisch mit Tannenzweigen und Blumenkränzen ausgeschmückt, ich [Wolfgang Goethe] half mit daran arbeiten, am Sonntag früh aber ward ich von Jasmin und von Zugluft so schwach, daß ich kaum aufrecht stehen konnte, alle meine Gieder zitterten, ich sah wie ein Toter aus, nur eine gewaltsame Kur, wie gewöhnlich, konnte mir helfen; ich lief in der größten Sonnenhitze, so stark ich nur konnte, nach der Stadt, trank hier schnell recht starken Kaffee, und lief dann in der brennenden Hitze des Mittags eben so schnell zurück. Dadurch war mir um vieles besser. Doch bin ich beim Tanzen mitten in der größten Freude nicht im mindesten vergnügt gewesen, die Vergangenheit verfolgte mich allenthalben, gleich einem zu zärtlichen Freunde. Alles Tanzen kam mir, ich weiß nicht warum, so unnütz vor, das Vergnügtsein so unzweckmäßig. Ich überzeuge mich täglich mehr davon, daß ich nicht für die Welt gehöre, in der Einsamkeit ist mir besser.

Der Ball endigte sich um 11 Uhr [in der Nacht]; ich hatte ziemlich viel, aber ohne alle Teilnahme getanzt, fast alle Gesichter waren mir zuwider, ich bemerkte allenthalben Affektation und elende Eitelkeit, wo es vielleicht auch nicht der Fall war. Ich ging mit [?] nach der Stadt, unter dem unerträglichsten Geschwätz, das mir in meiner wehmütigen Stimmung höchst zuwider war; ich sprach kein Wort, mögen sie es meinethalben immer für Ziererei gehalten haben! Es war am 3. Juni, vielleicht bist Du ausgegangen gewesen und erinnerst Dich, daß es ein göttlicher Abend war, der Mond schien so hell, die Luft war so heiter und war der Himmel so [dunkel-]blau. Ich begleitete mechanisch meine Gefährten bis zum Tor [von Halle] und kehrte dann um, ohne von ihnen eben bemerkt zu werden und ohne ein Wort zu sprechen. Ich [Wolfgang Goethe] forderte von der Natur Ersatz für die verlorenen Stunden und erhielt ihn, ich war wirklich einmal glücklich. Ich ging neben Gärten hin, wo mich der balsamische Duft von tausend Blumen umfing, die Lichter erloschen nach und nach in den Häusern, die Hunde bellten mir allenthalben nach, ich ging vor [richtig: an] einer Wassermühle vorbei, deren schäumender Wasserfall wie Flammen in dem Strahl des Mondes flutete; alles war so schön, so abenteuerlich. Ich setzte mich oft nieder, die schönen Gegenden zu übersehen. Die Saale glänzte vor mir wie ein großer See, tausend kleine Sterne zitterten auf der ungewissen Oberfläche, ein leichter goldener Nebel ruhte über die ganze Gegend, die Wogen der Saale tönnten in der einsamen Nacht wie die Schritte eines Wanderers, bald wie Harfentöne, bald wie das Rudern eines Schiffes. O wie oft dachte ich [Wolfgang Goethe] an Dich [Ludwig Tieck], wie oft wünscht ich Dich an meine Seite. Endlich stieg ich auf die Felsen, die schönste Gegend bei Giebichenstein, wie alles romantisch vor mir lag, mir war, als lebt' ich in der fernsten Vergangenheit; die Ruinen des Ritterschlosses blickten so ernsthaft nach mir hin, die Felsen gegenüber, die Felsen über mir, die wankenden Bäume, das Hundebellen, alles war so schauerlich, alles stimmte die Phantasie so rein, so hoch. Oft saß ich halb im Traum, halb wachend, mit einem Auge süße Träume sehend, mit dem andern in die schöne Gegend blickend. -

Rührend ist mir immer der Untergang des Mondes [siehe >Nachtwachen<]; er senkt sich so still, so bescheiden, einem Größern Platz zu machen, voll so ruhiger Scham, und doch ist es, als könnte man ihm die tiefe Kränkung ansehen, daß er weichen muß, daß er nicht mehr nicht heller glänzen kann - ach, verzeih! Du siehst, wie ich heut zum Schwärmen aufgelegt bin. - Das Heraufkommen des Tages ist mir immer so bang, so erwartungsvoll, die ganze Natur scheint aufmerksam. Jetzt steig' ich auf den höchsten Felsen. - Das Morgenrot glänzte um den ganzen Horizont, - kurz, diese Nacht [in der Nähe von Giebichenstein] gehört zu den schönsten Stunden meines [Wolfgang Goethes] Lebens; sie wird mir unvergeßlich sein, ich habe hier manches gelernt, manches empfunden, was ich vorher nicht wußte, nicht empfand.

Erinnerst Du Dich vielleicht noch, daß ich Dir einst in Berlin versprach, die Geschichte meiner Empfindungen und Ideen von meiner Kindheit an niederzuschreiben; ich bin jetzt sehr oft in einer Stimmung, die mich an dies Versprechen erinnert. Ich will Dir nächstens den Anfang davon schicken, wenn es Dich noch so interessiert, wie vordem.

[...] Reichardts ausgenommen, habe ich [Wolfgang Goethe] jetzt doch noch einen Menschen, zu dem ich mit Vergnügen gehe, und das ist - Burgsdorff; wir haben unsere alte Bekanntschaft erneuert [Erläuterung: Burgsdorffs Vater war bis 1777 Geheimrat zu Weimar, daher kannte Goethe wohl die Familie Burgsdorff], und leben jetzt auf einem recht vertrauten Fuß. Weil er reich ist, lebt er hier recht brillant, er wohnt auf dem Wege nach Giebichenstein in einem Garten, hört diesen Sommer keine Kollegia, sondern studiert bloß etwas für sich. Er ist sehr vernünftig, viel vernünftiger als in Berlin, ob er gleich eben nicht in der besten Gesellschaft lebt; ich halte ihn jetzt wirklich für einen großen Kopf, er kann gewiß alles, was er will. Gleich nach dem ersten Besuch mußte ich ihm durchaus etwas von meinen [Wolfgang Goethes] Sachen vorlesen, denn er wollte durchaus nicht glauben, daß ich nichts Poetisches geschrieben hätte; er hat [verzeih meine Schwachheit] die „Anna Boleyn“ gehört, und ich bin mit mir selbst sehr zufrieden, daß ich sie ihm vorgelesen habe, denn er hat mir darüber sehr scharfsinnige und interessante Bemerkungen mitgeteilt, besonders über den Charakter Heinrichs, auch über den „Alla-Moddin“ habe ich manches Gute von ihm gelernt; er besitzt sehr viel natürlichen Scharfsinn, wenn er diesen durch Studium ausbildet, kann er einst in jedem Fache viel leisten.

- Vielleicht machen wir beide nächstens eine kleine Reise zusammen nach dem Harz, meine Gesundheit scheint wirklich eine Reise zu fordern. - Nächstens will ich auch auf dem Petersberg [in der Nähe von Halle] die Sonne aufgehen sehn, es soll eins der entzückendsten Schauspiele sein. -

Ich übersehe wieder Deinen Brief und freue mich, daß Du [Ludwig Tieck] so vergnügt gewesen bist; sei es oft, und auch ich bin es dadurch etwas mehr. Hüte Dich doch ja vor zu viel Arbeiten, Du kannst noch glücklich sein, aber bist Du einmal auf dem Punkt, auf dem ich [Wolfgang Goethe] stehe, dann ist jeder Wunsch vergebens; die wahre Melancholie läßt ihren Gefangenen so wenig wieder frei wie der Acheron.

Die Erscheinung des anmaßlichen Gespenstes [im >Genius<] hat auf Dich einen andern Eindruck gemacht, als sie auf mich gemacht haben würde; ich sehe, daß Du darin stärker bist als ich. So etwas versetzt mich jedesmal in ein wehmütiges Entsetzen [wie es der Verfasser des >Genius< sehr schön nennt]; ich würde wirklich sehr geschauert haben, ja ich hätte können krank davon werden, denn für mich [Wolfgang Goethe] sind oft Wirklichkeit und Nachbildung in Ansehung der Folgen einerlei. - Spillner [richtig: Reichardt?] hat eine sehr enge Kammer, worin gerade ein Bett und ein Stuhl Platz haben; die Tür hat ein Glasfenster; ich war neulich gerade da, als ihn Carow [?] und Köhler [?] besucht hatten. Spillner und Köhler setzten sich mit dem Lichte in diese enge Kammer, und ich [Wolfgang Goethe] schauderte so heftig, daß ich dadurch in eine Art von Wut versetzt ward, denn sie waren mir beide mit einem Male ganz fremd [eine Empfindung, die sich bei mir sehr leicht einstellt], und sahen wie wahnsinnig aus. Daß Wahnsinn ansteckt, wird mir immer deutlicher, und so glaube ich, muß man auch die Worte Hamlets verstehn: „Die Kerls werden mich noch wirklich verrückt machen!“ Denn ich glaube, daß auch der Mensch [wenn er schwache Nerven hat] wirklich wahnsinnig wird, wenn er sich einige Zeit wahnsinnig stellt; und Shakespeare macht also wieder zwei schöne Kontraste zwischen dem starken heldenmütigen Edgar und dem schwachen Hamlet. - Ob noch kein Schauspieler

nach einer wahnsinnigen Rolle wirklich wahnsinnig geworden ist? [Analogon: siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Wolfgang Goethe<.] Man hat von so etwas nur wenig Nachrichten. Von mir würde ich etwas Ähnliches befürchten. - Daß der Dichter, der einen Wahnsinnigen schildert, wirklich es indes sein müsse, davon bin ich überzeugt.

[...] Darf ich wohl auf diesen Brief schon [in] über acht Tage [heut ist Dienstag] Antwort erwarten? - Schreib mir doch recht oft, recht oft! hörst Du? - Du glaubst nicht, mit welcher Sehnsucht ich [Wolfgang Goethe] einem Brief von Dir entgegensehe. - Wenn Du Zeit und Lust hast, schreib mir öfter, auch wenn ich Dir nicht geschrieben haben sollte, denn alles was von Dir kommt, ist mir erfreulich. Herzlichen Dank noch dafür, daß Deine Briefe immer so lang sind, wenn ich kann, will ich es jederzeit erwidern. - Antworte mir bald!

Der Vorgang, von dem Du mir schreibst, ist nach meinem Urteil abgeschmackt, die Gefräßigkeit! - soll sie denn ein Gegenstand der Tragödie oder Komödie sein? - Die Geschichte Saturns und seiner Kinder wäre ein allerliebstes Sujet. - Dabei fällt mir Deine Aufgabe wegen der Allegorie ein, ich [Wolfgang Goethe] kann Dir diesmal nichts darüber schreiben, aber nächstens. - Du hast mich auch [zu]letzt über die Wirkung des Erhabenen zur Verantwortung gezogen; ich möchte mich an Dich⁷ rächen und Dir ein anderes Rätsel aufzulösen geben. Hast Du Zeit und Lust nachzudenken, so schreib mir doch nächstens Deine Gedanken über das Naive, es ist ein äußerst schwerer Gegenstand, von dem wir schon im Tiergarten [und/oder im Park zu Weimar] sprachen, und an den ich mich lange nicht habe wagen wollen, endlich aber glaube ich, etwas Festes darüber aufgefunden zu haben, darum schreib mir doch, ob sich hierüber auch unsere Gedanken, wie so oft, begegnen. Sollte es Dir nicht gelegen sein [denn oft tut der Zufall, der uns gerade auf eine Idee führt, hierin mehr als das schärfste Nachdenken], so will ich Dir nächstens einige Bemerkungen darüber schicken, die, soviel ich mich erinnern kann, neu sind. Urteile dann darüber.

[...] Die Reichardtsche Familie läßt Dir⁸ vielmals grüßen. Hensler studiert jetzt in Kiel. Reichardt hat den „Theseus“ von Rambach gelesen und sein Urteil ist fast das Deinige; er findet viele schöne Verse, aber ebenso viele Härten; die Szene im Garten zwischen Ariadne und Theseus findet er etwas frostig, und er sagt, ein Komponist, der es wüßte, was im Gesange auf dem Theater Effekt machte, würde ihm fast die Hälfte des Gesanges wegstreichen.

Lebe recht wohl
am 12. Juni [Datum zweifelhaft]

1. Erläuterung: ein typisches und unverwechselbares Goethesches Gleichnis ist das von den „wilden Pferden“, die des Schicksals Wagen vorantreiben. Goethe vergleicht also das Schicksal [den Schicksalswagen] des Menschen mit einer Quadriga, einem von vier Pferden gezogenen antiken Rennwagen.

1. Stelle: in einem Brief an Herder schrieb Goethe [WA IV.2, Brief Nr. 88, Zeit: ca Mitte Juli 1772]: „Wenn du kühn im Wagen stehst, und vier neue [gemeint ist: frische] Pferde wild unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkst, den austretenden herbei, den aufbäumenden hinabpeitschest, und jagst und lenkst, und wendest, peitschest, hältst, und wieder ausjagst, bis alle sechzehn Füße in einem Takt ans Ziel tragen - das ist Meisterschaft, Virtuosität ...“

2. Stelle: am Ende des IV. Buches von >Dichtung und Wahrheit< schrieb Goethe: „Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? ...“

3. Stelle: im 8. Brief W. Goethes an seinen Sohn Ludwig Tieck: „die große Schranke fiel donnernd ein, vor mir eine große, wüste Ebene, die Zügel entfielen meiner Hand, die Rosse rissen den Wagen unaufhaltsam mit sich ...“

⁷ Typisch Goethesche Grammatik: Dich anstatt Dir.

⁸ Typisch Goethesche Grammatik: Dir anstatt Dich.

4. Stelle: in dem Roman >William Lovell<, dessen wahrer Verfasser Wolfgang Goethe ist [siehe auch Kapitel V.2 auf Seite 82]: „Schon seh ich die wilden Pferde die Zügel zerreißen, rasselnd springen sie mit dem Wagen den schroffen Felsenweg hinunter, an den Klippen zerschmettert liegt das Fuhrwerk ...“

5. Stelle: in einem Werk Goethes, das im Jahre 1823 unter einem Pseudonym veröffentlicht wurde, fand ich folgende Variante von den „wilden Pferden“, der absolute Beweis für Goethes Verfasserschaft:

„Bin ich denn noch derselbe, der mit jugendlichem Mute den Wagen des eigenen Schicksals zu lenken gedachte; der ich wähnte, die Zügel der wilden Rosse in den starken Händen zu halten, bald hier bald dort ablenkend; der ich in reger Lust des Lebens die Bahnen rascher noch hinabzufliegen strebte, der Kraft gewiß, mit der ich nach eigenem Gefallen die Schritte aufhalten zu können glaubte? ...“

2. Erläuterung: Was Wolfgang Goethes schwere psychische Erkrankung betrifft, siehe auch das Kapitel IV.3: Analogismen und Indizien für Goethes Verfasserschaft im >William Lovell< und Kapitel IV.4: interessante Auszüge aus dem >William Lovell<.

3. Erläuterung: Der Grammatikfehler „ich möchte mich an Dich rächen“, anstatt „ich möchte mich an Dir rächen“, ist ebenfalls typisch für Goethe.

[9. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

Der Anfang des Briefes Nummer 9 ist eine reine Erfindung Tiecks. Nicht er hatte einen Wahnsinnsanfall, sondern der 47jährige rastlose Schriftsteller Goethe. Im zweiten Teil stoßen wir wieder auf ein echtes Brieffragment Goethes, in welchem Goethe dem Sohn abzuraten versucht, die Universität zu wechseln. In Halle schien es Ludwig Tieck nicht zu gefallen und er wollte nach Erlangen gehen. Goethe riet eindringlich davon ab. Der Grund ist einleuchtend. Halle lag näher und zudem befand sich die Reichardtsche Familie in der Nähe, wo Ludwig Tieck jederzeit Unterstützung finden konnte.

Sonnabend, den 19. Juni, Mittag

[...] Du würdest am Ende [...] nach Erlangen gehen. Bedenke genau, was Du tust; frage Dich selber sorgfältig um Rat, ehe Du hierüber etwas, vielleicht aus einer Übereilung, die Du späterhin bereuen möchtest, zu beschließen wagst. Zürne nicht, und [was noch tausendmal ärger wäre] mißverstehe mich [Deinen Vater] nicht, argwöhne nichts, was ich Dir verschwiege, unter dieser Vorsicht versteckt. Es ist dies ein Punkt, über den ich mit der nacktesten Offenheit mit Dir sprechen muß. Also noch einmal: bedenke zuvor, ehe Du Dich entschließt; und glaube nur um Gotteswillen nicht, daß ich aus einer gehässigen Kälte und aus Vernünftelheit zu unrechter Zeit die Wirkung Deiner leidenschaftlichen Liebe zu mir stören will. Es ist zu Deinem Besten, was ich sage. Du wirst in Halle bis Ostern gewiß immer mehr Behagen fühlen, wirst in angenehme Verbindungen verkettet werden und manchen schönen Umgang anspinnen. Nun prüfe Dich selber ja mit Strenge, ob Du stark genug bist, alles dies aufzuopfern, um - einem einzigen Menschen zu gefallen, von dem Du doch nach einem oder eineinhalb Jahren alsdann wieder getrennt bist, 30 Meilen weiter in die Mitte von Deutschland hinein zu ziehen. Es würde nichts kränkender für mich sein, als wenn Du dies mißverständest, und nur auf einen Augenblick verleitet werden könntest zu glauben, meine Liebe zu Dir wäre um einen Gran verringert geworden. ... Vielleicht, daß es möglich wäre! - könnte meine [Goethes] Gegenwart die Wolken von Deiner Stirn scheuchen. Aber dann die Trennung wieder! Welch ein neuer Blitz für uns beide! - Nur keine Aufopferung von Deiner Seite, Tieck! Ich will keine Schuld auf mich geladen wissen! Und wenn ich künftig auch nur etwas weniger Deine Liebe verdienen sollte, und Du auch nur etwas von Deiner heißen Liebe nachgelassen hättest, - - doch, wo gerat' ich wieder hin. O, ist es denn nicht vergönnt, daß wir [Vater und Sohn] zusammen glücklich sein können? Nun - vielleicht! Die Hoffnung soll mich nie verlassen! Möchte sie Dir auch beistehen!

Vergib mir, wenn mein Brief heftig und sonderbar ist. Ich küsse Dich zärtlich, und - verspreche, wenn es nur irgend geht, Dir künftigen Posttag wieder zu schreiben. Gott sei mit Dir.

W., alias W[olfgang] Goethe

[10. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

[Weimar], den 18. Juni, Montag Abend

Da ich versprochen habe, Dir wieder zu schreiben, so kann ich unmöglich Deine Erwartung täuschen. Ich halte solch ein Versprechen, Dir getan, für das kräftigste Mittel, mich zu etwas zu zwingen, wenn das Geschäft, an Dich zu denken, das mir das süßeste ist, noch eines Zwanges bedürfte. Aber wahrlich, ich fühle es, ich hätte Dir ganz gewiß wenigstens ein paar Zeilen geschrieben, wenn ich auch die zeitraubendsten Abhaltungen gehabt hätte, denn ich weiß es selber gar zu gut, was es heißt, vergeblich [zu] warten, und seine sicheren Hoffnungen vereitelt sehn. Aber Abhaltungen und Zerstreungen habe ich jetzt doch bis zum abscheulichsten Überdruß. Es ist ein großer Trost, den ich Dir geben kann, daß Du frei, nach Deiner eigenen Willkür, in schöner Unabhängigkeit Deiner Zeit genießen kannst; indeß ich [Wolfgang Goethe] durch Geschäftsgänge und durch überhäufte Vergnügungen durch meinen trägen Körper, der eines eisernen Schlafes gewohnt ist, und durch die inkonvenienten Verhältnisse mit manchen meiner Bekannten beständig nicht nur an Beschäftigungen, sondern auch an selbstgewählten Erholungen und an besserem Umgange gestört werde.

[...] Wenn Burgsdorff wieder solider geworden ist, so freut mich's sehr. Grüß ihn herzlich.

Bernhardi denkt, wenn er irgend kann, in den Hundstagsferien nach Halle zu reisen, und freut sich sehr zu Dir. Es hatte schon auf einen Brief von Dir [Ludwig Tieck] gewartet. Ich habe ihm Deinen gegeben [richtig: übersandt]; auch die an Deine liebe Schwester hab' ich abgegeben [richtig: übersandt]. Warum schreibst Du ihr nicht öfter? Versäume ja nicht, an sie [Sophie Tieck] und an Deine Eltern [richtig: Pflegeeltern] zu schreiben. Hörst Du? Deine Schwester [richtig: Ziehschwester Sophie Tieck] verrät ein so gutes, sanftes Gefühl, und so viel Liebe und Zärtlichkeit für Dich!

Erläuterungen: Diese übergroße „Liebe und Zärtlichkeit“ Sophie Tiecks für ihren Ziehbruder Ludwig sollte noch eine böse Krise heraufbeschwören. (Siehe weiter unten das Kapitel: Ludwig Tiecks wahres Verhältnis zu Sophie Tieck.)

[11. Brief]

angeblich: Tieck an W.

richtig: mehrere Brieffragmente W. Goethes an Tieck

Mit der größten Freude habe ich Deine Briefe erhalten und vorzüglich aus dem ersten gesehn, wie sehr Du mich [Goethe] liebst. Daß man mich [Goethe] mißversteht, bin ich schon gewohnt, aber liebster W. [richtig: liebster Tieck], wir beide sollten uns nicht mißverstehen. Glaube ja nicht, daß ich mir den Schein geben wollte, besser zu sein als ich wirklich bin, ich kenne meine Fehler und Schwachheiten so ziemlich, aber diese Schwachheit habe ich wenigstens abgelegt. Du [Tieck] hältst mich also für einen Toren, für einen der größten Toren, für ein Kind, das sich erst mutwillig den Kopf an der Mauer [an]stößt, und dann jedem entgegenläuft und ihm klagt, daß es Schmerzen empfinde? Daß ich krank wurde, war diesmal wahrlich ohne meine Schuld [geschehen], es war nicht der Trotz, den ich sonst wohl zuweilen an mir bemerkt habe, ich kannte mich noch nicht genug, ich traute mir mehrere [mehr] Kräfte zu als ich wirklich besaß, es war kein vorsätzlicher Fehler. Ich habe Dir und niemand anders meine Empfindungen vorgelegt, weil Aufrichtigkeit das erste Gesetz unseres Briefwechsels war. -

Ich [Wolfgang Goethe] hasse das Leben nicht mehr, seit ich Freunde habe, die mich mit den schönsten Fesseln zurückziehen; seit ich Dich [Ludwig Tieck] kenne, weiß ich, daß vielleicht ernste Pflichten auf mich [Deinen Vater] warten, daß ich Hoffnungen nicht als ein

Boshafter ermorden darf, meine Eltern [richtig: meine Kinder?] lieben mich, mein Tod würde auch der ihrige sein, eben so [der Tod] meine[r] Schwester [richtig: meiner Mutter]. Vielleicht kann ich [Goethe] ihnen [meinen Kindern] einst wiederbezahlen, was ich Ihnen schuldig bin, und [es] gehört zu meinen schönsten Träumen, ihnen ihr hilfloses Alter [Im Sinne von: ihre Jugend und ihr Erwachsenwerden] zu erleichtern. Du siehst, wenn ich dies alles fühle, daß ich dann unmöglich der Leichtsinnige sein kann, für den Du mich wirklich hältst; der von einem Vermögen schwelge, was ihm nicht gehört. Wäre ich allein in der Welt, dann, ich gestehe es - doch wozu? ich will abbrechen, da ich heut' überdies einmal froh, sehr froh gewesen bin.

Unterlaß ja nicht, den zweiten Teil des >Genius< zu lesen; er ist schöner als der erste. Ich habe Dir dies Buch schon und den >Tasso< empfohlen; ich will Dir jetzt noch ein anderes, [das] mehr als >Tasso< [ist], und beinahe noch mehr [ist] als der >Genius<, empfehlen: die >Estelle< von Florian; es ist ein Schäferroman, ein wahres Meisterstück, doch Du sollst mir dann selbst Dein Urteil darüber schreiben, mich hat es mehr als einmal zu Tränen gerührt. Lies es aber ja im Französischen, die deutsche Übersetzung kann Dir unmöglich den dritten Teil des Entzückens gewahren, das ich durchgängig gefühlt habe. Es ist äußerst naiv und oft rührend naiv, unter vielen sehr naiven Ideen nur eine herauszuheben: ein Schäfer ist auf eine bestimmte Zeit von seiner Geliebten getrennt; damit diese Zeit desto schneller vergehe, treibt er die Schafe am Abend viel früher ein als die andern Hirten, er glaubt, wenn er früher [Feier-] Abend mache, werde es auch um so früher Morgen werden. Dieser einzige Zug muß Dich schon bewegen können, das Ganze zu lesen; es ist überdies nötig, wenn wir noch beide [d. h. Du] das >Lamm< schreiben wollen [wozu ich [Goethe] Dir vielleicht schon mit diesem Briefe den Plan mitschicke].

In >Kabale und Liebe< hat mir Fleck [Schauspieler] nie gefallen wollen, am wenigsten in den Szenen mit Louisen, die letzten und den Schluß des zweiten Akts spielt er göttlich. Kaselitz und Reinwald sind vielleicht unter der Kritik. Die Unzelmann spielt ziemlich, Herdt vortrefflich (alles nach meiner [Goethes] Meinung). - Ist es Dir nicht aufgefallen, daß Schiller in dem Sekretär Wurm einen großen Fehler begangen hat? Erinnerst Du Dich noch, daß wir es einst an Shakespeares Bösewichtern bewunderten, daß man sie gar nicht hassen könne? - Dies ist hier nicht der Fall. - Er wird so sehr gehaßt, daß er selbst die Illusion stört, weil er gar zu abscheulich ist [denn er ist in meinen Augen abscheulicher als Franz Moor, der doch noch bereut] am meisten in der großen Szene, in welcher er Louisen den Brief diktiert.

[...] Weißt Du denn aber auch, von wo ich Dir diesen Brief schreibe? Aus einer Schenke in Waldeck auf dem Wege nach Gernrode, wo ich [Goethe] Burgsdorff besuchen will. Du wirst Dich erinnern, daß ich nach dem Harz eine kleine Reise verfertigen wollte [um dies gute alte Wort auch einmal wieder zu brauchen], eine Krankheit hielt mich acht Tage ab, heut bin ich aufgebrochen. Neben mir an ist Musik und Tanzen, und auf dies und die Schenke schiebe alle vorgefallenen Unrichtigkeiten [im Text des Briefes], das schlechte Papier usw. - Du wirst den Brief zwar jetzt nicht erhalten, aber ich will Dir denn doch immer schreiben.

Lieber W. [richtig: lieber Tieck], die Reise ist es, die mich so froh gemacht hat; die Bewegung hat mein Blut, die Gegenstände meinen Geist rascher umgetrieben.

Schlaf wohl, ich bin sehr müde. [...]

[12. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

Freitag, den 20. Juli [1792]

Mein zärtlich geliebter Tieck!

Endlich hör ich einmal wieder etwas von Dir. Gewiß hätt' ich schon lange, wirklich lange schon wieder an Dich geschrieben, wenn ich nicht so viel Zerstreungen gehabt hätte. Ich habe in der Tat allen meinen Verstand und meine [innere] Überredung, d. h. mein Phlegma aufbieten müssen, um bei Deinem Stillschweigen, das mich so lange beunruhigt hat, nicht zu unruhig zu werden. Da ich Deine Harzreise ahndete, so war ich ungewiß, ob mein Brief Dich schon wieder in Halle antreffen würde; auch erwartete ich immer einen

von Dir, heute aber am sichersten, und - ich bin inniglich froh, daß ich mich nicht getäuscht habe. Aber glaube es mir auf mein Wort, ich hätte, wenn Du auch noch längere Zeit geschwiegen hättest, es doch kaum übers Herz bringen können, Dir Vorwürfe darüber zu machen: ich hätte es wahrlich nicht getan.

Seit Deinem letzten Briefe habe ich oft mit sehr zärtlicher Rührung und reger Empfindsamkeit an Dich gedacht; und ich bin über alles glücklich, daß Du, wie ich sehe, auch an mich noch immer mit einer Innigkeit denkst, die ich erst seit Deiner Entfernung aus Deiner Schriftsprache recht erkenne.

Verzeihe es meiner Freundschaft, wenn ich in meinem vorletzten Briefe das demüthige Gefühl der Hochschätzung, den meisternden Ton heftiger Vorwürfe angenommen hatte. [Wegen Tiecks Plan, die Universität zu wechseln.] Aber Du hast mir schon verziehen. Ich weiß es ja auch selbst, wie übel dieser Ton mir [Goethe] steht, und wie häßlich dabei meine Empfindungen verzerrt werden. Doch der Fall, der diese Diskursion veranlaßte, hatte mich zu gewaltsam erschüttert, als daß, - nun - möge ewige Vergessenheit darüber ruhn. Daß g'rade jenes Dein Übelbefinden nicht eine Frucht der Tollkühnheit war, die ich schon manchmal, wenigstens in Gedanken, an Dir gerügt habe, kann sein; daß Du aber die großscheinende Schwachheit [Selbstmordgedanken?] sonst gehabt hast, - [Tieck, verzeih' um's Himmels willen, daß ich es wieder Schwachheit nenne; in's Gesicht könnt' ich's Dir wahrlich nicht sagen; ich weiß nicht, warum ich's mir vergebe [es] zu schreiben?] nun, das gestehst Du selber ein. Und davon [von den Selbstmordgedanken?] Dich abzubringen, [wohl Dir, wenn Du Dich selbst schon geheilt hast], das allein war die Absicht meiner Invektive gegen Dich. Und o! wie erhaben dünkt ich mich als ein Glied der Kette, die Dich an diese Erde fesselt. Ich glaube, ich habe meine Bestimmung in der Welt genugsam erfüllt, wenn ich nur ein starkes Glied dieser Kette bin. Möchte sie nimmer zerreißen.

Du bestrafst mich mit der größten Belohnung, wenn Du zu meinem Einwand wegen Deiner Wahl von Erlangen bloß sagst, ich [Goethe] hätte Dich [Ludwig Tieck] mißverstanden. Wenn ich aber in einer Sache, wo Eigennutz [doch der edelste denk' ich], mit der Besorgnis für die Zufriedenheit des Freundes kämpft, nicht so nachsichtig wäre, wenn ich strengere Beweise von Deiner Seite fordern könnte, daß nicht das Glück, was mir zuteil werden soll, Dir abgehen würde, so würde ich in der Tat Deine Erklärung hierüber wenig befriedigend finden. Du hättest in Halle keine Verbindungen, deren Auflösung Dir wehe tun könnte? Hast Du nicht die Reichardt'sche Familie, Burgsdorff, und vielleicht noch andere? Hast Du nicht schöne Gegenden, die Dich kennen und die Du liebst, Flumina nota usw? Bist Du Deinen Eltern [richtig: Deinem väterlichen Freund Reichardt und Deinem wirklichen Vater] nicht näher? - Doch meine selbstsüchtige Seele hält mir den Mund zu, da meine liebende Seele mich fortfahren heißt.

Scheine ich Dir nicht einem Kinde ähnlich, das nur darum sich so lange nötigen läßt, ein Geschenk anzunehmen, um es nachher mit desto größerem Scheine des Rechts, mit desto begierigeren Händen ergreifen zu können? Ich will nicht entscheiden, in wie fern Du in dieser Vorstellung unrecht haben möchtest. Dennoch, - überlege: sieh auf Dich selbst. Wenn dann unser beiderseitiger sehnlichster Wunsch erfüllt werden kann, wenn wir an einem Orte die blumenreichsten Jahre des Lebens [richtig wohl: Deine [Ludwig Tiecks] blumenreichsten Jünglings-Jahre des Lebens] zusammen zubringen dürften: o welche unaussprechlich reizende Aussicht in die Zukunft! Zwei Wesen [Vater und Sohn], von dem traurigen Schwall und Wüste der Welt isoliert, in einer Freiheit, die Götter beneiden könnten, in einer Sorglosigkeit, die man vergeblich an andern Orten der Erde und in andern Zeitpunkten des menschlichen Lebens sucht, - durch nichts an die Menschen, bloß an einander mit den unauflöslichsten Banden gekettet: - so setzen wir uns dann mit Entzücken auf die Schaukel des Glückes, und lassen uns zusammen von unsern Freuden in herrlichem Schwunge bis an die Sterne schleudern: Coetusque vulgares udamque spermimus humum! - Aber ich schweife wieder aus! Ach! diese Seligkeit scheint mir zuweilen so groß, daß, - soll ich nach der bäuerischen Einfalt meiner dunkeln, ahnungsvollen Empfindungen sprechen? - daß ich bange davor bin. Denn ich kann mich nicht überreden, wie das im Guten so haushälterische Schicksal, das so genaue Rechenbücher über die Freuden und Leiden hält, die es uns zuteilt, mich mit einem so großen Kapital beschenken könnte, ohne mir nachher

dafür die drückendsten Zinsen abzufordern. Doch ich trage diese Beschwerden, wenn Du mich so glücklich machst. Und ich nehme Deine Wohltat, die Du an mir tun willst, mit dem dankbarsten Gemüte an, wenn sie Dich nicht gar zu viel kostet. Dabei bleibt's. O ich habe heut schon herrliche Szenen aus uns'rer künftigen Gemeinschaft geträumt! -

[...]

Erläuterung: Diese „großscheinende Schwachheit“, die Goethe an dem Sohn Ludwig Tieck rügte, könnte durchaus mutlose Hoffnungslosigkeit, ja Verzweiflung gewesen sein, wegen seines Studiums. Tieck hatte offensichtlich Lernprobleme, schließlich kehrte er 1794 der Universität ohne Abschluß den Rücken.

[13. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

Montag [Datum absichtlich weggelassen?]

Wo bleibt mein Brief, den ich nun wohl bald erwarten dürfte? Wenn zu allen Deinen Fähigkeiten hinzukäme, Ordnung und Pünktlichkeit zu beobachten, so würdest Du ein ganz vollkommenes Wesen sein, - vielleicht zu vollkommen für diese Welt. Ich freue mich nur über mich selbst, daß ich jene Schreibträgheit und Nachlässigkeit im Korrespondieren bei mir nicht bemerke; doch ich habe freilich fast lauter angenehme Briefwechsel.

[...] Sie [die Herzoginmutter Anna Amalia?] wünscht mich nach Frankfurt zu ihrem Sohn [Herzog Karl August]. Ach! ich wünschte mich am ersten zu Dir! zu Dir, Du Freund meiner heiteren, entzückt frohen Stunden, und meiner trüben, launenvollen Apriltage! Wann werd' ich Dich wiedersehen? - Soll ich Dir einen kleinen Schreck einjagen? Ich kann Dich nicht langer täuschen und mit Vorbereitungen hintergehn. Kehr' um und lies die Antwort:

Künftigen Montag! -

Höre die Auflösung meines Rätsels. Ich bin vor Entzückung außer mir; ich taumle in der seligsten Hoffnung! [...] Ich sehe Dich - diesen [im Sinne von: kommenden?] Montag - in Halle [richtig: in Gotha?]. Wer hätte gedacht, daß ich geboren wäre, um so glücklich zu sein!

Aber ich eile, Dir einige langweilige Betrachtungen vorzupredigen, die ein paar Tropfen Wassers in das Feuer meiner Entzückung tröpfeln. Es wird nicht angehn, daß wir länger als einen Tag in Halle [richtig: in Gotha] bleiben; denn unsere Zeit ist beschränkt. [...] Wen ich außer Dir in Halle sehen möchte? Keinen als Reichardts! Diese Familie liebe und schätze ich [Goethe] innig. - O ich sehe es schon im Geist, wie wir in ihrem romantischen Garten [in Giebichenstein] wandeln, und vom Giebichensteiner Felsen herab die Landschaft unter uns liegen sehen! Dann meinen Arm um den Deinen und meinen Mund auf Deine Lippen, - so kenn' ich nichts Höheres! An dem Tage wollen wir die Zeit mit unserm süßen Geschwätz so ausfüllen, daß kein Moment ungenutzt bleibt, - so wie in einem wohlgefüllten Raum von Menschen kein Apfel zur Erde kommen kann.

So lebe denn wohl, mein Teuerster! Ich brenne vor heißer Sehnsucht, Dir an den Busen zu fliegen! - Nur! - erwarte mich nicht zu ängstlich zu einer gewissen Stunde, - freue Dich nicht zu sehr auf einen vergänglichen Tag, - hörst Du? - Doch sei, wenn Du von meiner Hand berührt wirst, eben der gütige Freund, der Du in einer Entfernung von 20 Meilen geblieben bist.

Mit entzückungsvoller Hoffnung des Wiedersehns - Dein Freund

[und Vater] W. Goethe

Erläuterungen: Am 8. August 1792 reiste Goethe von Weimar ab, um den Herzog in den Rheinlanden zu treffen und ihn auf seinem „Frankreichfeldzug“ zu begleiten. Am 12. August kam er in Frankfurt bei der Mutter an. Aber erst am 21. August 1792 reiste Goethe von Frankfurt ab, um den Herzog in Mainz zu treffen. Ich halte es für möglich, ja sogar für wahrscheinlich, daß Goethe die Gelegenheit seines Besuches bei der Mutter in Frankfurt nutzte, um ihr den Sohn der Urania, Ludwig Tieck, vorzustellen. Sieben „heilige Tage“ lang verlebten Vater und Sohn [Frau Ajaz Sohn und Enkelsohn] in Frankfurt im Haus der Großmutter. Natürlich reiste Ludwig Tieck incognito, unter falschem Namen. Goethe gab

ihn wohl als seinen Diener aus. Selbstverständlich besuchten die Beiden auch den Park des Schlosses in Homburg vor der Höh. Die versteckten Andeutungen im nächsten Brief, worin Goethe von „sieben heiligen Tagen“ spricht, lassen es vermuten.

[14. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck [nach dem Abschied geschrieben]

[Frankfurt, Zeit ca Mitte August 1792]

Mein liebster, mein bester Tieck!

O Wehe! da bin ich wieder von Dir gerissen, und muß mich in Gesellschaften [zu Frankfurt am Main] herumtreiben, die gegen die Deine so sehr abstecken, wie - die schöne Venus, die ich heute [...] gesehen habe, gegen den Kerl im Leipziger Garten, der mit dem Schlag 15 sich den Dolch in die Schulter stieß!

[...] Ich [Wolfgang Goethe] werde nicht die heiligen 7 Tage vergessen, die ich mit Dir verlebt habe! Empfange meinen feurigsten Dank für Deine Freundschaft, mein zärtlich geliebter Tieck!

[...] Bleib gesund: grüße Burgsdorff, Reichardts und - die Giebichensteiner Felsen. Lebe wohl Du Teurer: Dein Bild steht mir ewig vor der Seele; und die 7 Tage, besonders den in Wörlitz [in Wahrheit: den Tag im Park von Bad Homburg, dem „tempe“ der Empfindsamen], vergesse ich nie.

Es wird mir schwer, mich von Dir zu trennen, aber die Zeit [gemeint ist: die Kriegszeit] will's. Leb wohl. Ewig

Dein Dich liebender [Vater]

W. [alias Wolfgang Goethe]

[15. Brief]

Der 15. Brief ist wahrscheinlich [überwiegend] ein echter Brief des echten Wackenroder an Ludwig Tieck.

[16. Brief]

angeblich: Tieck an W.

Der 16. Brief ist nichtssagend. Könnte eine reine Erfindung Tiecks sein.

Am 16. Dezember 1792 kam Goethe erst von seinem „Frankreichfeldzug“ in Weimar an. Die folgenden zwei Briefe [genauer gesagt: der 17. und 19. Brief] wurden demnach während seiner Rückreise an den Sohn, Ludwig Tieck, geschrieben.

[17. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

November 1792, Sonnabend Vormittag

Mein geliebter Tieck,

[...] Übrigens muß ich Dir in allem Ernst sagen, daß jedes kleine Geschöpf Deiner Muse [gemeint ist: jede kleine dichterische Produktion], es mag so roh sein als es will, mich doch immer leichter in den poetischen Humor stimmt, als sonst etwas. Aber überhaupt habe ich gemerkt, wenn ich von Dir nichts höre oder sehe, - so feiert meine Muse, ich vergesse sie. Ist's doch, als wäre Dein [Ludwig Tiecks] Geist ein Teil von ihr, als zöge sie aus ihm nur Nahrung, als wäre sie nichts ohne ihn. Es ist mir gar auffallend, daß, sobald ich was von Dir lese, oder, noch besser, mit Dir mündlich in das Feld der Poesie hineinschweife, mein Blut sich erwärmt, und ich meine lebhafteren Empfindungen in Rhythmen daher strömen zu lassen versucht werde. Jetzt habe ich wenig Zeit; allein sollte ich etwas dichten, so schick' ich's Dir. Doch zweifle ich, bald.

[...]

W. alias W. Goethe

[18. Brief]

Der 18. Brief, Tieck an Wackenroder, dürfte ebenfalls [größtenteils] echt sein. Er enthält einige Informationen über Tiecks Aufenthalt in Göttingen.

[19. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

[Ort unbekannt], den 27ten November 1792, Dienstag, Abends

Mein innigstgeliebter Tieck!

Es sieht zuweilen wohl so aus, als wenn ich ohne Dich eine Zeitlang so notdürftig vergnügt leben könnte; aber im Grunde ist's doch nicht wahr, und ich betrüge mich selbst, wenn ich mir so viel zutraue. Du kannst versichert sein, daß ich in dieser Stunde aus wahren Bedürfnis an Dich schreibe: es ist mir, um diesen Abend noch mit Ehren und guter Manier zu erleben, so notwendig [...] Wo sind die schönen Zeiten, da ich keinen Nachmittag oder Vormittag ruhig sein konnte, wenn ich Dich nicht gesehen hatte; da ich an jedem Tage mit Dir ein oder zwei Stunden zusammen genoß und unsere Seelen sich einander umarmten? Wie oft strichen wir gegen Mittag, wie oft zur Zeit der untergehenden Sonne im Tiergarten [und/oder im Park zu Weimar?] herum, den ich nun wohl über einen Monat [richtig: vier Monate] nicht gesehn habe! Und wenn wir Abschied nahmen, taten wir es nie, ohne voraus zu bestimmen, wann wir uns wiedersehen würden. [...]

Es wird Dich wohl nicht befremden, wenn ich von Schmohl's Briefen weiß. Gütiger Himmel, es ist eine traurige Erfahrung, daß sich Menschen so fürchterlich ändern und rätselhaft werden! Ich mag kein Wort weiter darüber verlieren. Aber das wünschte ich, dazu beitragen zu können, daß Du Dich beruhigst. Du kannst es Dir ja wohl vorstellen, daß Deine liebe gute Schwester Deine Eltern und sich selbst mit den natürlichsten Gründen gegen jene, mir unbegreiflichen, Niederträchtigkeiten besänftigt hat. Gottlob, daß Du fort aus Halle bist. Schreiben wirst Du ihm doch gewiß wohl nicht. Ich wünsche von ganzer Seele, und bitte Dich inniglich, ihn und seine schlechten Streiche so bald als möglich zu vergessen. Ich mag nichts mehr davon sagen, über diesen unerhörten Vorfall. Ich bitte Dich nur, Dich zu beruhigen, lieber Tieck! [Siehe unten die Erläuterung.]

Donnerstag, Abends

Gestern war ich mit [...] in dem Konzert, wie gewöhnlich des Mittwochs. Weil ich da gewöhnlich sehr aufmerksam bin, so ist es mir besonders auffallend, wie müde die Musik mich immer macht: ich fühle es sehr, wie die Töne, wenn man sie mit ganzer Seele aufnimmt, die Nerven ausdehnen, spannen und erschlaffen.

[...] Wir wundern uns alle, aber nicht ohne herzliche Freude, über Deine Sorgfalt und Emsigkeit im Schreiben. Ich höre, Du bist so fleißig in Göttingen, und lebst vergnügt. Bleib gesund, arbeite nicht zu viel, damit ich Dich auf Ostern wohlauf sehe.

Du glaubst nicht, wie lebhaft ich gestern Abend, am Ende des Konzerts, als ich im Winkel saß, an unsere herrlichen Tage auf der Reise, besonders an den in Wörlitz [richtig: Bad Homburg] dachte. Gott was war das für ein Vormittag! Idealischer hab ich nie einen erlebt. Erinnerst Du Dich des halben Stündchens, da wir in dem Felsengemache auf den Steinen saßen, und durch die Öffnung auf den ruhigen Kanal heruntersahen? Wie lachte alles um uns her, wie milde leuchtete die Sonne, und in welch liebliches Blau hatte sich der Himmel gekleidet! Bei allem dem aber bin ich fast überzeugt, daß ich mir diesen Morgen jetzt noch schöner vorstelle, als er in der Tat war; und ich glaube, daß es mir [Wolfgang Goethe] mit allen meinen vergangenen angenehmen Schicksalen so geht. In der Erinnerung sondert die Phantasie alles Heterogene von selber ab, scheidet alles stillschweigend aus, was nicht in den Hauptcharakter des Bildes gehört, und gibt uns für das immer noch mangelhafte individuelle Bild ein Ideal. Noch eigentlicher ist dies das Geschäft der Hoffnung. Überhaupt glaub' ich, daß in der Welt nichts so schön sei, daß man sich's nicht noch schöner vorstellen könnte, und daß also der so gemeine Ausruf bei einer schönen Gegend: „man kann sie sich nicht schöner vorstellen“, grundfalsch ist. Einen Strauch hingesetzt, wo ein dürrer Fleck, eine Lücke in der Landschaft war; eine hervorstehende

Felsmasse, die eine reizende Aussicht verdeckt, weggenommen, und das Ganze gewinnt unter unserer schöpferischen Hand unendlich. Doch das ist wohl leicht einzusehen.

[...] Ich [Wolfgang Goethe] habe keine lebendige Aufmunterung; die Hälfte meiner Seele ist von mir gerissen! Und meine Zeit wird von oft nicht würdigen Dingen und Zerstreuungen besetzt. Ach! die Jurisprudenz! Wann werde ich mich überwinden können, nur mein Gedächtnis mit der Terminologie, Definition, Distinktion u.s.w. zu bemühen! Was ist das Römische Recht für ein seltsam Gewebe von Worten und Worten und Worten, womit die einfachsten Sachen umspinnen sind! Und was führt ein Richter für ein Amt! Eine Begebenheit, die Herzen zersprengen und Köpfe wahnsinnig machen kann, eine Sache der Leidenschaft, der menschlichen Seele, wie sieht er sie an? Er sucht unter den verschiedenen barbarischen Namen, welche die Römer den Klagen gegeben haben, den aus, der für den Fall paßt; und nun wird das Uhrwerk aufgezogen, es geht seinen Gang und läuft ab. Es ist grade so, als wenn der Knabe, der rechnen lernt, auf seinen schematisch aufgesetzten Einmaleins oben 4, an der Seite 5 aufsucht, und mit beiden Fingern zusammenfährt, bis er auf 20 trifft. Ehe diese Sache zu Ende ist, sind schon 100 neue eingelaufen: das Räderwerk geht immer und ewig, - jene Menschen trotzen aller menschlichen Empfindung, nähren sich von Blut und Tränen; - o man kann sich das Bild sehr schrecklich machen! - Aber freilich sprech' ich wohl etwas einseitig. Ich selbst indeß mag nie Richter, nie ein großer Jurist sein. - ⁹

Du bist von mir immer das aufrichtigste Urteil gewohnt gewesen. Dies und nichts mehr mag die Einleitung dazu sein, daß ich Dir gestehe, in Deinem >Adalbert und Emma<, das ich heut Abend durchgelesen habe, wenig Vortreffliches gefunden zu haben. Das meiste ist [ich spreche immer von Dir, und in Vergleichung mit dem, was Du vermagst] sehr gewöhnlich, und trägt die deutlichsten Spuren der Flüchtigkeit an sich. Warum müssen doch Leute wie Du so schnell schreiben! Die Züge, die Du an 10 verschiedenen Orten unter 100 weniger schönen hinwirfst, könnten, zusammengestellt, Meisterstücke geben! Wenn doch mehr vollkommene, wenigstens mehr ausgearbeitete Werke erschienen. - Doch dies paßt hier nicht. - Im Ganzen bleib' ich hartnäckig bei meinen Gedanken, daß das Charakteristische des Ritterkostums im ganzen Geiste nicht so recht dargestellt ist. Aber darüber ein andermal. Dann kommt's mir so vor, als wenn nicht die einzelnen Umstände unter Deiner Hand sich Dir dargeboten und sich zu Deinem Zwecke hingeneigt hätten, sondern, als wenn Du sie immer selbst hättest zusammenholen und zum Ziele bringen müssen. Ich meine, man sieht zu sehr immer das Bedürfnis des Verfassers; es ist alles zu

⁹ Analogon: siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura<, alias J. W. Goethe: „Ich nähete mich der einen [Figur] und erblickte ein Wesen in einem Schlafrock am Arbeitstisch, von dem ich anfangs zweifelhaft /31/ blieb, ob es ein Mensch oder eine mechanische Figur sei, so sehr war alles Menschliche an ihm verwischt und nur bloß der Ausdruck von Arbeit geblieben. Das Wesen schrieb, in Aktenstöße vergraben, wie ein lebendig eingescharrter Lappländer. Es kam mir vor, als wollte es das Treiben und Hausen unter der Erde schon im voraus, über ihr, kosten, denn alles Leidenschaftliche und Teilnehmende war auf der kalten, hölzernen Stirne ausgelöscht und die Marionette saß, leblos aufgerichtet, in dem Aktensarge voll Bücherwürmer. Jetzt wurde der unsichtbare Draht gezogen, da klapperten die Finger, ergriffen die Feder und unterzeichneten drei Papiere kurz nacheinander. Ich blickte schärfer hin - es waren Todesurteile. Auf dem Tische lagen der Justinian und die Halsordnung, gleichsam die personifizierte Seele der Marionette.

Tadeln konnte ich's nicht; aber der kalte Gerechte kam mir vor wie die mechanische /32/ Todesmaschine, die willenlos niederfällt. Sein Arbeitstisch war die Gerichtsstätte, auf der er in einer Minute mit drei Federzügen drei Todesurteile vollstreckt hatte. Beim Himmel, hätte ich die Wahl zwischen beiden, lieber wäre ich der lebende Sünder als dieser tote Gerechte.

Noch mehr ergriff es mich, als ich sein wohlgetroffenes in Wachs bossiertes Konterfei ihm unbeweglich gegenüber sitzen sah, als wäre es an einem leblosen Exemplare nicht genug, und eine Doublette nötig, um die tote Seltenheit von zwei verschiedenen Seiten zu zeigen.“

schwach. Auch sind Deine Schilderungen Dir zu häufig entfahren. Ich könnte Dir viel Belege und Beispiele zeigen, aber das ist zu weitläufig. Die Schilderung, wie Emma ihren Adalbert nach und nach vergißt, und Friedrich hingegen das Gegenteil, ist sehr gut. Aber dadurch, daß Emma nachher gleich zwischen Wilhelm, den sie zum erstenmale sieht, und Adalbert, einen ehemaligen wahren Geliebten, dessen Gedächtnis in ihrer Seele schlummert, gleich eine so grelle Vergleichung anstellt, ist höchst widrig. Die einzige echt genievolle Stelle, die sich mir aufgedrungen hat, ist die Schilderung von Adalbert's Hinreiten zur Friedens - Burg, am Ende: diese ist sehr erschütternd. Die Idee in den letzten Versen am Ende ist sehr artig. Die Stelle: „Als er am Morgen aufwachte, war Adalbert und sein Versprechen, sein erster Gedanke“, ist ganz aus der menschlichen Seele geschöpft.

Sonnabend: Gestern Abend hab' ich Deiner Schwester den neuen Teil des Stücks ganz vorgelesen [richtig: mit der Post übersandt] und mich über ihre [briefliche] Urteile sehr gefreut. Sie stimmten fast durchaus mit den meinigen überein. Sie sagte sehr richtig bei jener widrigen Stelle: Eine neue heftige Leidenschaft verlischt gänzlich die Erinnerung der alten. [Eine satirische Spitze Ludwig Tiecks auf seine Schwester Sophie Tieck, die ihren Bruder so sehr liebte?] In Löwenaus Entschuldigung vor sich selbst sind auch viel wahre und schöne Stellen, nur zerstreut.

Meinen herzlichen Gruß an Deinen Burgsdorff. Wißmann [?] läßt Dich grüßen. Ich [Wolfgang Goethe] freue mich unendlich auf Ostern und auf die Zeit nach Ostern! Ich bestelle Dir noch eine Stube und eine Kammer? - Schreib mir bald, mein liebster, einziger Tieck und bleib' gesund.

Erläuterung: Der Studienfreund Schmohl benahm sich angeblich niederträchtig gegen Ludwig Tieck? Welche „Niederträchtigkeit“ könnte er begangen haben? Im 1. Brief steht: „Die Abschrift der >Anna Boleyn< hab' ich [Goethe] auch gesehen ... Schmohl's und Deine [Ludwig Tiecks] Hand [gemeint ist: Handschrift] wechselt auf eine kuriose Art ab. Einmal hat Schmohl nur ein paar Worte geschrieben: es ist viel, daß Du [Tieck] mehr Geduld [zum Abschreiben] hast als er [Schmohl].

Dies könnte bedeuten: Wolfgang Goethe rechnete es dem Sohn hoch an, daß er beim Abschreiben der >Anna Boleyn< mehr Geduld [d.h. Leistung] aufbrachte als Schmohl. Ich bin überzeugt, nicht Tieck oder Rambach ist der Verfasser der >Anna Boleyn<, sondern Wolfgang Goethe. Möglicherweise war der junge Tieck zu vertrauensselig zu dem Studienfreund Schmohl und gestand ihm, daß er gar nicht der Verfasser der >Anna Boleyn< sei, sondern Goethe. Das Werk sollte wohl an einen Verleger verkauft werden, um Tiecks Einkünfte aufzubessern. Tieck mußte daher das Stück zuerst einmal abschreiben, denn er brauchte eine Kopie des Werkes, falls er die Erstschrift nicht von dem Verleger zurückerhielt oder sie auf dem Postweg verloren ging. Vielleicht bot Tieck dem Freund Schmohl ein Honorar an, wenn er ihm bei der Abschrift der >Anna Boleyn< helfen würde. Die „Niederträchtigkeit“ Schmohls könnte gewesen sein, eine Indiskretion in Bezug auf die wahre Verfasserschaft der >Anna Boleyn< begangen zu haben. Schmohl merkte durch irgend einen Zufall, dass Ludwig Tieck gar nicht der wahre Verfasser der Werke war, die er den Verlegern unter seinem Namen zum Druck anbot.

[20. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

Dienstag [Datum unbekannt]

Mein lieber, bester Tieck!

Unsere Briefe haben sich begegnet, und mit ihnen unsre Seelen. Sollte mein etwas dickleibiges Schreiben ja das Unglück gehabt haben [von der Zensur], geöffnet zu werden? Nun, was tut's! Was wird man gelacht haben über meine gereimte Verzweiflung, die ich Dir geschickt habe!

Es trägt sehr viel zu meinem [Wolfgang Goethes] Vergnügen, ja zu meinem Leben bei, daß ich Dich in Göttingen so glücklich weiß. Möchte sich das nie ändern, so lange Du dort bist, und möchtest Du eine eben so schöne Zukunft erwarten und finden, wenn ich Dich in meine [väterliche] Arme wieder aufnehmen werde. Ich freue mich schon darauf,

wie Du mir in Erlangen [siehe Pflingstreise Ludwig Tiecks mit W., alias W[olfgang] Goethe, die von Erlangen aus begann] den Shakespeare erklären wirst. Da ich wenig geistvollen Umgang habe, so tue ich itzt auch, so viel ich auf gute Weise kann. Du hast vielleicht schon aus meiner neulichen Anführung aus einem altheutschen Gedichte ersehen, womit ich mich jetzt beschäftige. [...]

Ein paar Neuigkeiten. Im zweiten Stück des 110ten Bandes der >Allgemeinen deutschen Bibliothek< hab' ich ganz vor kurzem Rambach's >Theseus auf Kreta< recensiert gelesen. Man hat ihm nur etwa 1 1/2 Seite gegönnt, und darauf stand weiter nichts, als: daß der Plan schlecht sei, daß man lange nicht so holprige, unmusikalische Verse gesehen, und daß die Schreibart in Prosa höchst affektiert sei. Die beiden letzten Punkte waren mit einigen Beispielen belegt. Wieder eine Bestätigung meines Urteils. - - Moritz hatte neulich geheiratet. Siede [der abscheuliche Mensch] ist mit Moritz' Frau davongegangen? aber man hat sie eingeholt, und Siede sitzt im Arrest. - Bei Moritz fällt mir noch eins ein. Sage mir, erkläre mir, wie kommt es, daß er, allem Anschein nach, jetzt einen so sonderbaren Charakter annimmt: schon seit einiger Zeit hab' ich von glaubwürdigen Leuten gehört, daß er sich gegen den Grafen Herzberg auf der Akademie mit der kriechendsten Schmeichelei bezeigen soll. Das ist mir doch noch ein wenig unerklärbarer, als daß er Grammatiken¹⁰ schreiben konnte. Erkläre mir, wenn Du kannst, ich bitte Dich recht sehr, diese räselhafte Erscheinung an Deinem Zwillingbruder. Das Fatum darfst Du in der Tat nicht bezweifeln.

Über >Adalbert und Emma< hast Du mein Urteil. Natürlich war's nur ein flüchtiger Aufsatz, wie Du nun auch sagst. Daß Emma verächtlich wird, scheint Dir also doch auch so fehlerhaft? Nun sind wir ja immer einig. Deine Schwester wußte mir, als ich' s ihr vorlas [richtig: nachdem ich es ihr geschickt hatte], zu meinem Vergnügen viele Parallelstellen aus Deinen älteren Gedichten anzuführen.

[...] Die übertriebene Reizbarkeit meiner [Goethes] Nerven, für die ich keinen Namen habe, und auf die ich in der Tat nicht stolz sein darf, ist mir bei jenem Umgange auch sehr zur Last. Jedem anderen würde ich Rätsel [gemeint ist: Unverständliches] sprechen, aber Du wirst in meine Seele eindringen, wenn ich Dir sage, daß der bloße Anblick eines Menschen wie [unbestimmt, wer gemeint ist] - mir im eigentlichen Verstande wehe tut, mir Schmerzen macht. Bloß ihn ansehen, macht meine Brust so beklemmt, daß ich nicht frei Atem holen kann. Ja was mehr ist, ich kann ihn kaum ansehen, ohne in mir die unbehaglichste Empfindung des Widerwillens und der Abneigung zu fühlen; eine Empfindung, die gewiß, öfter wiederholt, einen nachteiligen Einfluß hat, den Kopf abstumpft, und - das Herz verdirbt. Jede Fröhlichkeit, jede Liebe, jede Zuneigung veredelt uns, ist selber Tugend; jedes Gefühl, wovon Haß die Wurzel ist, verschlechtert und erniedrigt uns. Dies sind Grundsätze, von denen ich itzt vollkommen überzeugt bin. Auch verstehe ich itzt ungleich mehr als sonst, was Du mir einst sagtest: daß der Anblick eines schönen und ausdrucksvollen Gemäldes, ja der Genuß des Schönen in allen schönen Künsten, ganz unmittelbar das Herz veredelt und die Seele erhebt. Ich fühl' es so deutlich, wenn ich nur Dein Gesicht ansehe, so bin ich gut, aber sein [Moritz's?] Gesicht, das verstimmt ganz und gar die harmonischen Saiten meiner Seele.

Noch eine Probe meiner Reizbarkeit mußte ich neulich erfahren. Des Abends ward bei Tische aus einer neuen Seereise die rührende Geschichte eines Schiffskapitäns erzählt, der von seinen rebellierenden Leuten auf ein Boot ausgesetzt und mit der größten Lebensgefahr und unter allaugenblicklicher Furcht vor Hunger zu sterben mit wenigen seiner getreuen Gefährten von Otaheiti nach England zurückgekommen war. [Gemeint ist die Meuterei auf der Bounty.] Dies machte mich [Wolfgang Goethe] so mißmütig, daß ich

¹⁰ Karl Philipp Moritz veröffentlichte 1781 ein Buch mit Titel >Kleine Schriften die deutsche Sprache betreffend< und 1784 ein Buch mit Titel >Von der deutschen Rechtschreibung<. Außerdem erschien 1792 in der dritten verbesserten Auflage ein Büchlein von Moritz mit Titel: >Unterschiede des Akkusativs und Dativs oder des >mich< und >mir<, >sie< und >ihnen< u.s.w.<. Siehe dazu auch: >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geisersehers - Von dem Verfasser Anton Reisers<, Goethe zugeschrieben und als Faksimile herausgegeben von Lothar Baus, ISBN 3-925101-89-6.

gleich zu Bette ging. Ich hatte eine Empfindung, als wenn mir vor mir selber ekelte, daß ich hier so ruhig und glücklich säße; es war mir, als hätt' ich Unglück mit Gold erkaufen können, und meinen Körper geißeln und kasteien [können]. Dabei kam ich aber nachher auf die Idee, diese Empfindung in eine Ode zu bringen, und überhaupt, eine ganz eigne Art von Oden einzuführen: Eine Art, die ich lyrische Gedichte nennen würde, und die immer meine Lieblingsgattung gewesen sind. Es sollen treue Gemälde der Empfindung und Leidenschaft sein, ganz individuell und ganz nach der Natur gemalt. Sie sollen den echten, wahren Ausdruck der Leidenschaft darstellen, ihren Keim, ihre Quelle andeuten, auf ihre Folgen führen und so dazu dienen, Menschen und Menschenherzen kennen zu lehren [grammatikalischer Fehler Goethes: anstatt lernen – lehren, s. Leo Schidrowitz, >Der unbegabte Goethe<, ab S. 186], Menschen Menschen zu erklären und zu entdecken, und Menschen vor Menschen zu verteidigen. Sie sollen zeigen, wie der Glückliche und Unglückliche durch das Übermaß seiner Empfindungen zu Verbrechen geleitet werden kann; sie sollen den kältesten Hörer erwärmen und mit sich fortreißen, daß er am Ende selbst erschrickt, wohin er sich gestürzt sieht, aber eben dadurch auf's Fühlbarste lerne, wie er von empfindenden Menschen urteilen soll. Einige Oden von Stollberg sind ganz von diesem Charakter. Schillers Oden sind die unerreichbaren Muster dieser Gattung. Sieh dagegen Ramler'sche Oden an, und - Horazische! Der Leser ist immer außerhalb der Welt des Dichters, und kann nur Kritik des Plans anwenden. Wie anders ist das dort? Man mag nachher freilich auch den Dichter als Dichter betrachten und bewundern, man mag seinen Plan analysieren: allein, was ist dies auch für ein Plan? ein Plan! es ist der feurige Strom der Leidenschaft, der wie die Lava vom Aetna strömt, wo nicht die Frage ist, warum diese Welle auf jene folgt, warum jener größere alle kleineren vor sich verschlingt! wo in der Natur, im Original alles Beweisen der Vollkommenheit des Stückes liegt! Hier muß man ganz zur Person der Ode werden, ganz selbst empfinden, selbst Dichter sein. [...]

Erläuterung: die sogenannten „Verseinlagen“ in den angeblichen Werken Ludwig Tiecks ist wiederum eine typische und unverwechselbare Goethesche Creation.

[21. Brief]

angeblich: Tieck an W.

richtig: Bruchstücke von Briefen Goethes an Tieck

[Weimar, den] 28. Dezember 1792

[...] Du [Ludwig Tieck] sprichst ja gar nichts von den Franzosen [gemeint ist: von der französischen Revolution]. Ich [Wolfgang Goethe] will nicht hoffen, daß sie Dir gleichgültig geworden sind, daß Du wirklich Dich nicht dafür interessierst? Wenn ich [Goethe] itzt ein Franzose wäre! Dann wollt' ich nicht hier [am Schreibtisch] sitzen, dann - - - . Doch, leider, bin ich in einer Monarchie geboren [richtig: stamme ich von einem Monarchen ab: Goethes Erzeuger war Kaiser Karl VII.], die gegen die Freiheit kämpfte, [lebe] unter Menschen, die noch Barbaren genug sind, die Franzosen zu verachten. Ich [Wolfgang Goethe] habe mich sehr geändert, ich bin itzt nicht glücklich, wenn ich keine Zeitungen haben kann. O, in Frankreich zu sein, es muß doch ein groß Gefühl sein, unter Dumouriez zu fechten und Sklaven [die Heere der Adelpartei] in die Flucht zu schlagen, und auch zu fallen, - was ist ein Leben ohne Freiheit? Ich [Wolfgang Goethe] begrüße den Genius Griechenlands mit Entzücken, den ich über Gallien schweben sehe, Frankreich ist jetzt mein Gedanke Tag und Nacht, - ist Frankreich unglücklich, so verachte ich die ganze Welt und verzweifelte an ihrer Kraft, dann ist für unser Jahrhundert der Traum zu schön, dann sind wir entartete, fremde Wesen, mit keiner Ader denen verwandt, die einst bei Themopylä [bei den Thermopylen] fielen, dann ist Europa bestimmt, ein Kerker zu sein.

[...] Dies ist ein großer Schade: das Studium der Psychologie; wenn es zu weit getrieben wird; der Mensch verliert alle Kraft zu handeln, aller Enthusiasmus wird in ihm erstickt, er verliert sich in trägen Spekulationen. Ich habe es daher schon seit langer Zeit aufgegeben. Wir werden nie das Rätsel von uns selbst auflösen, und es ist gut, daß wir es nicht können; sich unnötig verstricken, in eine finstre Nacht mit gespanntem Auge hineinsehen, tausend Sachen in dunkeln Gestalten vorüberschweben sehn, ohne sie zu durchschauen, - ist Torheit; - Menschenkenntnis, Kenntnis des Herzens, wird immer unser höchstes Studium bleiben, nur nicht auf diese Art getrieben. - Ein Mensch, der nicht

schmeichelt, muß schon eine Art von Größe haben, und diese habe ich Moritzen nie zugetraut. - Ich [Goethe] sage mich nochmals von ihm [Moritz] los: meine Empfindungsart grenzt nahe an die seinige, aber nicht meine Art zu denken, d. h. meine Empfindungen anzuwenden. - M[oritz] wurde sonst wenig geschätzt, ein solcher Mensch verachtet sich gewöhnlich [selber], seit einiger Zeit ist er Hofrat und so etwas geworden, er ist nun klein genug, immer höher zu wollen.

>Anna Boleyn< hat lange geschlafen [gemeint ist: lange geruht], so lange, daß ich [Goethe] sie fast vergessen hatte; sie ist ein hundertmal erzähltes Märchen, so frostig für mich, ich habe indeß' meine Art zu denken und schreiben geändert, die andere Hälfte [des Werkes] wird [daher] der ersten ungleich werden. Und doch möcht' ich das Stück nicht von neuem anfangen. [...]

[22. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W[olfgang] Goethe an Tieck

[Weimar], im Januar 1793

Lieber, bester Tieck!

[...] Ich [Wolfgang Goethe] spreche hier durchaus mit keinem Menschen von den Franzosen [und von der französischen Revolution]; und zwar darum, weil jeder von ihnen spricht, ihre größten Taten immer mit einem Lächeln erzählt, als wollte er sagen: Was die närrischen Leute nicht für Dinge tun! Und wer mit diesem Lächeln davon spricht, dem möcht ich gleich eine Ohrfeige geben. - Auch denk' ich sehr wenig über die Angelegenheiten nach: - ich weiß selbst nicht, wie's kommt. - Auch lese ich die Zeitungen nicht, weil ich nicht [gemeint ist: keine] Zeit habe, und alles von andern höre. - Endlich würd' ich, wenn ich Franzose wäre, so stolz ich auf mein Vaterland und meine Nation [auch] sein würde, doch gewiß nicht Soldat werden, und den Säbel oder das Gewehr in die Hand nehmen, weil ich mein Leben und meine Gesundheit zu sehr liebe, und zu wenig körperlichen Mut besitze. Ich weiß, daß Du Dich über meine Dreistigkeit, Dir meine krassesten Grundsätze so nackt darzustellen, wundern wirst; daß Du nicht wirst begreifen können, wie man in der Tat von dieser Sache [von der französischen Revolution und ihren Zielen] begeistert sein kann, ohne auch Mut genug in sich zu fühlen, dabei selbst mitzuwirken; ich weiß, daß ich [Wolfgang Goethe] durch mein offenherziges Geständnis, wenigstens auf ein paar Stunden, Deinen [Tiecks] Zorn auf mich lade. Allein bedenke nur: kannst Du von irgend einem Menschen Heldenmut und Tapferkeit verlangen, die er nicht hat? Ich bin sehr davon zurückgekommen, diese körperlichen Tugenden gering zu achten: aber - ich habe sie nicht; und es ist unmöglich, daß Du mir das zur Sünde machen kannst; ich tue Verzicht auf diese Größe. Auch bin ich einmal so eingerichtet, daß die idealische Kunstschönheit der Lieblingsgegenstand meines Geistes ist; ich kann mich unmöglich von lebhaftem Interesse hingerissen fühlen, wenn ich in den Zeitungen lese, daß die Preußen itzt diesen, die Franzosen itzt jenen Ort eingenommen haben, und was dergleichen Partikulara mehr sind; alles ist mir etwas zu fern, - zu wenig sichtbar, geht mir zu langsam, stimmt nicht mit dem idealischen Gange meiner Phantasie, macht mich unruhig, befriedigt mich nicht. Vieles können die ungewaschenen Urteile bei mir getan haben. Soviel itzt davon, mündlich mehr. Ich werde nur zu aufrichtig gegen Dich gewesen sein. [Siehe 1. Erläuterung.]

[...] Wie sehr freut es mich, daß Du froh, heiter und leichteren Blutes in Göttingen geworden bist. Wirklich noch von [richtig: vor] weniger als einem Jahre hab' ich das nicht von Dir erwartet. Und wenn Du Dich zurückerinnerst, wirst Du Dir von Dir selber ein Gleiches gestehen müssen. Wie der Mensch, - wie selbst ein Mensch wie Du sich doch ändern kann; - Himmel, ist es wahr, daß Du nicht mehr jener unglückselige Melancholische bist, den die Welt anekele, der Du doch an jenem traurigen Abend warst? Sieh, ich sagte Dir damals schon, es wäre unmöglich, daß Du es immer sein und bleiben könntest, und Du, mein lieber, mein bester Tieck, Du meintest, daß all' Dein Frohsinn nur täuschender Überzug über schwarzen Mißmut sein könne. O Dank dem Himmel, Dank Dir, wenn Du es nicht mehr bist. Wohl mir, wohl! Der Erde ist ein Wesen wiedergegeben, das, mehr als irgendeins, Glückseligkeit verdient! Ein Engel, ein Gott hat Dich gewandelt! Dein Lächeln

ist keine Grimasse mehr! Ich darf nicht mehr zittern, wenn Du froh bist, daß in Deinem Herzen tausend Stacheln die Freude zerreißen. Wohl mir, Du wirst auch gegen mich künftig immer so nackt, so wahr erscheinen als Du bist, auch nicht eine Minute lang einen trüben Gedanken ersticken, eine Falte vom Gesicht wegzwingen. Die Welt hat Dich wieder. Dein Freund [und Vater] darf Dich als ein ihm gleiches Geschöpf, nicht als einen fremdartigen, der Erde nicht zugehörigen Geist, an seine Brust drücken, und mit Dir, an Deinem Arme alle Seligkeit genießen, die die Phantasie in diesem Leben uns vorzaubert. - Du siehst noch immer mit einem wehmütigen Lächeln meinen [Wolfgang Goethes] Freundschafts - Enthusiasmus an. So lange dieser Geist in mir atmet, wird er nicht erlöschen, oder ich müßte ein ganz anderer Mensch werden. Ich kann ihn nicht unterdrücken. - O wir wollen künftig zusammen wie im Himmel leben!

Schreib mir ja bald, wenn [richtig: wann] Du kommen wirst. Ich erwarte [Dich] 14 Tage vor Ostern. Das wäre vortrefflich.

Dein Freund W. Goethe

1. Erläuterung: Wolfgang Goethe gestand dem Sohn Ludwig Tieck offen und ehrlich ein, daß er sich zwar für die hohen Ziele der französischen Revolution [Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit] begeistern konnte, und sie demnach auch wünschte und als berechtigt anerkannte, er aber andererseits sein Leben und seine „Gesundheit“ zu sehr lieben würde, um aktiv dafür zu kämpfen. Die Ermordung Heinrich Mercks am 27. Juni 1792 auf Befehl der französischen Aristokraten¹¹, die die Gegenrevolution von der deutschen Rheinseite aus betrieben, war ein deutliches Warnsignal für Goethe und zeigte jedem, in welche Gefahr man sich begab, wenn man in einem deutschen Feudalstaat als ein Demokrat zu gelten beabsichtigte. Goethe war viel zu vorsichtig, um sich in den geringsten Verdacht einer demokratischen Gesinnung zu bringen. Voltaire gestand ja bekanntlich ebenfalls ein, daß er sich nicht zum Märtyrer eignen würde.

2. Erläuterung: „14 Tage vor Ostern“ [des Jahres 1793], in diesem Zeitraum lag Ludwig Tiecks tatsächlicher Geburtstag!

[23. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

Berlin [richtig: Weimar], Januar 1793

Mein liebster Tieck!

[...] Du willst mich gern den Roßtrapp auf Ostern in Natura sehn lassen? [Gemeint ist: Du [Ludwig Tieck] willst, daß wir an Ostern zum Roßtrapp reisen?] Aber die Jahreszeit, das Wetter und unsere eingeschränkte Zeit! [Goethe lehnt den Plan ab.] Es ist wohl kaum möglich. Ich [Goethe] muß Verzicht darauf tun. Wir werden unsere Reise so simpel und aufenthaltslos als möglich machen müssen. Auch bitte ich Dich, so viel ich bitten kann, lieber Tieck, daß Du so schnell als möglich, auf dem kürzesten Weg, und so bald als möglich hier [in Weimar oder Gotha] bist: und es, wenn auch nur auf ein paar Tage [damit Du uns nicht wieder in Sorgen setzest] im voraus bestimmst, wann Du anzukommen gedenkst. Wie dringend wünschte ich Dich 14, oder Dich doch zwischen 8 und 14 Tage vor Ostern [dem letzten März] hier zu sehn!

Du wirst wohl sehen, lieber Tieck, daß ich bis hierher noch nicht Dein Trauerspiel „Der Abschied“ gelesen hatte; denn wovon hätte ich Dir sonst zuerst schreiben können, als hiervon? Und wie ist es möglich, daß in Deinen Briefen an mich nichts davon steht? Himmel, Du hast mir wieder eine sehr glückliche Stunde gemacht, hast mich ganz hineingezaubert in die Zeiten, da wir noch hier [in Weimar?] zusammen lebten und zusammen empfanden. O es ist nicht wahr, daß ich die Schönheiten hier nicht bis auf die allerfeinste fühlen sollte. Ich fühl’ es, ich fühl’ es, wie alles aus dem Strom der Empfindung eines vollen Herzens geschöpft ist. Wovon soll ich anfangen? Es hat mich gerührt,

¹¹ Siehe L. Baus: >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<: I. Teil: Text-Corpus, II. Teil: Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms, Kapitel: Analogismen auf Zeitgenossen des Verfassers Goethe - Heinrich Merck.

entzückt! Ganz in dem Goetheschen Geist des „Werthers“ [richtig: ganz in dem Geist meines „Werthers“], [und] der „Stella“ gedichtet! Ganz Gemälde, treuestes Gemälde der erhabenen, ätherischen und schwärmerischen Gefühle, die wir so manchenmal in den Stunden der Seligkeit mit einander wechseln. [...]

[24. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

Berlin [richtig: Weimar], Februar 1793

Mein liebster, bester Tieck!

Länger kann ich's kaum aushalten. G'rade 3 bis höchstens 4 Wochen sind's noch hin, daß Du hier [in Weimar oder Gotha] sein wirst, und Du schreibst mir noch nicht, wann Du kommen wirst; lebst lustig und vergnügt in Göttingen oder in Kassel, wohin Du, wie Deine Schwester sagt [richtig: geschrieben hat], hast reisen wollen; indeß' ich hier in einer Qual lebe, von der Du keine Idee hast.

[...] Ich bitte Dich um unserer heiligen Freundschaft willen, schreib' mir doch nur mit ein paar Zeilen, ob Du nicht 14 oder spätestens 8 Tage vor Ostern hier [in meiner Nähe] sein kannst. Je länger ich in meiner unglücklichen Lage hier eingezwängt bin, desto ungeduldiger und mißmütiger macht sie mich, und bringt mich zuweilen zur Verzweiflung. Ich schlepe manche Tage wie ein Esel hin. Mein aufschwellender Geist schrumpft ein, seine Flügel sind gelähmt, seine Schnellkraft erschlaft. Ich fühle nichts deutlicher als das: an Verstand und Herz bist du [Goethe meint sich selber] schwächer, du bist schlechter geworden; dies nagende Geständnis bringt mir jeder Pulsschlag. Aber ich schwör' es Dir bei den Seligkeiten, die ich je in den erhabensten Stunden von Deinen Lippen geküßt und aus Deinem Auge getrunken habe, ich schwöre es Dir: noch fühl' ich Kraft genug in mir, sobald nur ein paarmal die Sonne über uns an einem Orte auf- und untergegangen ist, so schwing' ich mich wieder ganz zu Dir hinauf, so hat der Zauberdruck Deiner Hand und der Zauberblick Deines Auges und der Zauberton Deiner Stimme mich [Wolfgang Goethe] wieder mit entzückender Begeisterung durchdrungen, und coetusque vulgares et udam sperno humum fugiente penna. -

Hätt' ich Zeit, so wollt ich Dir noch allerhand erzählen: [...] vornehmlich aber, wie ich von Reichardt's [Komposition zu meinem Singspiel] >Erwin und Elmire< im Konzert neulich bezaubert [worden] bin, wo jede, jede Arie den innigsten Ausdruck, jeder Ton Liebe oder erhabene Empfindung oder romantische Schwärmerei atmet.

[...] Aber schreib mir den Tag, wenn [wann] Du kommst; komm doch so bald als möglich - was hindern Kollegia [Vorlesungen] Dich? - Den ersten Posttag nach Ostern werden, müssen wir vermutlich reisen [gemeint ist die Pfingstreise, die Goethe mit seinem Sohn zusammen unternahm]; und Ostern ist [1793] [am] 31. März.

Schreib mir doch an demselben Tage, da Du diesen Brief bekommst, wenn's irgend angeht: - nur das Nötige, nur ein paar Zeilen.

Ich hoffe und wünsche, daß Du gesund und vergnügt bist.

Ewig Dein Freund W. [alias Goethe]

[25. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

Sonnabends, den 2ten März 1793

Mein bester Tieck.

Gottlob, daß ich doch wieder ein paar Zeilen von Dir am Montag erhielt. So wenig es war, so machte es mich doch ganz außerordentlich froh. Du bist nach Kassel gereist; deswegen schrieb ich Dir nicht am Dienstag; nun wirst Du wohl zurück sein. Deinen >Abdallah< kann ich erst in den folgenden Tagen lesen; ich habe ihn Deiner Schwester geliehen gehabt.

Seit vorigen Ostern hab' ich Dich nie so vermißt, hab' ich nie so ungeduldig den herzerhebenden Umgang mit Dir zurückgewünscht, als in diesen letzten Monaten. Zuweilen habe ich indeß, ich muß es gestehen, einige sehr vergnügte Stunden [gehabt];

allein ich kann es mir nicht verbergen, daß ich bei Dir ein ganz and'res, höheres Vergnügen empfinden würde.

[...] Ich wiederhole meine dringenden Bitten, uns bald zu schreiben, wenn Du kannst, und - in ein paar Wochen zu kommen. [...] Komm nur in 14 Tagen. Ja?

Mit zärtlicher Sehnsucht sieht Deiner Ankunft entgegen

Dein Dich ewig liebender Freund [und Vater]

W. [alias Goethe]

[26. Brief]

angeblich: W. an Tieck

richtig: W. Goethe an Tieck

[Weimar] Dienstag, den 5ten März 1793

Lieber, bester Tieck.

[...]

- Die philosophischen Hypothesen des Omar [im >Abdallah<] sind meisterhaft dargestellt, und haben mich ganz in jenen wunderbaren und überirdischen Abend zurückgezaubert. Aber [und das wird wohl unsre beiderseitige Meinung sein] zerrüttet wird der Geist, für Freuden der Erde und angenehme Eindrücke verstimmt, selbst für Freundschaft und Liebe verdorben, zu ewigem Mißmut, zu trauriger Untätigkeit verdammt, wenn er sich diesen wunderbar fürchterlichen Träumereien überläßt, und sie nicht wenigstens im Gespräche mit dem Freunde des Herzens, im Mondschein, verbannt, daß sie am Morgen mit der milden Sonnenhelle aus seinem Busen verscheucht werden, und ihm als nichts mehr, als was sie sind, erscheinen - als Traum. Die Einsamkeit, die zu weit tröstlicheren, herzerhebenderen Gedanken und Phantasien inspirieren kann, und der Tag, der unsere Tätigkeit des Geistes für uns und unsere Nebenmenschen [gemeint ist: Mitmenschen] fordert; - bleibe von diesem verzehrenden Gifte frei, das unsere Seele vor der Auflösung des Körpers verwesen läßt. Aber, o wehe! diese felsenfeste Wahrheit ist Dir ja leider nur zu bekannt, - und der Himmel wird meinen sehnlichsten Wunsch erhören, - nicht vergebens bekannt. - Wir wollen froh mit einander leben, Tieck; - froh, aber weise; froh, und nicht in eitler Melancholie vergraben. Nicht wahr? - O ja, o ja! und der Frohsinn, der weisere Frohsinn, wird allmählich in Dein Wesen übergehen! - Du bist noch immer der Alte, mein lieber bester Tieck! Auch ich bin, wie ich war! Wollte Gott, daß Du's nur hierin nicht mehr wärst. - Aber still davon, still!

[...] Du schreibst mir nie, wann Du kommst. Du setzt wohl wieder voraus: zu rechter Zeit?

Du mußt in 14 Tagen hier [in Weimar oder in Gotha] sein. Wir werden Mittwoch nach Ostern reisen müssen, dann bist du 14 Tage [später] etwa in Berlin. [...]

Die Pfingstreise von 1793

Wenn man in dem chronologischen Werk >Goethes Leben von Tag zu Tag<, München und Zürich 1987, nachliest über Goethes Leben in den Tagen um Pfingsten des Jahres 1793, so könnte man anfangs an meiner These zweifeln, daß Wolfgang Goethe, anstatt nach Frankfurt zu reisen, mit dem Sohn Ludwig Tieck eine Pfingstreise ins Fichtelgebirge unternommen habe. Aber nur beim ersten flüchtigen Lesen. Meine folgenden Ausführungen zeigen die Schwächen des oben genannten chronologischen Werkes deutlich auf.

Die Situation war folgende: Goethe hielt sein Treffen mit Ludwig Tieck und die nachfolgende Pfingstreise vor allen Bekannten, selbst vor seinem „Bettschatz“ Christiane geheim. Er mußte sie demnach über seinen wirklichen Aufenthaltsort täuschen. Jedoch die Mutter in Frankfurt mußte eingeweiht werden, damit die Täuschung gelingen konnte.

Am 12. Mai 1793 begab sich Goethe von Weimar aus (angeblich) auf die Reise nach Frankfurt. Caroline Herder schrieb an F. H. Jacobi, Quelle: GG Nr. 1.086, Sonntag, 12. Mai 1793: „Goethe ist endlich heute doch noch zum Herzog [nach Frankfurt] abgereist ...“

In Erfurt bei v. Dalberg macht Goethe bereits erste Station. Am 13. Mai ist er bei Prinz August in Gotha und trifft dort auch Julie von Bechtolsheim. Goethe hat es offensichtlich nicht eilig mit seiner Reise nach Frankfurt. Kein Wunder, denn er wartet in Wirklichkeit insgeheim auf die Ankunft seines Sohnes Ludwig Tieck, der von Göttingen kommt. Am 16. oder 17. Mai trifft endlich Tieck in Gotha ein. Diener Paul Götze fährt am 17. Mai alleine weiter nach Frankfurt und nimmt mehrere vorbereitete Briefe Goethes mit, die von Frankfurt an die Freunde und an die Geliebte nach Weimar abgesandt werden. Vom 17. bis 21. Mai gehen Briefe und sogar ein Paket Goethes mit Geschenken für Christiane und Söhnchen August Walter von Frankfurt ab, obwohl er sich gar nicht in Frankfurt aufhält. Vom 17. bis 25. Mai, also für neun Tage, finden wir sogar „leere Seiten“ in Goethes Leben.

In dem anonym veröffentlichten Illuminaten-Roman >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande<, zu Beginn des II. Bandes, erwähnt Goethe seinen Trick, um Bekannte und Freunde über seinen wirklichen Aufenthaltsort zu täuschen: „Ihr Gedächtnis wird Ihnen sagen, daß ich damals beinahe ein halbes Jahr von dem Ort meines beständigen Aufenthalts entfernt war. Es wurde eine Reise in Geschäften nach einem naheliegenden Ort vorgegeben und von diesem datiert empfangen Sie und meine Verwandte einige Briefe. Das erste und letzte Mal, daß ich Sie und diese zu täuschen mich gezwungen sah.“ Auf diese Art und Weise täuschte der Illuminat Goethe demnach Bekannte und Verwandte über sein wirkliches Vorhaben und über das wirkliche Ziel von so mancher Reise.

Die Pfingstreise Ludwig Tiecks mit W., alias Goethe, dauerte angeblich etwas mehr als eine Woche, wie auch die Begegnung Goethes mit Ludwig Tieck. Jedoch die eigentliche Reisebeschreibung, die von der Abreise von Erlangen bis zur Rückkehr nach Erlangen berichtet, umfaßt nur sechs Tage; siehe weiter unten die Reisebeschreibung und der Datumsabgleich.

Die Begegnung Goethes mit seinem Sohn Ludwig Tieck dauerte nach meinen Recherchen demnach vom 17. Mai [Abreise von Gotha nach Erlangen] bis zum 23. Mai [Rückkehr nach Erlangen und daselbst Übernachtung], bzw. bis zum Morgen des 24. Mai 1793, an welchem sie Abschied nahmen. Goethe reiste weiter in Richtung Frankfurt und Ludwig Tieck traf sich wohl jetzt erst mit dem echten Wackenroder in Erlangen.

Datumsabgleich

17. - 18. - 19. - 20. - 21. - 22. - 23. - 24. - 25. - Mai 1793

1. - 2. - 3. - 4. - 5. - 6. - 7. - 8. - 9. – unbekannte Tage
in Goethes Leben

1. - 2. - 3. - 4. - 5. - 6. Tag der Pfingstreise

Am 26. Mai schrieb Goethe den ersten Brief von Frankfurt aus an F. H. Jacobi und berichtete, daß er morgen, am 27. Mai, zur preußischen Armee und zu Herzog Carl August gehen wolle. Die Mutter, Frau Aja, sah Goethe daher nur einen Tag. Im Brief der Frau Rat Goethe an Christiane Vulpius [GG 1088] schwindelt sie von 10 Tagen, die ihr Sohn bei ihr in Frankfurt verbracht habe. Es gibt jedoch kein einziges direktes Zeugnis, kein einziger Zeitgenosse, der uns über diese zehn Tage von Goethes angeblichem Aufenthalt in Frankfurt die geringste Kleinigkeit zu berichten weiß.

Am 28. Mai traf Goethe nachweislich erst den Herzog von Weimar in dessen Feldlager.

Meine Analogiebeweise zu Goethes Verfasserschaft an dem Bericht der Pfingstreise siehe weiter unten.

Bericht W.'s [alias Wolfgang Goethes] über seine Pfingstreise mit Ludwig Tieck 1793¹²

[Ort: unbekannt], den 2. Juni 1793

¹² Fußnote des Hrsg.: Nach der Ausgabe von Heinrich von der Leyen, Jena 1910.

Teuerste Eltern [richtiger wohl: Teuerste Sophie, Ludwig Tiecks Ziehschwester]

Hier haben Sie [Hier hast Du] eine kleine Beschreibung der Reise, die ich mit Tieck in den Pfingstferien ins Baireuthische vorgenommen habe, und die uns so viel Vergnügen gemacht hat. Unser Hauptzweck war, die Merkwürdigkeiten der Natur, die wir von Erlangen so nahe haben, kennen zu lernen, und diese Absicht haben wir auch in vollem Maße erreicht, so daß wir das Baireuther Land [nun] so ziemlich kennen. Dabei aber haben wir das Glück gehabt, überall so gastfreundlich von Leuten, denen wir gänzlich unbekannt waren [Vater und Sohn reisten selbstverständlich incognito], aufgenommen zu werden, daß Sie es mir kaum glauben werden. Wenn ich Ihnen erzählen werde, wie wir über und unter der Erde herumgeklettert sind, denn ich konnte meiner Neugierde nicht widerstehen, die Gipfel des Fichtelbergs [Fichtelgebirgs], und ein paar kleine Bergwerke zu besuchen, so glauben Sie mir nur auf mein Wort, daß wir nie in Gefahr waren, immer von Männern, zu denen wir Zutrauen haben konnten, angeführt wurden, und alle mögliche Vorsichtsregeln gebrauchten.

Fast das einzige Buch, das man, außer den Geographien, vor einer Reise nach dem Baireuthischen, nachlesen kann, und das ich mir auch ein wenig excerpierte, ist: >Unser Tagebuch auf einer Reise durch einen großen Teil des Fränkischen Kreises<, v[on] Füssel, Erl[angen] 1787 - 1791, 3 Teile. Es wird Ihnen Vergnügen machen, wenn Sie es lesen wollen, obgleich es freilich mangelhaft ist. Um von Bergwerken einige Idee zu bekommen, sah ich den 1sten Teil von Gatterers >Anleitung den Harz und andere Bergwerke mit Nutzen zu bereisen< durch. Auf der Reise nahm ich die Omannische Spezialkarte vom Baireuthischen Oberlande mit; [denn die neuere Güsselfeldische konnte ich nicht bekommen]. Auf dieser können Sie meine ganze Reise verfolgen. Die Reise währte etwas über eine Woche.

[1. Tag der Pfingstreise, ca. 18. Mai 1793]

Früh am Morgen fuhren wir [mit einem Mietsfuhrmann] ab. Das Wetter war herrlich; nachher aber hatten wir immer veränderliches, äußerst unbeständiges Wetter, und im ganzen rauhe, kalte Luft, die uns jedoch nicht viel tat. Sie rührt von der hohen Lage des ganzen Oberlandes her: denn man sieht hier weniger abgerissene steile Felsen, als man vielmehr immer auf meilenlangen Höhen und erhabenen Gegenden fährt. Dies Jahr ist es indeß auch noch in Erlangen itzt so kühl, daß wir noch einheizen müssen; ohngeachtet hier im Sommer die Hitze einen sehr hohen Grad erreichen soll, weil die Stadt von der Nordseite durch Berge vor kühlenden Winden verschlossen [geschützt] ist, von den 3 übrigen Seiten, wo sandige Ebenen sie umgeben, der Sonne ganz offen steht. Den ersten Vormittag machten wir 4 Meilen, bis Streitberg, einem Dorf, das in einem kleinen Bezirk liegt, welcher Baireuthisch ist. Dagegen kommt man auf dem ganzen Wege, die erste Stadt, Baiersdorf ausgenommen, durch lauter Bambergische Dörfer, und durch das Bambergische Städtchen Ebermannstadt. Am Wege findet man weiße, vergoldete Christusbilder an hohen, roten Kreuzfixen, und kleine Kapellen. Von Erlangen bis Baiersdorf geht ein breiter, tiefer Sandweg, auf Berlinische Art. Zur Seite aber hat man die Aussicht auf frische Wiesen, und auf die Rednitz, die sie durch Schöpfräder bewässert. Dies sind große, breite Räder, die durch angehängte Kasten das Wasser aus dem Flusse schöpfen und auf die Wiesen ausgießen: sie drehen sich Tag und Nacht, langsam, und mit einem einförmigen Geräusch herum, bringen aber in die Gegend doch Bewegung und Leben. Von Baiersdorf bis Streitberg wird die Gegend immer reizender. Die Berge werden immer etwas höher, behalten aber die sanfteste, reizendste Schönheit. Dörfer mit Gebüsch und frisch grünenden Bäumen durchwachsen, leuchten von dem Rücken der Anhöhen her, oder ruhen an ihrem Fuße, oder ziehen sich, was den angenehmsten Prospekt gibt, den Abhang hinauf. Die Bambergischen Dörfer sehen größtenteils so gut wie Flecken aus. Der Weg geht oft quer über kleine Bäche, oder gar eine Strecke lang in den Bächen fort, was in bergigen Gegenden nichts Neues ist. Doch ist er hier noch immer eben, windet sich aber oft sehr krumm. Wir haben uns auf der ganzen Reise nie eigentlich verirrt, sondern uns immer sehr gut durchgefragt. Dörfer sind häufig; und die Leute zeigen mit der größten Höflichkeit den Weg, sehen einem wohl gar nach, ob man recht fährt. Im Bambergischen sprechen sie am undeutlichsten, und verwirrtesten. In ganz Franken wird man, wenn man nach dem Wege

fragt, gewöhnlich so, mit einem breiten, vollen Munde zurecht gewiesen: „Do gechts immer kerzengrod (so g'rade wie ein Licht) 'nunter, nit rechts und nit links.“ Doch, von den vielen sonderbaren Provinzialismen, und der unbedeutenden Aussprache der Franken, besonders gemeiner Leute, ein andermal: die Sprache grenzt sehr nahe an die österreichische und das Flickwort: „halt“ hört man z. B. jeden Augenblick.

Leider werde ich immer mehr überzeugt, daß es unmöglich ist, durch Worte in einem andern die getreue Darstellung einer Gegend mitzuteilen, wie man sie beim eigenen Anblick, und zum Teil auch noch nachher hat. Wenn ich auch genau aufzähle, was die Schönheit einer Aussicht ausmache, Bäume und Felsen, oder Wasser und Wiesen; wenn ich auch die Beschaffenheit, die Lage und die Entfernung aller dieser einzelnen Gegenstände bestimme, so kann ich doch nie die Idee von der individuellen Gegend lebhaft erwecken, die ich dem andern vor die Augen bringen will. Ich kann durchaus nicht die Höhe jenes Berges, die Breite dieses Wassers, die mannigfaltig gestalteten und gefärbten Baumpartien, in Ihre Einbildung übertragen; Maß und Zahl geben Begriffe, nicht sinnliche Vorstellungen, und vieles kann ich auch nicht einmal durch Maß und Zahl ausdrücken. Das Charakteristische, das Kolorit der Gegend errät der andere nie; er kann nichts als sich aus denselben Ingredienzien, eine neue Gegend zusammensetzen, die dem Wirklichen, wovon sie ein Bild sein soll, oft sehr unähnlich sein mag. Die sinnlichen Schönheiten für's Auge können nur durch's Auge, im Original der Natur, oder in Nachahmungen des Pinsels, vollkommen empfunden werden - doch ich schwatze zu viel, da ich Ihnen bloß sagen wollte, daß ich Ihnen unmöglich ein getreues Gemälde von der Folge einzelner romantischer Aussichten, die wir diesen Vormittag und auf der ganzen Reise hatten, geben kann. Doch werde ich tun, so viel ich kann.

Um Streitberg ist eine der schönsten Gegenden, die wir auf der ganzen Reise gesehen haben. Das Dorf liegt am Eingange eines Tales, das sich in mäßiger Breite zwischen bewaldeten Felsen, aus denen aber viele nackte Blöcke und Pfeiler hervorragen, in manchen Krümmungen durchwindet. Durch das Tal schlängelt sich die Wisent, von kleinen Büschen eingefäßt, und von frischen Wiesen umgeben. Der kleine Fluß ist merkwürdig, weil er die größten und wohlschmeckendsten Forellen gibt, die man hier beständig haben kann.

An dem äußersten Ende eines bewaldeten Berges, der ins Tal vorspringt, wo es eine Ecke bildet, türmen sich, auf einer Grundlage von nackten Felsen, die großen Ruinen der Burg Neideck, mit einem hohen Turme, pyramidalisch in die Höhe. Ich habe nicht größere und schönere Ruinen gesehen. Wir drängten uns durch die Felsstücke und die dichte Waldung, die die Abhänge des Berges einnimmt, hinauf, und bewunderten die großen Trümmer. Der Burggraben war verwachsen, einige Wände standen noch auf wenigen Steinen. Das Mauerwerk ist bei diesen Schlössern meist von Felsstücken, und durch einen sehr festen Kalk zusammengekittet, doch zuweilen durch Zeit und Luft sehr mürbe gemacht; meistens aber noch felsenfest.

Bald erhalten Sie Fortsetzung und Beschluß der Reisebeschreibung.

Erlangen [richtig: Raum Frankfurt], 3. Juni 1793

Teuerste Eltern! [richtig: Teuerste Sophie!]

In meiner Reisebeschreibung bin ich neulich auf der Burg Neideck stehen geblieben. Von oben erblickt man unter sich Streitberg, und auf der andern Seite, in einer Entfernung von einer guten Viertelmeile, Muggendorf, das zwischen den Bergen wie eingeklemmt liegt, und wegen der benachbarten Höhlen merkwürdig ist. Die Wiesen im Tal sind zum Teil mit schnurgeraden, parallelen Graben bewässert, die sich, von oben gesehen, wie glänzende Silberfäden durch das Grün durchziehen. Diese Aussichten sieht man, wenn man zwischen dem Gemäuer der Burg steht, durch die noch erhaltenen Fenster nach allen Seiten zu, wo sie wie Gemälde, in einen Rahm[en] gefäßt, erscheinen. Der Burg Neideck gegenüber, auf der andern Seite des Dorfes, hängt die Burg Streitberg an kahlen Felsenklippen: sie ist nur ein kleines weißes Haus.

In Streitberg trafen wir den Herrn Meyer, den ich beim Hofrat v. Klüber kennen gelernt hatte; er wollte zu Fuß nach Kulmbach, um seine Mutter zu besuchen. Wir nahmen ihn bis Sanspareil mit, wo wir die erste Nacht zubrachten. Wir hatten 3 Meilen bis dahin.

Gleich hinter Streitberg fährt man in einem langen Hohlweg den Berg hinauf; ist man oben, so sieht man vor sich Ebene, hinter sich aber das herrliche Tal, das man eben verlassen hat, und die ganze Gegend bis Erlangen, und Erlangen selbst. Der Weg ist anfangs eben, nachher aber sehr felsig, steinig und bergig. Besonders ist um Sanspareil aller Acker mit Steinen dicht übersät, und die Wege sind eng, höckerig und ganz voller Steine. Doch dergleichen sahen wir nachher auf der Reise noch öfter. Die Gegend ist auch zum Teil öde; und die grauen und schwarzen Felsenstücke, die in der Gegend von Sanspareil wie Pilze aus bloßer Erde gewachsen, wohl an 30, 50 und mehr Fuß, aus dem Felde hervorstehen, geben der dortigen Natur ein wirklich bizarres Ansehen; ich kann es nicht anders nennen. Auf dem Wege kamen wir durch einen reizenden Wald, auch zwischen Hecken und Schleedornen und andere Sträucher, wie sie in diesen Gegenden nicht selten eine angenehme Zierde der Wege sind; wir sahen neben uns ein paarmal grüne Täler mit kleinen Bächen, und in der Ferne stellten sich blaue Berge uns vor. Wir kamen auch durch das Bambergische Städtchen Holfeld. Vorher hatten wir eine interessante Begegnung. Eine Menge von Männern und Frauen hatten sich am Wege gelagert und sangen, oder beteten vielmehr, Lieder ganz unverständlich her. Es war eine Wallfahrt, mit eine ganz neue Erscheinung. Eine Viertelmeile von Sanspareil liegt Wonsees, ein schlechter offener Flecken, wo wir die Stube sahen, wo der gelehrte Philolog und Spaßmacher Taubmann geboren ist. Die Inschrift außen am Haus sagt, er sei hier 1565 geboren und 1613 als Professor zu Wittenberg gestorben; sein Vater sei Schuhmacher und zugleich Burgemeister [Bürgermeister] gewesen.

Sanspareil (eigentlich heißt das Dorf Zwernitz, unter welchem Namen es auch auf der Karte, 3 Meilen westlich von Baireuth, steht) ist einer der 3 berühmten Lustgärten des sonstigen Baireuthischen Hofes. Friedrichs des Zweiten Schwester, Markgräfin von Baireuth, hat ihn angelegt. Man macht sich eine falsche Vorstellung davon, wenn man es für einen künstlichen Garten mit einem prächtigen Lustschlosse hält. Es ist, kurz gesagt, nichts als ein ganz offener Wald, mit natürlichen Felsenstücken. Er ist so offen als der Wörlitzer Garten, einer [gemeint ist: jedermann] kann durchfahren und -reiten. Im Umfang ist er nicht sehr groß. Die Bäume sind die herrlichsten Weißbuchen, die ich je gesehen habe: fast alle gleich grade, stark und hoch. Die jetzige Jahreszeit, die für das Grün des Laubes die günstigste ist, gab diesem dichten Hain vorzügliche Schönheiten. Wie aber die Natur diesen kleinen Platz durch die interessantesten Felsengruppen zum Lustort gebildet hat, kann kaum jemand glauben, der nicht diese Art von Felsen gesehen hat. Es erheben sich nicht nur große, bemooste Felsenmassen aus der Erde zwischen den Bäumen, so daß sie [wie] durch Kunst ausgehauen und aufeinander gestellt scheinen; sondern sie bilden auch mehrere große und kleine Nischen, Grotten und Höhlen, indem der Felsen oben weit herüberhängt, und inwendig wie mit einem Meißel glatt und hohl ausgearbeitet ist; auch lehnen sich an einigen Stellen zwei große Felsenstücke oben aneinander, und lassen eine breite Spalte oder Kluft zum Durchgehen zwischen sich. Hinten, auf einem Platz voll kleinen Gebüsches, findet man einen ganz isolierten pyramidalischen Felsen, worauf ein Lusthäuschen steht; und einen andern, rötlichen Felsen, der einen flachen, aber breiten Schwibbogen bildet. Nun kann ich mir denken, daß es auch wirklich solche natürliche Ehrenpforten gibt, wie in unserm Gartensaal an der einen schmalen Wand vorgestellt sind. Hinter dem Schwibbogen ist sehr artig ein kleines Theater, [es besteht aus 3 - 4 gemauerten und mit bunten Steinen grottierten Bogen] im Felsen angebracht. - Die Einbildung hat den romantischen Hain zum Aufenthalt des Telemach, zur Insel der Kalypso umgeschaffen: daher findet man hier die Grotte der Kalypso, der Sibylle, des Vulkans, des Amors; den Tempel des Äolus; das Denkmal des Ulysses, usw. Diese Allegorie ließ ich mir gern gefallen; denn ich ward wirklich beim ersten Anblick dieser sonderbaren Felsenbildungen in eine ganz fremde Welt gezaubert. Allein der schönen Insel fehlt das Wasser. Man hat indeß davon den Vorteil, daß man im Gebüsch keine Insekten im Sommer zu fürchten braucht. In den heißesten Sommertagen ist überhaupt dieser Ort nur erst recht zu schätzen, denn die Felsenhöhlen und dichten Schatten der Bäume machen in zu anderen Zeiten fast immer zu kühl. Die Grotte des Vulkans ist die größte Aushöhlung im Felsen: sie ist ein kleiner offener Saal. Die Sitze sind darin in den Stein gehauen. - Der ganze Wald frappierte mich das erstemal sehr mit seinen überraschenden, mir ganz neuen Szenen. Allein ich fand

nachher, zumal da ich auf unserer Rückreise wieder Sanspareil passierte, und ihn wieder besuchte, daß er doch beinahe einen zu eingeschränkten Charakter hat, und bald ermüdet: er ist sehr zauberhaft und feenartig, aber auch nichts mehr, und das Sonderbare, Fremde wird man in der sinnlichen Welt, wie mich dünkt, am ersten überdrüssig. Darum ermüdet auch eine Redoute so bald.

In Sanspareil führte uns ein Kastellan herum. Im Garten liegen mehrere kleine Häuserchen und vorn 4 größere Gebäude, auswendig mit bunten Steinen sehr artig grottiert. In der Waltherschen Buchhandlung kommen 12 sehr artige Prospekte vom Garten (schwarz und illuminiert) recht wohlfeil heraus. Die 4 die heraus sind, habe ich gesehen. Ich wünschte sie Ihnen mit Gelegenheit einmal zu schicken. - Im Dorf bestiegen wir einen alten runden Turm auf einer Anhöhe, den man weit sieht und von dem man eine gute Aussicht hat.

[2. Tag der Pfingstreise, ca. 19. Mai 1793]

Am Morgen nahmen wir von dem Herrn Meyer Abschied, den wir noch in Kulmbach zu besuchen versprochen, und fuhren nach Baireuth (3 Meilen). Der Weg ist größtenteils sehr steinig; die Aussichten stellen nur einsame, öde, flache Anhöhen dar. Am Ende kommt man durch einen schönen Weg und auf eine sehr gute Chaussee. Eine halbe Meile vor der Stadt kömmt man das Lustschloß Fantaisie vorbei. Dabei steht am Wege eine Linde, die, glaube ich, 19 Ellen im Umfang hat.

Baireuth ist größer als Erlangen, und hat meistens sehr gute Häuser und breite Straßen. Das Pflaster ist sehr eben von glatten Steinen, so daß die Pferde leicht fallen. Die Stadt liegt am Roten Main. Die Vorstädte sind groß, und zum Teil selbst mit berlinischen Häusern und Säulein-Fasaden geziert. Eine Strecke von der Stadt liegt der Brandenburger oder St. Georg am See (der See ist ausgetrocknet); eine kleine Vor- oder Nebenstadt, die zu Baireuth gehört. Dahin führen 2 prächtige Alleen von großen, gleichgewachsenen, schattigen Bäumen. Dergleichen auch mit lauter bunten Steinchen belegt, einen runden Pavillon (der Sonnentempel genannt), der inwendig ganz und gar mit baireuthischem Marmor von allerhand Farben ausgeschmückt ist (die Pilaster haben vergoldete Füße und Kapitäle) u.s.w. Von den Wasserkünsten etc. wird, was verfallen ist, wieder hergestellt. Eine Kaskade ist eingegangen. An dem größten Bassin sind längs demselben in einiger Entfernung eine Reihe von Nischen angebracht: wenn man diesen oben eine Menge von Wasserstrahlen in einem Bogen ins Bassin springt, so geht man zwischen diesem und den Nischen, unter einem Berceau von Wasserstrahlen. - Der größte Teil des Gartens ist aber ein ganz kunstloser Wald, mit geraden Gängen, durch welche man überall schöne und weite Aussichten auf Anhöhen und Täler, Häuser, Dörfer, Wiesen und Felder hat. In dem Küchengarten sind große Glashäuser. -

Fantaisie ist wieder fast ganz eine Anlage der Natur; vorn ist ein Schloß. Das Dorf, worin es liegt, heißt eigentlich Dondorf (so steht es auch auf der Karte). Der Garten ist offen; an einer Stelle hat er künstliche Bogengänge; sonst aber ist es ein Wald mit Wiesen, krummen Gängen und kleinen hervorstehenden Felsen. Ich bin ihn nicht ganz durchgangen. - Der Hofgarten (so heißt hier jeder Schloßgarten) in der Stadt hat ein Bassin und artige Bogengänge und Hecken. Der Hofgärtner Rosengarten, den Herr Reichenow kennt, lebt noch; ich hatte aber nicht Zeit, ihn zu besuchen. - In dem sogenannten Brandenburger liegt ein sehr gut eingerichtetes Irrenhaus und ein Zuchthaus, worin Herr Hofkammerrat Turnesi wohnt, der darüber die Aufsicht hat. Die Züchtlinge und andere Künstler verarbeiten den Baireuthischen Marmor sehr gut. In der ansehnlichen Niederlage sahen wir viele sehr schöne Tische, Blätter, Apothekerschalen, Tabaksdosen, Vasen usw, alles herrlich poliert. Man zeigt uns auch eine Musterkarte von 33 Hauptarten und 27 Spielarten des Baireuthischen Marmors, in kleinen Platten auf Schiefer befestigt: hätte ich dies Stück nur gleich in unser Kabinett schaffen können; es würde Ihnen sehr gefallen haben. Ich sah weißen, schwarzen, gelben, bläulichen, rötlichen, grauen Marmor, fast so schön wie italienischen, manchen auch mit Versteinerungen. Der gelbe kommt von Streitberg; der weiße wird in großer Menge in den sogenannten Sechsamtern, worin Wunsiedel die Hauptstadt ist, gefunden; er ist schneeweiß, nur leiderr etwas zu weich, daher es splittert und verwittert; bei Naila sind auch große Marmorbrüche, und überhaupt sind sehr

ergiebig, durchs ganze Land in Menge verstreut. Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen sage, daß im Baireuthischen kleine und große Marmorstücke uns in manchen Gegenden alle Augenblick im Wege lagen.

Von Baireuth aus machten wir nun ein Cirkel durchs ganze Baireuthische Land, um die Natur über und unter der Erde kennen zu lernen. Zuerst wandten wir uns nach Naila, also gen Norden, weil hier die besten Bergwerke sind. Wir reisten über Berneck, dann aber nicht über die Städtchen Gefrees und Münchberg, sondern einen nähern Weg über das Dorf Stambach und das Städtchen Helmbrechts. Berneck ist von Baireuth eineinhalb Meile, Stambach 3 Meilen, Helmbrechts 4 Meilen, Naila fünfeinhalb Meilen entfernt. Bis Berneck geht eine herrliche Chaussee, zum Teil gekrümmt und bergauf und bergab. Uns begegneten eine Menge Bauern mit Bündeln, mit Wagen oder mit Ochsen, die zum Pfingstmarkt nach Baireuth zogen. Die Aussichten, die wir hatten, waren sehr angenehm, recht auserlesene Alleen sind mehrere vor der Stadt: sie gewähren die angenehmsten Spaziergänge. Vor der Stadt in einer Wiese liegt die Kaserne, die in Gestalt und Farbe viel Ähnlichkeit mit dem berlinischen Belle Vue hat. Viele Häuser sind ganz von Sandstein. Die Stadt hat ein altes und ein neues Schloß (letzteres ist nicht übel gebaut und steht an einem Platze, wo ein Fontaine oder gemauertes Bassin oder Brunnen, wie man es in diesen Gegenden häufig findet, mit einem vergoldeten Reiter); eine antike große Stadtkirche mit vielen Figuren auswendig; ein Waisenhaus; ein Gymnasium, eine Münze, eine Porzellanfabrik, worin aber nicht mehr Porzellan, sondern englisches Steingut gemacht wird; ein Reithaus, worin itzt auf einem recht guten Theater die Weber'sche Truppe agierte; ein Opernhaus (das von außen mit einem sehr großen ungeschickten Balkon versehen, inwendig sehr reich und prächtig, aber ebenso altmodisch und geschmacklos mit Gold verziert, übrigens aber wohl fast so groß als das Berliner Opernhaus und als eines der größten und prächtigsten Opernhäuser in der Welt berufen ist); u s w. Ein paar Kirchen, die wir inwendig besahen, sind heiter und nett. In einer ist die Gruft des Regenten, von schwarzen und weißen baireuthischen Marmor. Als Gouverneur des Landes wohnt ein Bruder des regierenden Herzogs von Württemberg in dem neuen Schlosse. Die Gegend um Baireuth ist schön: es ist in einem weiten Zirkel von Bergen umschlossen. Von dem nahen Sophienberge hätten wir gern die Aussicht genossen, wenn es uns die Zeit erlaubt hätte. Wir logierten sehr gut im Anker und speisten dort an der table d'hôte mit preußischen Offizieren. Die Garnison ist von Wesel hierhergekommen.

Aber genug von diesen Sachen: ich kann mich nicht länger enthalten, Ihnen die vortreffliche, unerwartete Aufnahme zu rühmen, die wir hier in Baireuth genossen. Ein paar Tage vor meiner Abreise hatte ich den Herrn Professor Mahmal, mit dem ich von selbst ein wenig bekannt geworden bin, und der in Baireuth bekannt ist, in aller Eil gebeten, mir, wenn er könnte, eine kleine Adresse mitzugeben. Er gab mir drei Briefe mit: an einen gewissen jungen Herrn Boie, der uns in und außer der Stadt herum, auch nach der Fantaisie hinführte; an den Herrn Hofkammerrat Schlupper, einen alten, ehrlichen, sehr ungenierten Herrn, der uns mit nach der Eremitage hinfuhr, und uns zum Abendessen behalten haben würde, wenn wir nicht schon beim Herrn Regierungsrat Spieß versagt [verabredet] gewesen wären und an den Herrn Hofkammerrat Turnesi, einen äußerst gebildeten, feinen, geschickten, gefälligen und einnehmenden Mann, der uns, nachdem er sich ein paar Stunden mit uns unterhalten, und wir ein Frühstück bei ihm genossen hatten, sogleich wieder drei Empfehlungsbriefe nach Naila, Wunsiedel und Bischoffsgrün in unser Wirtshaus sandte. Was diese für Wirkungen gehabt haben, sollen Sie nachher erfahren. Herr Regierungsrat Spieß endlich, den ich erst allein besuchte, bat sogleich, da ich nur erwähnte, daß ich einen Reisegefährten hätte, uns beide auf den Abend zu Gäste und tat, als gehörten wir zu seiner Familie. Er ist, ganz ohne Komplimente, ein sehr guter Mann. Er hat zwei große Töchter. Nach Tisch wurde ein wenig getanzt: er spielte und sang auch von seiner eigenen Komposition. - Hatten wir nicht Ursach', über diese Aufnahme sehr vergnügt zu sein? Wir genossen sie ganz unverdienter Weise.

Vom Archiv habe ich nicht's gesehen: es ist auf der Festung Plassenburg bei Kulmbach. Die Eremitage, eine halbe Meile von Baireuth (es führt eine vortreffliche Chaussee dahin), ist ein offener Garten. Zum Teil hat er künstliche Grotten von Feldsteinen, Bassins, Springbrunnen, Einsiedeleyen; ein sehr langes schönes Berceau, ein

paar kleine Gebäude mit Säulen. Aber dicht vor Berneck wird man durch einen Anblick überrascht, der nebst der Gegend von Streitberg zu den schönsten Prospekten gehört, die wir gehabt haben. Man fährt mit einem Male zwischen hohen Bergen in ein enges Tal hinein, worin das Städtchen in einem engen Raum eingeklemmt liegt. Alles ist schwarz, finster: aus den Bergen ragen schwarze Felsenmassen hervor; über die Stadt erhebt sich der schwarze, spitze Kirchturm; daneben steigt der kühnere Turm einer alten Burg, wohl noch einmal so hoch, in die Lüfte empor und scheint über die Stadt zu hängen und hineinstürzen zu wollen, so verwegen streckt er sich zum Himmel hinauf. Alles dies ist in ein enges Tal eingeschränkt, das der Weiße Main durchrinnt. Der hohe, viereckige Turm war die Burg der Grafen von Orlamünde. Dahinter liegen noch die Ruinen der Burg der Grafen von Wallenrode (mit kleinen Gewölben) und der dazu gehörigen Kapelle. Diese hat neben der gotisch gewölbten Tür noch folgende in den Stein gehauene merkwürdige alte Inschrift, mit ganz alten, den lateinischen ähnlichen Buchstaben: da - man - zalt - nach - XPI - (Christi) gepurt - M-CCC-IXXX - (1480) - iar - an - sant - gurgun - abent - durch - veit - von - Wallenrod - ist - der - erst - Steyn - an - disse - kapellee - gellegt. - Bei unserer Rückreise über Berneck kaufte ich vom Herrn Postmeister die kleine Schrift zum Andenken: >Berneck, ein historischer Versuch<, von J. G. Gentze, Baireuth, 1790. 48 Seiten, worin die Geschichte Bernecks und der alten Burgen erzählt [wird], einige Nachrichten von der alten slawischen Religion enthalten und einige altdeutsche Urkunden abgedruckt sind, auch zwei kleine Kupfer von der Gegend von Berneck stehen. - Die Drahtzieherei in Berneck konnten wir nicht sehen, da es Feiertag war. Übrigens werden hier in einem kleinen flachen Bache auch Perlen gefischt, jährlich etwa 100 Stück. Sie sollen an Güte den orientalischen nahe kommen. Ich habe keine sehen können. Außer einigen anderen Orten des Oberlands ist vornehmlich noch das Städtchen Rehau (auf dem Wege von Hof nach Eger) des Perlenfangs wegen bekannt. Hier und in Berneck wohnt ein eigener Perleninspektor. Man sagt, die Perlenmuscheln wären aus Sachsen, wo sie sich auch finden, einmal ins Baireuthische gebracht [worden] und hätten sich nun hier fortgepflanzt.

Von Berneck aus auf unserem ganzen Cirkelweg durchs Oberland bis nach Berneck zurück, sahen wir nun ein Land von einer ganz eigenen Beschaffenheit. Der Boden ist durchaus sehr hoch; die Luft immer etwas rau und kühl; die Anhöhen mehrerenteils nicht steil und hoch; die Gegenden oft felsig, steinig, wüst und einsam; die Dörfer lange nicht so häufig als im Bambergischen und südlichen Franken. Alle Früchte und das Getreide kommen hier später zur Reife. Die Hauptnahrungszweige, die aber auch sehr bedeutend sind, sind: Bergbau der fast lauter Eisen betrifft, da die Goldbergwerke in Goldkronach itzt ruhen, Viehzucht, Flachsbau und Getreidebau. Die Wiesen sind vortrefflich. Ochsen findet man in gewaltiger Menge; aber man sieht auch fast nichts als Ochsen; sie spannt der Bauer vor Wagen und Pflug; Kühe sind seltener; Pferde wird man fast gar nicht gewahr; aber dagegen auch sehr gute Schafe und Ziegen. Jene beschäftigen viele gute Wollenwebereien. Die Ziegen haben viel weißeres, schöneres Fell in diesem Berglande als bei uns. Die Einwohner sind ein sehr höfliches, gutmütiges und treues Volk. Wegen der großen Viehzucht findet man hier viele Schlächter. Die Weiber tragen große runde Filzhüte, welche sie nicht übel kleidet. Die Dörfer haben hier überall ein sonderbares Ansehen. Sie bestehen aus einzeln stehenden sehr simplen kleinen Häuschen, die alle mit Schindeln gedeckt, auch wohl ganz hölzern sind, und nie in bloßer Erde, sondern immer auf grünbekleidetem Boden, zwischen Anhöhen, oder am Abhange wie graue Katenhäuschen aufgesetzt stehen. Kleine Bäche, herauf- und heruntergehende, und steinige Wege sind häufig. Alles dies gilt vom ganzen Oberlande, nordöstlich von Bayreuth und Berneck.

Hinter Berneck fährt man noch etwas die Chaussee in einem schönen, tiefen Hohlwege weiter. Dann verläßt man sie, und kommt durch etwas öde Gegenden (wenigstens scheinen sie so, wenn man von Streitberg, Berneck und Bayreuth kommt, wiewohl man sich freilich, wie ich gemerkt habe, gar zu leicht durch so reizende Gegenden verwöhnt, und gegen minder schöne ein wenig unerkennlich wird), nach Stambach und Helmbrechts, wo in den Schänken der Feiertag mit lauten Späßen und Betrunkenheit gefeiert ward. Ich möchte beinahe den Rat geben, an Feiertagen sich nicht viel auf Dörfern aufzuhalten. Von Helmbrechts geht es über zwei kleine schlechte, dorfähnliche Flecken, Schauenstein und Selbiz, nach Naila. Der Weg geht fast beständig auf nacktem Felsen fort,

und ist so eben wie eine Chaussee. An einer Stelle kommt man [an] sehr schwarzen Felsen vorbei.

Naila, ein kleines, schlechtes Städtchen, liegt an der Selbiz, über die hier eine marmorne Brücke geht. Auch die meisten Häuser in der Stadt sind von Marmor. Dies klingt zwar in Berlin sehr prächtig, wo es gewiß schon sehr bewundert wird, wenn man von Häusern in sächsischen Dörfern hört, die ganz von Sandstein gebaut sind. Allein wenn man bedenkt, daß der Marmor, der doch auch nur ein edlerer Kalkstein ist, hier so häufig ist, daß man bei weitem wohlfeiler damit baut, als mit Holz und Backsteinen, so begreift man es schon. Der Marmor in Gebäuden sieht übrigens, wenn man ihn nur obenhin ansieht, um nichts besser aus als Kalk- oder Sandstein. - In Naila trafen wir gerade den Markt. Auf dem Markte (wo wir, im Roten Roß, logierten), war alles gedrängt voll, so daß es uns gar sonderbar dünkte, da wir den ganzen Tag ganz von Menschen entblößt sahen [gemeint ist: da wir den ganzen Tag keinen Menschen gesehen hatten, bis zur Ankunft in Naila].

[3. Tag der Pfingstreise, ca. 20. Mai 1793]

Über einen halben Tag wandte der Herr Vizebergmeister Ullmann, an den wir vom Herrn Hofkammerrat Turnesi rekommandiert waren, an uns, und ließ sich, zu meiner Verwunderung, nicht verdrießen, uns nach Kembles (über eine Meile nördlich von Naila, ganz dicht an die sächsische Grenze) hinzuführen, und hier mit uns in ein Bergwerk einzufahren: eine Gefälligkeit, die wahrscheinlich nur ein Bergmann selber haben kann. Die Gegend nördlich von Naila hat Anhöhen und finstre, schwarze Waldungen; und einen kalten, trockenen Anstrich. Die Selbiz treibt hier eine außerordentliche Menge Eisenhämmer und Mühlen, auch eine Marmorschneidemühle für die Marmorfabrik in Baireuth. Das Geräusch von Eisenhämmern hört man überall. Um Naila herum sind 33 Gräben, die fast lauter Eisen, doch auch zum Teil Kupfer enthalten. Einige sind freilich klein. Bei dem Städtchen Lichtenberg brechen die schönsten Kupfer Allaserze, die man sehen kann. Das Eisen findet sich in lauter Gängen, und zwar in allen möglichen Gestalten und in den herrlichsten Stufen: als gelbe Eisenerde, gelber und brauner derber Eisenstein, spätiger glänzender Eisenstein, Eisenblüte, Blutstein, Glaskopf, kuglichter oder traubichter Eisenstein (wie der traubichte isländische Kalzedon gestaltet), Tropfstein und säulenförmiger Eisenstein usw. Der Steiger (dies ist der erste Bergmann) bot mir [Wolfgang Goethe] schöne Stufen an [gemeint ist: bot mir schöne Gesteinsarten an]; allein der Transport macht gar zu viel Beschwerde. Hätte ich alles nur Ihnen gleich nach Berlin schicken können! In des Steigers Wohnung legten wir uns Grubenkittel, Schurzfell und Schachthut an, auf den ein Licht gesteckt ward. (Dieser Steiger hat zweieinhalb leichte Gulden wöchentlich, freie Wohnung und frei Holz, und arbeitet nicht, sondern führt nur die Aufsicht. Bei kleinen Gruben arbeiten die Steiger mit. Die anderen Bergleute haben, nach ihrer verschiedenen Arbeit, immer weniger Gehalt.) Die Grube, die wir beführen, heißt „die Gabe Gottes“; sie ist eine der tiefsten und ergiebigsten in dieser Gegend. Ihre Tiefe beträgt 26 Lachter = 173 Fuß und 4 Zoll (1 Lachter hat 8 Bergschuh = 80 Zoll, denn 1 Bergschuh hat 10 Zoll; also hat 1 Lachter 6 Fuß und 8 Zoll gewöhnlichen zwölfzölligen Maßes.) Wir führen in einen Schacht auf den Fahrten [Leitern] ein. Über dem Schacht ist eine Kaue (ein hölzernes Häuschen) gebaut. Über der Öffnung des Schachtes steht ein Kreuzhaspel, womit das Erz heraufgewunden wird. Der Schacht ist inwendig ganz mit Holzwerk verzimmert, woran die Leitern sehr sicher befestigt sind, und geht ganz senkrecht hinunter. An den Leitern kann man sich sehr gut festhalten. Das Heruntersteigen ist leicht; aber das Heraufsteigen ermüdet am Ende ein wenig, weil es senkrecht geht. Schwindlich kann man von der Tiefe nicht werden, weil man nichts als schwache Dämmerung um sich sieht. Wenn ich überhaupt bedachte, daß, wie uns der Herr Bergmeister erzählte, auf dem Harz Gruben von 100 und 200 Lachtern, in Schweden aber sogar welche von 400 Lachtern sind, die bis unter die Oberfläche des Meeres gehn, so kam mir mein Steigen als sehr gering vor. - Wir waren glücklich unten angelangt, und einer ging nur gebückt dem andern nach, jeder sein Licht in der Hand; denn die Stollen und Gänge (welche größtenteils mit Holzwerk verzimmert sind), sind ganz schmal und niedrig, daß man kaum aufrecht darin gehen kann.

Mir war's als sollte ich in irgend eine geheime Gesellschaft, einen mysteriösen Bund¹³ aufgenommen, oder vor ein heimliches Gericht [ein Fehmgericht] geführt werden. Ich erinnerte mich, in meinen Kinderjahren im Träume zuweilen solche lange, enge, finstere Gänge gesehen zu haben; und am Ende einen Arbeiter, der wie ein verwiesener [verbannter] Missetäter bei Licht [Öllampe] die verborgenen Schätze der Natur aus Steinen heraus schlägt. Es macht wirklich einen sonderbaren Eindruck, wenn man in der Ferne einen Arbeiter ganz dumpf hämmern hört, dann immer näher tritt, ihn in seiner fremden bergmännischen Sprache „Glück auf“ grüßen hört, und betrachtet, wie er mit sichtbarer Anstrengung das spitze Eisen mit dem Schlägel ins harte Gestein hineintreibt. In den Gängen bewunderten wir den reichen Eisenstein, der neben und über uns zwischen schwarzem Schiefer (dies ist hier die Gangart) herabhing. An einigen Orten sahen wir schöne Eisenstufen, noch in der Werkstätte der Natur, auch grünen Malachit, auch Vitriolkies und endlich ganz reinen, flüssigen, grünen Vitriol, wie er an den Wänden hing, denn diese Grube liefert vorzüglich auch die Materialien zu dem Vitriolwerk, das wir am Nachmittag besahen. An manchen Orten waren die Gänge unter und an den Wänden etwas naß; auch sahen wir ein paar Pumpen, [um] das Wasser herauszuschaffen, und eine große Art von Schacht, Radstube genannt, für eine neue Maschine zu dieser Absicht. Als wir so ziemlich alle Winkel durchkrochen hatten, suchten wir wieder die freie Luft; und ich habe nicht leicht eine angenehmere Empfindung gefühlt, als da ich von der letzten Stufe der Leiter ins Freie hinaussprang. Die grünen Bäume, der blaue Himmel, die frische Luft, alles drang mit neuem, stärkeren Eindruck auf meine Sinne ein, zumal da, als wir hinunterstiegen, ein kalter Morgennebel die ganze Gegend bedeckt hatte. - Zu Mittag aßen wir in dem Dorfe Tsirgau, wo wir uns von Herrn Ullmann traktieren lassen mußten. Wir aßen unter andern einen zarten, karpfenähnlichen Fisch, Barbe genannt. Nach Tische besahen wir das Vitriolwerk und den Eisenhammer, auf der sogenannten Hölle. Dort sahen wir, wie der Vitriol immer feiner gesotten wird, und endlich in schönen grünen Kristallen anschießt, auch wie in den Bühnen aus den schlechten Vitriolkiesen durch die Luft die Vitriollauge sich von selbst herausziehen muß; hier sahen wir, wie das Eisen im Feuer glühend gemacht, und dann unterm Hammer zu einer glatten Stange geschmiedet wird. Blasebälge und Hammer werden von Wellen durch Wasserräder getrieben. -

Ehe ich Ihnen den folgenden Gang unserer Reise und das Abenteuer des folgenden Tages erzähle, muß ich Ihnen gestehen, was ich mir für einen kühnen Plan ausgesonnen. Doch es war recht gut, daß er nicht ausgeführt werden konnte. Ich hatte mir vorgesetzt, wir wollten von Naila über Hof nach - Karlsbad reisen, um die dortigen Merkwürdigkeiten der Natur und um den Boden von Böhmen zu sehen, wenn auch nur auf kurze Zeit. Da mir die Entfernung von Karlsbad immer (wie ich nachher erfuhr) von allen, die ich befragte, zu geringe angegeben ward, so wurde ich desto mehr in meiner angenehmen Idee bestärkt; wir wären aber dem ungeachtet von Hof gewiß in einem Tage sehr gut hingekommen, wenn uns nicht der Vorfall, den Sie gleich erfahren sollen, wider alle unsere Erwartung zurückgehalten.

Noch am Abend des Tages, den wir im Bergwerk usw so angenehm zugebracht hatten, machten wir anderthalb Meilen bis Hof. Die Gegend ist sehr hoch, und gewährt dem Auge wenig Unterhaltung, da die sich wellenförmig hebenden und senkenden Erhöhungen am Ende ermüden. Wir kamen durch etwas Wald und endlich auf eine sehr gute Chaussee. Die Sonne ging prächtig unter: der halbe Himmel stand in goldgelben Flammen. -

Hof liegt in einer flachen Niederung, in einer ziemlich von Holz entblößten Gegend. Die Stadt hat fast lauter Giebelhäuser, so glattes Pflaster wie Baireuth und ein recht heiteres Ansehen. Wir stiegen im „Brandenburgischen Hause“, einem großen Gasthofe ab. Die Stadt ist ihrer Fabriken wegen berühmt.

[4. Tag der Pfingstreise, ca. 21. Mai 1793]

Am andern Tage hatten wir Nebel, trüben Himmel und Regen. Der Weg geht wieder sehr hoch und ist ziemlich fest. Rechts im Grunde sahen wir die Saale (die wir auch bei Kembles gesehen hatten) fast in lauter Cirkelbogen durch grüne Wiesen fließen, so daß sie

¹³ Fußnote des Hrsg.: In einen Freimaurer-Orden, wie z. B der Illuminaten-Orden.

mehrere Male dem Ort, wo sie war, wieder nahe kommt. In einem dicken Walde, wodurch wir kamen, fanden wir den lehmigen Weg vom Regen schon sehr verschlechtert. Endlich kamen wir bei dem Dorfe Schönbach an die kaiserliche Grenze von Böhmen. Wir waren schon den Schlagbaum passiert, als der Herr Einnehmer und Aufschauer (so heißen die österreichischen Akzisebedienten) uns „Halt“ zurief. Wir mußten unsere Sachen visitieren lassen, und nun forderte er uns unsere Pässe zur Legitimation unserer Aussage, daß wir Studenten wären, ab. Wir reichten ihm unsere Matrikeln hin, denn diese hatten wir allein mitgenommen, weil sie sonst immer bei Studenten statt der Pässe gelten. Aber den Herrn Einnehmer befremdete es sehr, daß man lateinische Pässe gäbe: er sah die Matrikeln lange starr an, - und verstand sie darum doch ebenso wenig. Er mochte glauben, sie könnten ebenso wohl französische Komödienzettel oder wer weiß was sein. Uns [Goethe meint sich selber] maß er mit mißtrauischen Augen von oben bis unten; und hielt es endlich für's Beste, uns einen Boten bis zur nächsten böhmischen Stadt Asch (in der kleinen Herrschaft Asch) mitzugeben, der unsere Matrikeln so lange an sich nahm, um sie dort näher untersuchen zu lassen. Der Herr Gerichtshalter in Asch verstand zwar die Matrikeln, weil er selber studiert hatte; betrachtete uns ebenfalls so scharf, als wollte er uns durch und durch sehen; schwatzte über allerhand Nebendinge, z. B. kam es ihm bedenklich vor, daß ein so junger Student wie ich, gleich eine so weite Reise unternehmen wollte; fragte nach unseren Geschäften in Karlsbad; - und das Ende vom Liede war - Matrikeln wären keine Pässe, und keine volle Legitimation, um über die Grenze gelassen werden zu können.¹⁴ Was wollten wir tun? Wir hörten im Wirtshause, wo wir uns beim Mittagbrot erholten, die Befehle wegen der einpassierenden Fremden wären der emigrierenden Franzosen halber ganz neulich strenge geschärft [verschärft worden]; doch könnten wir uns in Asch einen Laufpaß geben lassen, der aber auf jedem Kreisamt bestätigt und unterschrieben werden müßte, denn wer ganz ohne Paß auf irgend eine Art ins Land käme, hätte Verhaftnehmung bis zu seiner Legitimation zu gewärtigen. Teils das schlechte Wetter, teils die Umstände und Schwierigkeiten, denen wir doch immer noch ausgesetzt sein konnten, teils die Entfernung von Karlsbad bewogen uns bald, unsern Weg zu ändern und gleich nach Wunsiedel zu gehen. Von Hof bis Asch hatten wir zweieinhalb Meilen gemacht; von hier bis Wunsiedel hatten wir drei zu machen. Von dem Boten aber, der uns noch nicht verließ, wurden wir förmlich - über die Grenze gebracht und nun erst gab er uns unsere Matrikeln zurück. Wir hatten doch wenigstens unsern Fuß in Böhmen gesetzt; und setzten itzt nach diesem Abenteuer unsere Reise vergnügt fort.

Die Gegend ist hier wieder besonders einsam und wüste. Oben habe ich vergessen zu sagen, daß auf unserer ganzen Reise durch die abgelegenen Teile des Oberlandes die Leute uns immer sehr neugierig ansahen und fragten, wer wir wären, weil das Land von Fremden nicht so gar häufig besucht wird. Vielleicht ist dies auch zum Teil der Grund von der guten Aufnahme der Fremden. - Das Städtchen Selb, das wir passierten, ist klein und schlecht, und höchst elend gepflastert. Mitten im Walde liegt der Schwarzhammer, wo ein Eisenhammer, eine Glashütte und ein hoher Ofen [steht]. Sehr schade war es, daß wir hiervon nichts vorher wußten, sonst hätten wir die Glashütte und den Schmelzofen sehr gut besehen können. Die übrigen hohen Öfen im Baireuthischen, denen wir nahe kamen, waren alle nicht im Gange. (Wie denn überhaupt jetzt vieles von den Berg- und Hüttenwerken liegt, und jene besonders lange nicht so genutzt werden, als sie genutzt werden könnten. Doch bald wird der jüngere Herr von Humboldt, der geschickte Mineralog, als Aufseher des Baireuther Bergwesens hierher kommen.¹⁵ Bei Herrn Turnesi sah ich schon einen sehr

¹⁴ Fußnote des Hrsg.: Goethe besaß sicher einen Pass, nur Ludwig Tieck nicht.

¹⁵ Fußnote des Hrsg.: Der Satz „Doch bald wird der jüngere Herr von Humboldt, der geschickte Mineralog, als Aufseher des Baireuther Bergwesens hierher kommen“, könnte eine Spitze Ludwig Tiecks gegen seinen Peiniger Alexander von Humboldt sein. Siehe weiter unten im Kapitel >Ludwig Tieck im Urteil der Literaturkritik< unter der Überschrift >Alexander von Humboldt< die vielen verletzenden Sticheleien A. von Humboldts gegen Ludwig Tieck. Offensichtlich wusste Humboldt von Ludwig Tiecks wahrer Abkunft. Die Niederschrift des gefälschten Reiseberichts fällt daher in die Zeit von ca 1846 bis kurz vor Tiecks Tod.

starken Bericht, den er auf einer Reise durch's Land über den Zustand des Bergbaus aufgesetzt hatte.) - Als wir aus dem finsternen Tannen- und Fichtenwalde herauskamen, hatten wir den überraschendsten Anblick. Große Ruinen einer alten Burg, mit einem hohen runden Turme, auf einem kleinen Berge stehend, sprangen plötzlich hinter den Bäumen hervor. Wir kamen ins Dorf am Fuße der Anhöhe; und nun erfuhr ich zu meinem großen Vergnügen ganz unerwartet, daß wir in Thierstein wären.

Der Herr Turnesi hatte mir gesagt, daß es hier gegliederten Basalt oder Basaltsäulen gäbe, eine Merkwürdigkeit, die man vielleicht in ganz Deutschland nicht wieder findet, und überhaupt nur an wenig andern Orten, wie ich glaube als in Schottland, wo die großen Massen von Basaltsäulen so berühmt sind. Sogleich sah ich mich nach dem Basaltfelsen um, und siehe da, es war derselbe, worauf die Ruine stand. Wir machten also halt und beschauten den Ort näher. Der Felsen, der sich mitten im Dorf, etwa ein Haus hoch, erhebt, hat auf der einen Seite lauter sechseckige, schwarze Basaltkristalle, wenn ich es so nennen darf, die etwa einen Fuß Breit und ein bis zwei Fuß hoch sind, und sich treppenförmig übereinander erheben. Einige Stücke sind umgestürzt oder stehen schief hervor. Die Ruinen, die an diesem Flecke stehen, bestehen in sehr hohen, großen Mauern mit Fenstern und einem sehr hohen runden Turm. Man findet vielen Basalt eingemauert. Auf der andern Seite des kleinen Felsens aber trifft man mehrere hohe sechseckige Basaltsäulen, die dicht nebeneinander geschichtet und ineinander gefügt, fast senkrecht sich in die Höhe türmen. Sie haben bei einer Dicke von etwa einem Fuß wohl eine Höhe von zehn Füßen: und gewährten mir [Wolfgang Goethe] einen ganz neuen, fremden Anblick. Ob diese Merkwürdigkeit in Berlin sehr bekannt sein mag? Der Ort liegt ungefähr auf halbem Wege zwischen Asch und Wunsiedel. Da wir weiterfuhren, sahen wir vor uns das wilde Fichtelgebirge sich erheben; und hinter uns entdeckten wir, in Gestalt eines blassen, hohen Streifens am Horizont, die böhmischen Gebirge in der Mitte von Böhmen. Die Waldungen haben in diesen Gegenden einen besonderen Charakter: sie bestehen aus lauter kleinen oder größeren Gruppen oder Partien; sehen, da sie meist Nadelholz haben, schwarz und finster aus, und sind hin und wieder über die Felder verstreut.

Wunsiedel oder Wonsiedel hat 300 Häuser und 2.500 Einwohner und liegt in einer sehr hohen Gegend, doch in einer kleinen Vertiefung; hat ein etwas rauhes Klima, aber eine interessante Natur um sich her. Die Straßen gehn bergauf, die Häuser sind ziemlich gut. Die Stadt hat viel Gewerbe und ist recht lebhaft. Wir logierten im „Einhorn“. Um die Stadt herum sind viele Brüche von weißem Marmor, der aber, weil er so gemein [gewöhnlich] ist, häufig zu Kalk gebrannt wird. Die Stadtmauern sind von weißem Marmor, daher der Ort sonst die Stadt mit den marmornen Mauern genannt wurde. Mehrere Häuser sind auf Marmor und von Marmor gebaut; mehrere aber auch von dem rötlichen und weißlichen Granit, der, nebst dem Gneis, nach dem Fichtelberge zu, häufig gefunden wird, und auch das Skelett von diesem Gebirge ausmacht.

Von Herrn Turnesi waren wir an den Herrn Vizebergmeister Schubert rekommandiert, und dieser überaus gefällige Mann führte uns am Vormittage auf die Luxenburg und nach Sickersreuth, nachmittags nach Arzberg, und lud uns auf den Mittag zu sich ein. - Die Luxenburg ist ein Teil des Fichtelgebirges, dessen einzelne Berge überhaupt folgende Namen haben: 1.) die Luchsburg, Luxburg oder Losburg. Dieser Berg hatte seinen Namen von den Luchsen, die hier sonst häufig waren (noch vor 3 Jahren hat man einen in der benachbarten Pfalz geschossen) und von der alten Burg, die oben stand und wovon man noch die Spuren sieht. Die vier hohen Felsenklippen, die ganz nackt aus der Waldung dieses Berges hoch herausragen, heißen: der Burgstein, der große und kleine Haberstein, und der Schauberg. - 2.) die hohe Cössein - 3.) der Ewald - 4.) der Totenkopf - 5.) die Platten - 6.) der Silberanger - 7.) die hohen Fahrnleiten - 8.) der Nußhart - 9.) der Schneeberg - 10.) der Schloßberg oder Rudolphstein. Diese 10 Berge machen eine Kette aus. Jenseits des Tales, worin sich der Fichtelsee befindet, liegt 11.) der Weißmann - 12.) der Ochsenkopf. Die folgenden endlich machen eine eigene Kette nach einer eigenen Richtung aus: 13.) der Waldstein - 14.) der Langenstein - 15.) der Epprechtsstein - 16.) der Kornberg. - Das Fichtelgebirge ist ganz mit Fichten und Tannen bewachsen, die unten auch mit einigen Buchen vermischt sind; die höchsten Spitzen aber sind kahl. In der Ferne sieht es schwarz, finster und öde aus. Es ist vier bis fünf Meilen lang und wenig bewohnt und

besucht. Die einzelnen Berge erheben sich sanft und allmählich in die Höhe; jähe Abgründe findet man garnicht. Daher sehen die Berge auch gar nicht so sehr hoch aus allein man muß bedenken, daß sie in einer sehr hohen Gegend liegen. Es ist noch unentschieden, ob ihre höchsten Spitzen nicht höher über der Meeresfläche liegen als der Brocken. Auch ist man noch streitig, ob der Ochsenkopf oder der Schneeberg der höchste Teil des Gebirges ist; doch scheinen die meisten Stimmen für den letzteren zu entscheiden. Nach Randels Annalen ist der Brocken 3.569, der Feldberg aber 3.621 Pariser Fuß über der Meeresfläche erhaben. Übrigens stecken in diesem Gebirge noch gewiß unendliche Magazine von Erzen verborgen; allein man hat sich noch wenig Mühe gegeben, sie aufzuspüren. Auch ist die alte Sage, daß das Gebirge reich an Edelsteinen sei, sehr wahrscheinlich gegründet [begründet]. Wer hat sie aber je viel gesucht? Soviel ist gewiß, daß oftmals Italiener hierher kommen, in den einsamen Örtern des Gebirges ihr Wesen treiben, und, vermutlich mit Edelsteinen bereichert, heimlich und in aller Stille wieder zurückziehen.

Die Luchsenburg ist der nächste Berg bei Wunsiedel. Der Weg dahin ist mit Granit besäet; am Fuße des Berges werden die Granitwacken ungeheuer groß und lehnen sich bald schief aneinander, daß man dazwischen durchkriechen kann; oder ein gewaltiger breiter Klumpen ruht auf mehreren kleineren, die in der Runde herumstehen, und bildet auf diese Weise eine natürliche, kühle Grotte. Alle dergleichen Szenen fand ich hier noch weit größer und wunderbarer als in Sanspareil. Auf einem großen, platten Granitstück waren ehemals, einer Stiftung gemäß, jährlich von den Gymnasiasten in Wunsiedel, Schäferaktus [Schäferspiele] und andere Komödien aufgeführt [worden]; die Zuhörer hatten rund herum auf Felssteinen unter freiem Himmel gesessen. Herr Bergmeister Schubert hatte in seiner Jugend mitgespielt. Nicht weit davon rinnt eine merkwürdige Quelle aus der Spalte eines Granitstücks hervor: das Volk nennt es die Quelle, die Moses aus dem Felsen schlug. Noch sahen wir am Fuße des Berges, unter diesen wunderbaren Granitgruppen, einen eben gemachten Platz, wo die angesehenen Einwohner der Stadt jährlich ein paarmal speisen und unter offenem Himmel einen vergnügten Tag mit ihren Familien zubringen. Auch sahen wir den alten Burgemeister, der ein sehr ehrliches Bürgeransehen hatte, selbst beschäftigt, einigen Arbeitern zu zeigen, wie sie ein paar benachbarte natürliche Grotten und Felsenplätze, schöner und bequemer zum Vergnügen einrichten sollten. Eine vornehme Dame, die neulich zum Besuch hier gewesen war, hatte ihren Namen in den Felsen einhauen lassen. - Nun stiegen wir einen sehr mäßig in die Höhe gehenden Fußsteig durch dichten Wald hinauf, und gelangten endlich auf die Spitze des Burgsteins, der sich wie ein Felsenturm oder ein starker Pfeiler über die höchsten Tannen erhebt. Oben ist eine Galerie gemacht. Von diesem engen Platze von sehr wenigen Quadratfuß, übersieht man nun nicht nur das ganze Fichtelgebirge und Wunsiedel, sondern auch auf der einen Seite, das Baireuthische Land, auf der entgegengesetzten die ungeheuren schwarzen Waldungen von der ganz nahen Pfalz, und auf der dritten die Gebirge von Böhmen: eine erhabene und viel umfassende, aber rauhe und öde Aussicht. - Von hier gingen wir nach dem Alexandersbade oder dem Gesundbrunnen Sicherseuth, der am Fuße der Luchsenburg, eine Viertelmeile von Wunsiedel liegt. Er wird leider nur sparsam und auf kurze Zeit von Baireuthern besucht, da die nahen böhmischen Wasser von Eger und Karlsbad ihm Schaden tun. Das Wasser schmeckt sehr mineralisch und wird nach Wien, Triest, Venedig usw versandt. Das Brunnengebäude ist ein noch neuer, großer Palast von Granit erbaut, und liegt sehr angenehm. Es hat die Inschrift: Sanitati publicae aedes hasce aere suo exstrui jussit Alexander etc. - Die Zimmer für die Badegäste, auch die Nebengebäude, die angelegten Alleen usw, alles ist sehr nett.

Arzberg, wo wir am Nachmittag hinfuhren, liegt eineinhalb Meile von Wunsiedel. Um Arzberg sind 33 Gruben, die wie die um Naila lauter Privatleuten gehören. Viele liegen aber jetzt oder, nach dem Kunstausdruck, sie sind nicht belegt. Alles sind Eisengruben. Das Eisen bricht hier nicht, wie um Naila, in Gängen, sondern findet sich in Stockwerken [in unregelmäßigen Klumpen] und nicht in so schönen Stufen als dort. Ich fuhr durch einen Schacht, auf den Fahrten, in eine 18 Lachter tiefe Grube ein, die Silberkammer. Sie ist die allergeiegigste. In den Gängen und Örtern (d. i. den Plätzen, wo das Erz herausgehauen wird, und die hier, unregelmäßig, hier und dort eingeschlagen werden) über und neben mir sah ich nichts als gelben oder braunen Eisenstein, in unerschöpflicher Menge. Mein Licht

war ein paarmal von den Wettern (der schlechten oder geringen Luft) ausgelöscht. Auch sah ich an den Gängen eine sonderbare weiße, weiche, baumwollartige Materie in Menge hängen, die nichts anders als ein Ansatz von Dünsten ist. Das meiste sah ich hier so wie in Naila. Um mir das beschwerliche Heraufsteigen zu ersparen, ließ ich mich auf dem Knebel (einem dicken Holzstück, auf das man sich setzt) an einem Seil von zwei Personen aus der Tiefe herauswinden, nachdem ich mich vorher nach der Sicherheit dieser Art von Fuhrwerk genau erkundigt hatte. - Arzberg ist ein kleines unansehnliches Städtchen. Dabei ist auch ein Alaunwerk. Auf dem freien Felde sahen wir auch das Waschen des Eisenerzes an. Der kleingeschlagene Eisenstein wird in einem kleinen Wiesenbach mit eisernen Schaufeln gegen das Wasser angeschaufelt, so daß der Bach das leichtere, taube Gestein mit wegspült, und das Erz auf dem im Bach gemachten hölzernen Boden liegen läßt. - Bei dem Dorfe Göpfersgrün, zwischen Arzberg und Wunsiedel, ist eine Grube, wo man Speck- oder Schmerstein findet; er ist weich und findet sich auch mit Dendriten; der weiße ist der beste. Er wird nach Regensburg und von da vermutlich nach Triest und nach der Türkei gesandt. Man weiß nicht genau, wozu er dort gebraucht wird; man sagt, es würden die meerschäumenden Pfeifenköpfe daraus gemacht. - Mehrere Bergwerke bei Arzberg sind itzt darum nicht im Gange, weil die baireuthischen und böhmischen Bauern, die sonst den Eisenstein den Hämmern zufahren, itzt nichts tun als Getreide für die Armeen am Rhein von Baireuth zu bringen. - In der Nähe von Wunsiedel hat man sehr alte, eingegangene Schächte gefunden; sie waren rund und inwendig mit Flechtwerk bekleidet. Man weiß, daß in dieser Gegend schon Anno 1400 Bergbau getrieben ist.

[5. Tag der Pfingstreise, ca. 22. Mai 1793]

Ich hatte nach Wunsiedel noch eine Adresse an den Herrn Burgemeister Schmidt, vom Hofrat Schreiber erhalten. Dieser Mann verschaffte uns einen Führer, der uns am folgenden Tage über den Fichtelberg nach Bischofsgrün geleiten sollte, weil man sich auf diesem einsamen Waldgebirge leicht verirren kann. Hinter Wunsiedel kamen wir über Schönbrunn und Leupoldsdorf, wo ein Eisenhammer und Blechhammer [stand]. Der Herr von beiden Werken, der Kommerzienrat Müller, bot uns, da er uns seinen Eisenhammer betrachten sah, ohne uns zu kennen, ein Frühstück an, und lieh uns ein Fernrohr, um uns von der Höhe umsehen zu können. Die unteren Teile des Gebirges haben unter den Tannen und Fichten auch Buchen. Wir passierten steinige, sumpfige und verwachsene Wege, und Bäche rieselten neben uns oder vor uns vorüber. Endlich gelangten wir zu der sogenannten Zinnseife und dem Zechen- [d.i. das Gruben- oder Bergwerks-] Hause dabei. Die Zinnseife ist eine große Grube, worin die Zinnerze [deren Gewinnung aber itzt ganz vernachlässigt wird, ohngeachtet sie so gut als das englische Zinn waren] gewaschen wurden. Die Zeit mangelte uns, den Schneeberg zu besteigen, von dem man eine noch freiere Aussicht als vom Opchsenkopf hat. [Auf dem Schneeberge soll noch ein Backofen vom 30jährigen Kriege her stehen, da man sich auf diese Höhen flüchtete.] Wir gingen also über den Fichtelsee und über den Weißmann zum Gipfel des Ochsenkopfes. Der Fichtelsee, der grundlose See, oder die Seelohe, ist ein tiefer Sumpf oder Moor, der mit Moos und Binsen, auch niedrigem und verkrüppeltem Fichtengesträuch überwachsen ist und nie austrocknet, weil er im Tale liegt und ohne Abfluß ist, sondern vielmehr in nassen Jahreszeiten ganz unter Wasser steht. Auch itzt konnten wir an Stellen, wo das Wasser über dem Morast stand, einen Stab 3 - 4 Fuß hineindrücken. Man geht über diesen Sumpf auf Stangen, Hölzern und Sträuchern, die in gerader Linie herüber gelegt sind. Nun kamen [wir] in die rauhe Wildnis des Gebirges, die ich so begierig war zu sehen. Wenig betretene Fußsteige führten uns durch dichtes Buschwerk etwas steil hinauf. Über uns türmten sich, mitten unter den Baumstämmen, allgewaltige Granitmassen auf, die halb nackt, halb bemoost wie riesige Denkmäler, wer weiß wie lange schon, der Zeit trotzten. Wir sahen ein paar alte, verfallene Stollen mit Wasser angefüllt und sprachen mit einem Bergmann, der in dieser Einöde eine Hütte hat und uns mit geheimnisvoller Miene entdeckte, daß gewiß noch große Schätze von Gold und anderem Erze in diesem noch wenig durchforschten Gebirge versteckt lägen, was nicht unwahrscheinlich ist. Sehr merkwürdig war es mir, mitten in der Waldung hier einen der größten Flüsse Deutschlands in seiner Wiege zu finden: wir sahen die Quelle des Weißen Mains, der aus einer ummauerten Höhlung, eine kleine Spanne breit,

im Grase herabrinnt. Ich [Wolfgang Goethe] setzte mich an der Quelle [nieder], trank etwas daraus, stellte mich wie der Kolossus über den jugendlichen Strom und versuchte seinen ganzen Reichtum von Wasser mit der Hand aufzuhalten. - Nun wird der Weg immer wilder. Wir traten unsicher auf Sumpf oder auf Schnee, der in zerrissenen Partien herumlag, oder in hohes Haidekraut, worunter oft Baumzweige oder Felsenstücke verborgen lagen. Endlich hatten wir die Spitze erreicht, wo auf einem kleinen Flecke keine Bäume stehen, sondern nur Felsenstücke herumliegen. Wir sahen, es ist wahr, an manchen Orten vielleicht 20 Meilen weit, aber was [waren es für Orte]? In der Nähe düstere Waldungen, mehrere Örter; in der Ferne blasse Landstreifen am Horizonte. Die Aussicht ist zu weit, um in so kurzer Zeit genossen werden zu können. Unser Fernrohr war nicht sonderlich; unser Führer konnte uns die Örter und Gegenden nicht genau nennen; und der Himmel war am Horizonte nicht ganz heiter, obgleich die Sonne schien. Demohngeachtet hat eine so weite Aussicht, wenn man auch die einzelnen Gegenstände nicht genau unterscheidet, immer viel Erhabenes. Auf unserm Heruntergange auf der andern Seite des Berges, nach Bischofsgrün, begegneten wir einigen Meilern im Walde, dies sind runde, große, backofenähnliche Haufen von Holzstücken aufeinandergepackt, die zu Kohlen schwelen sollen, und sahen die Wege, die das Holz, das auf dem Gebirge in sehr großer Menge geschlagen wird, im Winter von oben herunter nimmt, wenn man es, in Schlitten gelegt, auf einer festgeschlagenen Bahn über den Schnee heruntergleiten läßt.

Bischofsgrün ist ein Dorf dicht am Fuß des Fichtelgebirges. Hier trafen wir mit unserm Fuhrwerk, das den Fahrweg dahin hatte nehmen müssen, wieder zusammen. Die hiesige Glashütte war nicht im Gange - das Wirtshaus ist hier schlecht und der Wirt betrügt. Es war uns daher sehr angenehm, daß uns der Herr Kommerzienrat Müller (ein Vetter des vorhergenannten) in Fröbershammer, dicht bei Bischofsgrün, so gastfrei aufnahm.

Wir waren von Herrn Turnesi an ihn rekommandiert, und er ließ uns nicht nur mit sich speisen, sondern gab uns auch vortreffliche Nachtquartiere in seinem großen Hause, wo er schon viele Fremde zu ihrem Vergnügen beherbergt hat. Auch besahen wir seinen Eisenhammer, seinen Zainhammer (wo Zaineisen oder dünne Stangen zu Nägeln geschmiedet werden) und seine Knopfhütte, wo Hemdeknöpfe u. dgl. aus gelb-blau-braun usw gefärbtem Glase gemacht werden. Sie war itzt leider nicht im Gange, sondern geht nur im Winter.

[6. Tag der Pfingstreise, ca. 23. Mai 1793]

Jetzt entschlossen wir uns ganz schnell, auf einem Umweg über Kulmbach, wo wir unsern Herrn Meyer aufsuchen wollten, zurückzukehren; und dieser Entschluß hat uns, besonders der herrlichen Gegend wegen, nichts weniger als gereut. Von Bischofsgrün dahin hatten wir etwa dreieinhalb Meilen. Anfangs kamen wir über Berge und durch Wälder und hatten weite Aussichten. Dann kamen wir wieder, von einer andern Seite, durch Berneck. Hier sahen wir von oben die kleine Stadt recht im Grunde zwischen dem Fuß des Gebirges gedrängt: wir fuhren lange hinunter, ehe wir hinunter kamen. - Berneck liegt am Weißen Main, den man hier mehrmals passieren muß: er ist nur flach. Nun kommt man über Wiesen und durch sehr schöne romantische, arkadische Täler, deren Anblick unser Auge nach den rauhen Gegenden vom Fichtelberge und von Berneck, bei einer so schnellen Veränderung, sehr angenehm erquickte. Ein Dorf am Abhange eines Berges, mit Blumen durchmischt, an einem einsam grünen Tale liegend, nahm sich besonders reizend aus. In dem Dorfe Himmelkorn besahen wir in der alten Kirche die alten Grabmäler der Gräfin von Orlamünde, des Grafen von Meran, usw. Sie sind sehr alt. Die Figuren der Verstorbenen sind in Stein gehauen mit fast ganz unleserlichen altdeutschen Inschriften versehen und wegen des Kostüms merkwürdig. - In dem benachbarten Dorfe Lanzendorfe ist die Glanzleinwandfabrik eingegangen; statt ihrer ist jetzt eine Kattunfabrik dort. Vor Kulmbach kommt man durch einen prächtigen Buchenwald, dessen helles, frisches Grün in dieser Jahreszeit besonders reizend war. Endlich kamen wir in ein sehr schönes Tal, schmal und von ziemlich hohen Bergen eingeschlossen, worauf Wälder und Gärten grünen: grad zu, am Ende des Tals liegt Kulmbach. Die Stadt ist sehr klein; man sieht von ihr hier nichts als die große, hochliegende ehrwürdige Kirche, deren alter schwarzer Turm die Grenzsäule des Tales ist. Rechts über die Stadt hängt oben am Rande des Berges die Bergfestung

Plassenburg mit ihren rötlichen Mauern und Türmen. Dieses Tal bildet ein sehr schön vollendetes und geschlossenes Landschaftsgemälde, und verdient den Gegenden bei Streitberg und Berneck wohl an die Seite gestellt zu werden.

Kulmbach ist ganz gut gebaut. Die Vorstädte sind im Verhältnis gegen die Stadt nicht klein. In der Stadt ist der Klosterhof merkwürdig, wo eine kleine Kolonie des Klosters Langheim, von 3 bis 4 Brüdern wohnt. - Hinter der Stadt breitet sich das enge, lange Tal (die Wolfskehle genannt) in eine sehr große, herrliche Wiese (die Aue) aus, die vom Weißen Main durchschlängelt und in einem weiten Umkreise von Bergen umschlossen wird.

Sie werden wohl wissen, daß seit dem vorigen Jahr in Kulmbach 20 gefangene Offiziere und 700 Gemeine von der französischen Armee gefangen liegen. Jene wohnen in der Stadt in Privathäusern, können in, aber nicht außer der Stadt, ohne Begleitung herumgehen, und haben itzt ihr eigenes Kaffeehaus, wo sie spielen, Zeitungen lesen und sich in ihrer Eingeschränktheit vergnügt machen. Die Gemeinen sind alle auf der Plassenburg, welche wir, mit dem Herrn Meyer, den wir aufgesucht hatten, besahen. Der Weg zur Festung ist eine breite, schattige Allee, die sich gekrümmt den Berg hinaufwindet. Die Festung scheint ziemlich stark. Die Franzosen machen sich oben so vergnügt, als sie irgend können. Auf einem großen Hofe spielten sie Trou Madame, und hatten ein kleines Marionettentheater errichtet; in einem Bogengange fochten einige; in einem großen Saale lehrten einige die andern tanzen. Alle waren sehr höflich und keiner bettelte. Sie halten sich reinlich und ordentlich, sind beliebt und werden wieder gut begegnet. In die Stadt darf keiner ohne Begleitung gehen. Einige waren gut gekleidet und schienen gebildet und von nicht geringem Stande zu sein. - Der Herr Meyer führte uns noch nach einem Platze auf den Bergen neben der Wolfskehle hin, von wo die Aussicht, die wir unten im Tal selbst, auf unserm Wege genossen hatten, sich uns noch verschönert darstellte: wir sahen noch über die Stadt hinaus und übersahen das reizende Tal nunmehr mit einem Blick.

Von Kulmbach nahmen wir unsern Weg über Sanspareil und Streitberg nach Erlangen zurück. Bis Sanspareil hatten wir zweieinhalb Meilen. Wir kamen das Schloß Steinhausen vorbei, hinter welchem sich der Rote und der Weiße Main vereinigen, und dann durch das Gebiet des Grafen von Giech, in dessen Hauptstadt Thurnau wir etwas ausstiegen, um den Hofgarten zu besehen. Er hatte eine sehr große schattige Allee, Hecken, Gebüsche, Französische Anlagen und Küchenpartien. Vor Sanspareil kommt man noch ein paar große Sandsteinbrüche vorbei. Sanspareil und Streitberg kennen Sie schon; ich habe also Ihnen nur noch die Muggendorfer Höhlen zu beschreiben, die wir am Vormittag besahen, um den Abend in Erlangen zu sein.

Muggendorf liegt tief im Felsentale, über eine Viertelmeile von Streitberg. Der Höhleninspektor Wunder, der sich mit Aufsuchen und Verkaufen von Versteinerungen und botanischen Kräutern beschäftigt, führte uns in vier Höhlen hinein. Die Gailreuther Höhle, wo die vielen Versteinerungen herkommen und eine and're Höhle, die reich an Zoolithen ist, besuchten wir nicht; sie liegen beide ziemlich entfernt. Die Rosenmüllersche Höhle (der Magister Rosenmüller in Erlangen hat sie im vorigen Jahre zuerst bestiegen) ist in Ansehung der Gestalt des Tropfsteins die schönste. Ihr Eingang ist eine schmale Spalte zwischen den Felspfeilern, oben am Gipfel eines Berges; und man steigt auf einer schrägstehenden Leiter mit einem Licht hinunter. Unten findet man sich in einem sehr hohen, finsternen Gewölbe, worin durch jene lange Spalte ein blasses, zauberhaftes Tageslicht hineinfällt. Die Höhle ist nicht groß. Man geht auf rundlichen, feuchten, etwas schlüpfrigen Hügeln von Tropfstein in die Höhe [richtig: in der Höhle?]. Abgründe oder tiefe Wasser oder and're gefährliche Stellen sind aber weder in dieser noch in den anderen Höhlen. In den engen Winkeln, wo sich die Decke wieder dem Boden nähert, hängen von jener eine Menge Tropfsteinzapfen herunter, an deren Spitze immer ein Wassertropfen hängt. Einige herunterfallende Tropfen machen in diesen öden Schlupfwinkeln ein sonderbares Geräusch. Die Tropfsteinzapfen und Säulen (denn vom Boden erheben sich kleine Säulen, die zuweilen bis an die Decke gehen) sind hier, wie in keiner der anderen Höhlen, von der schönsten gelbrötlichen Farbe, ohngefähr wie Krebscheren, und glänzen beim Schein der Lichter sehr schön. - Die drei andern Höhlen liegen in dem Felsen auf der andern Seite des Tales, nicht ganz so hoch an der Spitze [des Berges] hinauf. Einsame

Fußsteige durch dichtes Gebüsch führen zu den Eingängen. In allen dreien geht man grade [aufrecht] hinein, auf ziemlich ebenen Boden. Der hohle Berg, der heidnische Tempel oder die Oswaldhöhle, übertrifft die schönste künstliche Grotte. Sie geht durch den Felsen [gemeint ist: den Berg] grade durch, so daß man zum einen Ende hinein, zum andern herausgeht, und ist nicht so lang, daß man ein Licht darin brauchte. Sie ist ein wunderbares Felsengewölbe, mit starken Pfeilern, von grauem Kalkstein. Der Tropfstein findet sich in dieser und den zwei folgenden Höhlen grau, grünlich oder schwarz, und weiß in der Gestalt von herunterfliegenden Kaskaden. Der Boden dieser Höhle ist ganz eben. Es soll hier der Einsiedler Oswald gewohnt haben; auch heidnischer Götzendienst gehalten [worden] sein. - Die Wundershöhle hat von dem Inspektor Wunder, der sie entdeckt hat, den Namen. Gleich anfangs kriecht man hier durch ein Loch im Felsen, doch noch ziemlich bequem durch. - Das Wizeloch ist die allergrößte Höhle, allein der größte Teil ist wegen der engen Schlupflöcher sehr schwer zugänglich. In dieser Höhle hielten die Slawen ihrem Todesgott Wize den Gottesdienst. Ein großer breiter Stein war ihr Altar. Auf einer Art von steinernen Bänken sollen sie eine Art von heimlichen Gericht gehalten haben. Auf einem Felsenstücke fand man hier das Bild des Gottes, das leider weggenommen und in das Anspachische Lustschloß Triersdorf gekommen ist. Hier findet man auch noch schwarze, heidnische Urnen. (Ich habe ein Stückchen davon, nebst einer versteinerten Terebratel, und ein paar rötlichen Tropfsteinen von dem Höhleninspektor mitgenommen.) Auch findet man hier noch Überbleibsel von dem Miste des Rindviehs, das im 30jährigen Kriege in dieser Höhle versteckt ward. - Die drei letzten Höhlen sind sich im ganzen ziemlich ähnlich. - (Nachrichten von diesen Höhlen siehe in: Hentze, >Versuch über die ältere Geschichte des fränkischen Kreises<, und Esper, >Beschreibung der in den Muggendorfer Höhlen gefundenen großen versteinerten Knochen<. Die letzte Schrift, von der ich den Titel nicht genau kenne, ist ein Folio mit Kupfern.) Verzeihen Sie meiner Ausführlichkeit. Manches hätte ich doch für mich aufgeschrieben - und da erzähl' ich Ihnen gleich lieber alles. - Dem Herrn Turnesi habe ich itzt noch schriftlich für seine Güte gedankt. Ich werde wohl erst einen Brief von Ihnen [Ludwig Tiecks Schwester Sophie] erwarten, ehe ich wieder schreibe.

W. [alias Wolfgang Goethe]

[Am Abend des 6. Tages Ankunft von Vater und Sohn in Erlangen.]

Kommentar: Die Reisebeschreibung Wackenroders von Erlangen nach Anspach und Nürnberg vom 25. September bis ca. 4. Oktober 1793¹⁶ halte ich für einen Bericht des echten Wackenroder. Außer den Freunden von Wechmar, von Burgsdorff und von Quillfeld soll - nach Köpke - auch Ludwig Tieck daran teilgenommen haben? Höchst merkwürdig ist allerdings, daß Wackenroder die drei ersteren Freunde erwähnt, Ludwig Tieck dagegen unerwähnt läßt!

Der echte Reisebericht des echten Wackenroder steht auch auffallend im Widerspruch zu dem Goetheschen Reisebericht über die Pfingstreise. Während Goethe zum Beispiel die Bergwerke und das Hüttenwesen bevorzugte, interessierte sich der echte Wackenroder mehr für Kirchen. Während Goethe sich mehr für einsame Berggipfel, Burgruinen und finstere Waldgegenden interessierte, gingen der echte Wackenroder und seine drei Kommilitonen sogar auf eine Redoute und „nahmen sich noch Masken und Dominos und gingen bald nach dem Komödienhaus“, was jungen Studenten auch gemäßer ist. Während Goethe den Umgang von Regierungsräten, Amtmännern und Steigern bevorzugte, suchten der echte Wackenroder und seine Freunde einige berühmte Persönlichkeiten auf, wie den Dichter Utz und den Herrn von Murr. Außerdem zeichnet sich der Goethesche Reisebericht durch überdurchschnittlich gute mineralogische Kenntnisse aus.

¹⁶ Abgedruckt in >Wilhelm Heinrich Wackenroder – Sämtliche Werke und Briefe<, historisch-kritische Ausgabe, hrsg. v. Silvio Vietta und Richard Littlejohns, II. Band, Heidelberg 1991.

Rudolph Köpke verwandte für seine Tieck-Biographie offensichtlich den Reisebericht des echten Wackenroder über dessen Reise von Erlangen nach Anspach und Nürnberg. Die Schlußfolgerungen und die biographischen Daten, die er daraus zog, müssen daher falsch sein. Außerdem „erfand“ Köpke Begebenheiten, die gar nicht in dem Reisebericht stehen, siehe Seite 162 bis 168 seiner Tieck-Biographie.

Wer ist der Verfasser - Tieck oder Goethe?

Ludwig Tieck kehrte im Spätsommer des Jahres 1794 von den Universitäten ohne Examen nach Berlin zurück. Er besaß demnach keine abgeschlossene Berufsausbildung und konnte daher auch kaum eine Anstellung an einer fürstlichen Regierung erhoffen. Aber ausgerechnet Ludwig Tieck soll das „Kunststück“ fertiggebracht haben, von seinen schönggeistigen Schriften leben zu können? Caroline Schelling berichtet ganz etwas anderes über Ludwig Tiecks finanzielle Verhältnisse. Sie schrieb (Briefe aus der Frühromantik, Brief Nr. 440, an Pauline Gotter, München, am 1sten März 1809):

„[Ludwig Tieck und seine Schwester Sophie, verh. Bernhardi] leben 8 Wochen lang auf's splendideste im Wirtshaus, beziehen dann ein Privatquartier für 100 Florentiner monatlich, haben einen Bedienten und sonst noch drei Domestiquen, einen Hofmeister für die Kinder der Bernhardi usw., zu dem allen aber keinen Heller eigenes Geld. Es ist bekannt, daß Tieck nie welches hatte, daß er stets auf Kosten seines Nächsten lebte, jetzt unterhielt ihn seine Schwester und sie wird vom Baron Knorring unterhalten ...“

Der Seilermeister Tieck konnte wohl kaum sich selber und noch drei erwachsene Kinder ernähren. Wer kam also höchstwahrscheinlich für den Unterhalt Ludwig Tiecks und seiner Ziehschwester Sophie auf, als sie im Jahre 1795 auf dem sogenannten Mollard'schen (nachher Wollank'schen) Weinberg vor dem Rosenthaler Tor eine gemeinsame Wohnung bezogen, um „ganz sich selbst“ und ihrer Kunst zu leben? Der Weimarische Geheimrat von Goethe selbstverständlich, wer sonst?

Ludwig Tieck mußte aber doch auf irgendeine Art und Weise versuchen, zumindest „ein bißchen“ Geld zu verdienen. Zu damaliger Zeit gab es jedoch nicht viele Möglichkeiten der Schreibtischarbeit. So kam er oder sein Vater, Wolfgang Goethe, auf den Gedanken, Ludwig Tieck zu einem Schriftsteller zu „machen“. Die angeblichen Jugendwerke Tiecks, wie zum Beispiel >William Lovell< und >Peter Lebrecht< sind aber keine Werke Tiecks, sondern in Wirklichkeit Werke seines Vaters, Wolfgang Goethe.

Eine geradezu ideale Möglichkeit für Goethe, zweitklassige oder gar noch schlechtere schöngestige Werke zu Geld zu machen, bot sich in der Weiterführung der >Straußfedern< an, natürlich unter dem Namen des Sohnes, denn Goethe schrieb ja bekanntlich nur „erstklassige“ Werke. Bei den „Straußfedern-Geschichten“ wurden meiner Überzeugung nach keine französische Werke ins Deutsche übersetzt, dies ist ein Täuschungsmanöver Köpkes, der sich in seiner Tieck-Biographie selber widerspricht, sondern es wurden unter anderen waschechte Werke Goethes gedruckt. Ich bin stark im Zweifel, ob Ludwig Tieck der französischen Sprache so mächtig war, um Übersetzungen daraus anzufertigen. Ich habe jedenfalls keinen einzigen französisch geschriebenen Brief von ihm gefunden.

Ich möchte und ich kann es auch nicht hundertprozentig ausschließen, daß bei dem einen oder anderen Jugendwerk es gerade umgekehrt ist: Tieck war der hauptsächliche Verfasser und Goethe nur der Lektor, bzw. der Redakteur. Jedoch die Werke >William Lovell<, >Peter Lebrecht<, die überwiegende Anzahl der Volksmärchen und auch einige der Straußfedern-Geschichten sind unverkennbare Werke Goethes.

Die Werke, die Ludwig Tieck in den Jahren von 1788 bis 1804 angeblich geschrieben haben soll (siehe unten Köpkes chronologisches Verzeichnis von Tiecks Werken nach ihrer Entstehungszeit) hätte Tieck in diesen Jahren nicht einmal abschreiben können, geschweige denn dichten!

Bei Goethe finden wir stattdessen eine überaus seltene Technik der dichterischen Produktion: Er diktierte einem oder sogar abwechselnd mehreren Schreibern seine

Phantasien, seine Dichtwerke, in die Feder! Der oder die Schreiber fertigten nach dem Diktat zuerst einmal eine Reinschrift an, Goethe redigierte das Werk noch einmal und die Schreiber hatten dann die Arbeit, eine zweite Reinschrift anzufertigen. Außerdem musste mindestens eine Sicherheitskopie des Werkes angefertigt, d. h. abgeschrieben werden, falls das Manuskript auf dem Postweg verloren gehen oder von einem Verleger veruntreut werden würde. Die Schriftstellerei war zu Goethes Zeit ein mühseliges „Handwerk“, bei dem man sich leicht die Finger wundschieben konnte. Der reiche Geheimrat von Goethe besaß eine „Literaturwerkstatt“, die es ihm erlaubte, in nur einem Monat, oder sogar in noch kürzerer Zeit, ein Werk zu produzieren, zu welchem andere Schriftsteller - für ein ähnlich geartetes Werk - ein halbes oder ein ganzes Jahr oder gar noch länger gebraucht hätten.

>Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen< von Wilhelm Bode, Nr. 1961, G. Ticknors Tagebuch - Weimar, 28. Oktober 1816:

„Professor Riemer [...] unterhielt uns über eine Stunde, indem er uns Goethes Lebensweise, Eigenheiten usw. beschrieb [...] Professor Riemer lebte neun Jahre in Goethes Hause [...] Er sagte, daß Goethe ein viel größerer Mann sei, als die Welt je wissen würde, weil er jederzeit Anregung und Reibung braucht, um zur Höchstleistung zu gelangen. [...] Er [Goethe] hat noch viel Handschriftliches [d. h. unveröffentlichte Werke], das nie veröffentlicht wurde, und trägt vieles im Kopfe mit sich herum, das noch nicht auf das Papier kam. Er schreibt immer durch einen Schreiber, dem er nach Notizen auf kleinen Zetteln diktiert, während er in seinem Zimmer auf und ab geht ...“

>Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen< von Wilhelm Bode, Nr. 2059, Charlotte von Stein an Knebel - Weimar, 16. Oktober 1819:

„Von Goethe wurde mir gestern ein tour de force erzählt, das beinahe unglaublich ist ... Er habe sich ein paarmal über die Stirne gefahren, die Hände gerieben, in der Stube auf und ab gegangen und so von 4 Uhr nachmittags bis abends um 10 Uhr eine ganze Tragödie von fünf Akten seinem Schreiber aus dem Kopfe fertig diktiert.“

Peter Eckermann sagte zu Heinrich Laube (Goethes Gespräche, V. Band Nr. 7211, am 5. März 1844): *„Ich [Eckermann] war ebensowenig Goethes Sekretär, als Shelly der Sekretär von Lord Byron war. Solange ich in Weimar lebte und in das Goethesche Haus Zutritt hatte, hieß Goethes Sekretär John. Es war dies ein schönschreibender junger Mann, dem Goethe diktierte und der das durch Riemers Hilfe korrigierte Manuskript ins Reine schrieb.“*

Hier folgt die Liste der Unmöglichkeit:

Chronologie der angeblichen Jugendwerke Ludwig Tiecks nach Rudolf Köpke und Marianne Thalmann

Jahr 1788 (15-16 Jahre alt)

1.a. Gotthold, Drama. Bearbeitung von Schillers Die Räuber (nur den 5. Akt).

Jahr 1789 (16–17 Jahre alt)

1.b. Die Sommernacht, Drama nach Shakespeare.

Kommentar des Hrsg.: Das Dramolet soll Ludwig Tieck mit nur 16-17 Jahren geschrieben, aber erst 1851 einen Verleger dafür gefunden haben? Grotesker Unsinn! Er hat weit größeren literarischen Schund an den Verleger gebracht.

Jahr 1790 (17-18 Jahre alt)

2. Das Reh, Drama
3. Das Lamm, Drama (ungedruckt);
4. Niobe, Drama (ungedruckt);
5. Der Gefangene, Drama (ungedruckt);
6. Alla-Moddin, Drama;

7. Anna Boleyn, Trauerspiel (ungedruckt), Fragment;
8. Almansur, Erzählung;
9. Paramythien;

Gedichte: Lila; Klage; Lilas Schlummerlied; Frühlingslied; Schäferlied; Des Schäfers Glück; Tanzlied (3); Jagdlied (4); Trost des Gefangenen; Lied des Gefangenen; Der Befreite (5); Gruß dem Frühling; Hoffnung; Indianischer Schlachtgesang (6); Die Leier (9);

Jahr 1791 (18-19 Jahre alt)

- Abdallah begonnen;
10. Mathias Klostermayr oder Der Bayersche Hiesel, Erzählung;
 11. Ullins und Linufs Gesang; Ullins Gesang; Ryno (Schlußkapitel) zu O. Sturms (Rambachs) Roman Die eiserne Maske;
 12. Middletons Römische Geschichte, übersetzt von G. K. F. Seidel, 3. und 4. Band.

Jahr 1792 (19-20 Jahre alt)

13. Abdallah, Erzählung;
 14. Adelbert und Emma (später: Das grüne Band), Erzählung;
 15. Der Roßtrapp, Erzählung (ungedruckt);
 16. Der Abschied, Trauerspiel;
- Erster Entwurf zum Lovell (vgl. 21 u. 31);
Gedichte: Der Ungetreue (21);

Jahr 1793 (20-21 Jahre alt)

17. Ein Schurke über den andern oder Die Fuchsprelle (später: Herr von Fuchs), Lustspiel nach Ben Jonson;
18. Über die Kupferstiche nach der Shakespearischen Galerie in London; Plan zu einem Werke über Shakespeare und das ältere englische Theater;
19. Der Sturm, Drama nach Shakespeare, nebst Abhandlung über Shakespeares Behandlung des Wunderbaren;
20. Karl von Berneck, Trauerspiel, erste Bearbeitung (ungedruckt); Lovell, Bd. 1 begonnen; Erste Idee zum Sternbald (vgl. 55); Gedichte: Melancholie; Der Egoist (21);

Jahr 1794 (21-22 Jahre alt)

21. Geschichte des Herrn William Lovell, Roman, Bd. 1. Lovell fortgesetzt. Gedichte: Der Arme und die Liebe; Schrecken des Zweifels; Tod; Alte graue Helden treten; Blumen; Spruch (31);

Jahr 1795 (22-23 Jahre alt)

22. Das Schicksal, Erzählung (nach dem Französischen);
 23. Die männliche Mutter, Erzählung (ebenso);
 24. Die Rechtsgelehrten, Erzählung (ebenso);
 25. Die Brüder, Erzählung;
 26. Die Versöhnung, Erzählung;
 27. Peter Lebrecht, Roman, Bd. 1 u. 2 (Bd. 3 nicht erschienen);
 28. Karl von Berneck, Trauerspiel (Umarbeitung von 20, vielleicht erst 1796 vollendet);
 29. Hanswurst als Emigrant, Puppenspiel (der Titel von Köpke);
 30. Bruchstück eines Kommentars zu Shakespeares Richard 11; Erster Entwurf zu der Novelle Der junge Tischlermeister (vgl. 178), Lovell fortgesetzt;
- Gedichte: Ariel; Geistergespräch (19); Leben; Rausch und Wahn (31); Trauer; Sicherheit (1796?) (40); Wo seid ihr hin, ihr schönen Ideale (27);

Jahr 1796 (23-24 Jahre alt)

31. Lovell, 2. u. 3. Bd. (vollendet);
32. Der Fremde, Erzählung;
33. Die beiden merkwürdigsten Tage aus Siegmunds Leben, Erzählung;
34. Ulrich der Empfindsame, Erzählung;
35. Fermer der Geniale, Erzählung;
36. Der Naturfreund, Erzählung;
37. Die gelehrte Gesellschaft, Erzählung;
38. Der Psycholog, Erzählung;
39. Die Theegesellschaft, Lustspiel;
40. Ritter Blaubart, Drama;
41. Der blonde Eckbert, Märchen;
42. Die Geschichte von den Heymonskindern, Erzählung;
43. Wundersame Liebesgeschichte der schönen Magelone und des Grafen Peter aus der Provence, Erzählung;
44. Denkwürdige Geschichtschonik der Schildbürger, Erzählung;
45. Ein Prolog, Drama;
46. Rezension der neuesten Musenalmanache und Taschenbücher; Zerbino (vgl. 53) begonnen, 1.-3. Akt;
47. Beiträge zu Wackenroders Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders und zwar: An den Leser dieser Blätter; Sehnsucht nach Italien; Ein Brief des jungen florentinischen Malers Antonio an seinen Freund Jacobo in Rom und Jacobos Antwort; Brief eines jungen deutschen Malers in Rom an seinen Freund in Nürnberg; Die Bildnisse der Maler (Gedicht);
Gedichte: Es ging ein Jäger wohl auf den Fang; Wohl dem, der nach traurigen Stunden; Traun, Bruder; wer den Wein erfand; Wer klopft an die Thür (vielleicht schon 1795) (40); Wo find' ich wohl den Bruder; Seid mir begrüßt, ihr frohen, goldnen Jahre (31); Entwurf zu der Romanze: Die Zeichen im Walde; Der neue Frühling; Nacht (Im Windsgeräusch); Liebe warb um Gegenliebe (vielleicht schon 1795) (28); Waldeinsamkeit (41); Der Dichter sieht bemooste Leichensteine; Ermunterung; Traum; Bogen und Pfeil; Zweifel; Hoffnung; Glück; Erwartung; Erinnerung; Entschluß; Schlaflied; Verzweiflung; Trauer; Trennung; Lockung; Neuer Sinn; Klage; Ruhe; Treue (43); Sehnen nach Italien (47); Auf der Reise; Herbstlied (53); Morgen; Mittag; Abend; Nacht (Süße Ahnungsschauer gleiten) (54);

Jahr 1797 (24-25 Jahre alt)

48. Der gestiefelte Kater, Lustspiel;
49. Die sieben Weiber des Blaubart, Erzählung;
50. Die Freunde;
51. Der Roman in Briefen, Erzählung;
52. Die verkehrte Welt, Lustspiel;
Zerbino fortgesetzt (4. u. 5. Akt);
Sternbald begonnen;
Idee zu einem Roman: Alma;
Das Ungeheuer und der verzauberte Wald (vgl. 58) begonnen;
Gedichte: Schlafe, mein Kind; Was gestern war, ist nun vorbei; Wer Fröhlichkeit liebt; Sagt, wer sind auf jenen Matten; In Gärten; im Feld; Blumen küssen sich mit Tönen (49); Beruhigung; Duett; Schäfergesang; Frühe Sorge (52); Sehnsucht; Süße Ahnung; Im Walde; Harren der Geliebten; Klage und Trost; Gruß und Gegengruß; Die Spinnerin; Die Liebende (53); Lied vom Reisen; Frühlingsreise; Gefühl der Liebe; Schalmeklang; Posthornklang; Alphornlied; Waldhornsmelodie; Der Dichter und die Stimme; Verlorene Jugend; Zuversicht; Ungewisse Hoffnung; Bitte; Der Frühling; Kunst und Liebe (In der Ferne geht die Liebe) (55); Schifferlied der Wasserfee; Der Gefangene (0 süß Verlangen); Zweifeln und Zagen (58); Kunst und Liebe (Wandeln nicht viele Geister schon im Orkus);

Jahr 1798 (25-26 Jahre alt)

53. Prinz Zerbino oder Die Reise nach dem guten Geschmack, Lustspiel (vollendet);
54. Beiträge zu den Phantasien über die Kunst von Wackenroder und Tieck, und zwar: Die einleitenden Worte; Eine Erzählung, aus einem italienischen Buche übersetzt; Rafaels Bildnis; Das jüngste Gericht von Michel Angelo; Watteaus Gemälde; Über die Kinderfiguren auf den Rafaelschen Bildern; Ein paar Worte über Billigkeit, Mäßigkeit und Toleranz; Die Farben; Die Ewigkeit der Kunst; Ein Brief Joseph Berglingers (vielleicht von Wackenroder); Unmusikalische Toleranz; Die Töne; Symphonieen; Der Traum (Gedicht);
55. Franz Sternbalds Wanderungen, Roman, Teil 1 u. 2 (der 3. Teil nicht erschienen);
56. Ein Tagebuch, Erzählung;
57. Merkwürdige Lebensgeschichte Sr. Majestät Abraham Tonelli, Erzählung;
58. Das Ungeheuer und der verzauberte Wald, (Operntext);
59. Rezension über die neuesten Musenalmanache und Taschenbücher;
60. Gegenanzeige (gegen Nicolais Anzeige von Tiecks Sämtlichen Werken);
Übersetzung des Don Quixote von Cervantes, 1. Band (vgl. 75);
Gedichte: Scherz; Tugend; Bedeutung; Schlagt nach dem Takt; Ferne; Andacht; Du in deinen Heiligtumen: Auf der Wanderung; Wonne der Einsamkeit; Die Welt ist groß und breit; Reue; Wald; Garten; Berg; Die Geige; Musik; Der wilde Jäger; Der Jüngling und das Leben; Dichtung (53); Arion; Zeit; Die Töne; Erkennen; Liebe; Trost (54); Frühling und Leben; Wettgesang; Die Phantasie; Lied von der Einsamkeit; Wer lust'gen Mut zur Arbeit trägt; Waldlied; Antwort; Trinklied (Die Gläser sind nun angefüllt): Frühlings- und Sommerlust; Mondscheinlied; Wenn ich durch die Gassen schwärme; Auf, mein Freund, durch die Welt; Bald kommt des Morgens früher Strahl; Kind, Jüngling, Mann, Greis; Trinklied (Erwacht, ihr Melodien); Lied der Sehnsucht; Schönheit und Vergänglichkeit; Von mir will der Geliebte ziehen: Wehmut; Freude; Mut; Umgänglichkeit; Erfüllte Sehnsucht (55); Liebesgegnwart (58);

1799 (26-27 Jahre alt)

61. Der getreue Eckart und der Tannenhäuser, Märchen;
62. Leben und Tod der heiligen Genoveva, Trauerspiel;
63. Das jüngste Gericht, Eine Vision;
64. Vorrede zum 2. Bande von Bernhardis Bambocciaden;
Übersetzung des Don Quixote fortgesetzt;
Gedichte: Der getreue Eckart (61); Der Trostlose; Liebesverzweiflung; Der unglückliche Ritter (62); Andenken; Galathea (unter A. W. Schlegels Namen); Sonett gegen Garlieb Merkel (gemeinsam mit A. W. Schlegel verfaßt).

Jahr 1800 (28-29 Jahre alt)

65. Leben und Tod des kleinen Rotkäppchens, Drama;
66. Sehr wunderbare Historie von der Melusina, Erzählung;
67. Der neue Herkules am Scheidewege (später: Der Autor - Ein Fastnachtsschwank);
68. Epicoene oder Das stumme Mädchen, Lustspiel nach Ben Jonson;
69. Briefe über W. Shakespeare;
70. Einleitung (zum Poetischen Journal);
71. Erklärung, die Allgemeine Litteratur-Zeitung betreffend;
72. Bemerkungen über Parteilichkeit, Dummheit und Bosheit, bei Gelegenheit der Herren Falk, Merkel und des Lustspiels Chamäleon (unvollendet);
73. Zwei Entwürfe zu dem Buche über Shakespeare,
Erster Plan zum Octavianus (vgl. 78), Erster Plan zum Fortunat (vgl. 9a u. 100);
Übersetzung des Don Quixote fortgesetzt;
Plan zu einem dramatisierten Roman: Die Gartenwochen (später: Phantasmus);
Gedichte: An (Fr. H. Bothe); An T (später: An Friedrich Toll); An W. H. Wackenroder; An denselben (Wenn das Gewühl der Welt); An denselben (Noch faßt mein Herz nicht); An denselben (Wie Wißbegier'ge); So war es denn verhängt, daß immer

Freuden; Wie vieles Leben ist verhülltes Sterben (später: Leben); Schau' ich des Lebens weite, wüste Meeren (später: Poesie); An Sophia (Bernhardi, geb. Tieck); Als im Ruin die Welt sich wild geboren (später: Erkennen); An Friedrich Tieck; Wohl gilt es Sturm, und Krieg ist vorgeschrieben (später: Kampf); An A. W. Schlegel; An Friedrich Schlegel; An Novalis (Es steigen alle Kräfte aus dem Kerne); An S z (Wilhelm von Schütz; später: An einen jüngeren Dichter); An F. Bernhardi (später: Trost); Kommt, Freunde, denn es soll das Fest beginnen; Der Irrtum sinket unter mit den Jahren (sämtlich Sonette im Poetischen Journal); Die neue Zeit. Klage; Hochzeitlied; Du bist nun ohne Hülfe eingefangen (66). Lebenselemente (Die Erde; Das Unterirdische; Das Wasser; Die Luft; Das Feuer; Das Licht; Arbeit; Sabbath).

Jahr 1801 (29-30 Jahre alt)

74. Prolog und erster Akt von: Anti-Faust oder Geschichte eines dummen Teufels. Lustspiel.

Octavianus, Prolog und 1. Teil, im großen und ganzen vollendet.

Erster Plan zum Donauweib (vgl. 85).

75. Leben und Thaten des scharfsinnigen Edlen Don Quixote von La Mancha, von Miguel de Cervantes Saavedra, übersetzt (vollendet).

Beschäftigung mit dem Nachlaß von Novalis.

Beginnendes Studium der altdeutschen Poesie.

Geringer Anteil an der Herausgabe des Musenalmanachs für 1802 von A. W. Schlegel und L. Tieck.

Gedichte: Begeisterung; Der Dichter; Treue; Bildung in der Fremde (78). Die Zeichen im Walde. Sanftmut. Einsamkeit. Der Zornige. An Novalis (Wer in den Blumen, Blättern, Bergesreihen). An denselben (Wenn sich die Pflanz' entfaltet aus dem Keime).

Jahr 1802 (30-31 Jahre alt)

Kaiser Octavianus, 2. Teil, im großen und ganzen beendet.

76. Der Runenberg. Märchen.

77. Herausgabe von Novalis' Schriften; darin: Vorrede, und: Andeutungen über die Fortsetzung des Heinrich von Ofterdingen.

Entwurf zu einem Drama: Magelone (vgl. 80).

Entwurf zu einer Dichtung, welche die Stellung der Konfessionen zum Christentum behandeln sollte.

Beschäftigung mit der altdeutschen Poesie, Entwurf zu einer Bearbeitung des Nibelungenliedes.

Idee zu einem Werk: Die Könige des Grals.

Gedichte: Jagdlied; Die Blumen (76). Die Heimat (87). Weihung. Die Musik spricht (3 Sonette); Die heilige Cäcilia (3 Sonette); Marcello; Pergolese (2 Sonette); Stabat mater; Die Musik spricht (später: beschließt) (87). Palästrina, Marcello, Pergolese, Gesang, Der Garten, Geistliche Musik (?).

Jahr 1803 (31-32 Jahre alt)

78. Kaiser Octavianus. Lustspiel in zwei Teilen (nebst Prolog; völlig beendet).

79. Minnelieder aus dem Schwäbischen Zeitalter, neu bearbeitet und herausgegeben; dazu die Vorrede (später: Die altdeutschen Minnelieder).

80. Prolog zu Magelone. Drama.

Arbeit an den Nibelungen.

Absicht einer Übersetzung von Hebels Alemannischen Gedichten ins Hochdeutsche.

Arbeit an einem Roman: Alma, ein Buch der Liebe.

Gedichte: Das Wasser; Die Rose; Die Lilie; Frage; Wunder der Liebe (Glosse); Schmerz; Die Liebende; Die harrende Geliebte; Liebe und Treue (78). Der Minnesänger (79), (Zweiunddreißig) Sonette zu dem ungedruckten Roman: Alma, ein Buch der Liebe. Glosse (über: Liebe denkt in süßen Tönen) (101).

Jahr 1804 (32-33 Jahre alt)

Arbeit an den Nibelungen.

Erster Plan zu einer Dichtung über die Geschichte des griechischen Kaisers (vgl. 162).

Gedichte: Trennung und Finden (aus Alma), Trennung, Siegfrieds Jugend, Siegfried der Drachentöter, Weland.

Ich möchte und kann nicht ausschließen, daß nicht doch das eine oder andere Werk Ludwig Tieck zum Verfasser hat, aber die Mehrzahl der oben genannten Werke kann er allein aus zeitlichen Gründen unmöglich verfasst haben.

Indizien im >Peter Lebrecht< Analogismen und Stileigentümlichkeiten, die für Goethes Verfasserschaft sprechen¹⁷

Der Erstdruck des >Peter Lebrecht< erschien 1795 (1. Teil) und 1796 (2. Teil) anonym, ohne Angabe des Verfassers. Vermutlich war es ein Test, um herauszufinden, ob die Zeitgenossen den wahren Verfasser aus dem Text des Werkes „herauslesen“ könnten. Wohl nur versuchsweise gab sich Ludwig Tieck als Verfasser des >William Lovell< aus. Allein der Gedanke, daß Goethe einem – scheinbar - fremden Mann - Ludwig Tieck – einige schöngeistige Werke „geschenkt“ haben könnte, lag den Zeitgenossen zu weit. Nur einer stand ganz dicht an der Wahrheit: August Wilhelm Schlegel. Er schrieb am 11. Dezember 1797 an Ludwig Tieck:

„ ... In dem >blonden Ekbert< fand ich [A. W. Schlegel] ganz die Erzählweise Goethes in seinem >Märchen<, im >Wilhelm Meister< usw. ... Man hätte mich mit einigen davon täuschen können, sie wären von Goethe. [...] Den >Lovell< lese ich mit großem Interesse, doch scheint mir von ihm bis zu einigen der >Volksmärchen< noch ein großer Schritt zu sein. Im >Berneck< und der >schönen Magelone< finde ich noch einige Erinnerungen an die frühere Manier. Jener hat mich überhaupt am wenigsten befriedigt. In der >Magelone< wurde mir die Schwierigkeit sichtbar, schwärmerische Regungen der Liebe in einem alten Kostüm ohne moderne Einmischungen darzustellen. Doch sind die Lieder [gemeint sind: die Gedichte] allerliebste, auch einige Stellen der Erzählung, z. B. den Traum S[eite] 185, 186 könnte Goethe eben so geschrieben haben ...“

A. W. Schlegel erhielt im Mai 1801 die Bestätigung, daß ihn sein Gefühl über den wirklichen Verfasser nicht betrogen hatte. Siehe Brief vom 28. Mai 1801: A. W. Schlegel an Ludwig Tieck. Spätestens jetzt erfuhr er von seiner Geliebten, Sophie Tieck, die ganze Wahrheit über Ludwig Tieck, der „nur“ ihr Ziehbruder war.

Seite 77: „ ... Ich (der Verfasser) heiße, wie Sie (der Leser) vielleicht schon werden gemerkt haben, Lebrecht; ich wohne auf einem kleinen Landhause, in einer ziemlich schönen Gegend. Ich schreibe diese Geschichte also nicht aus einem Gefängnisse, noch weniger den Tag vor meiner Hinrichtung, ob es Ihnen (der Leser ist gemeint) gleich vielleicht außerordentlich vielen Spaß machen würde. Ich (der Autor) bin nicht melancholisch, noch engbrüstig, ebensowenig bin ich verliebt [?], sondern meine gute junge Frau sitzt neben mir, und wir sprechen beständig ohne Enthusiasmus oder zärtliche Ausrufungen miteinander ...“

Analogon: die Bezeichnung „meine gute junge Frau“ bezieht sich eindeutig auf Goethes Liaison zu Christiane Vulpius. Für den zweiundzwanzigjährigen Ludwig Tieck wäre es selbstverständlich gewesen, daß seine „gute Frau“ auch noch „jung“ ist. Für den fünfzigjährigen Goethe war es keineswegs selbstverständlich, deswegen also: „meine gute junge Frau“!

Goethe wohnte von 1789 bis 1793 im sogenannten Jägerhaus vor den Stadtmauern

¹⁷ Seitenangaben nach Marianne Thalmann (Hrsg): >Ludwig Tieck<, Werke in 4 Bänden, Bd I.

Weimars, höchstwahrscheinlich wegen seiner Liebschaft mit dem Bürgermädchen Christiane. Deswegen lebte er mit dem Weimarer Adel in gesellschaftlichen Spannungen und deswegen könnte er auch vor die Tore Weimars „verwiesen“ worden sein.

Seite 78: typisch Goethesche Ausdrucksweise: „einen mäßigen Band“.
Analogon: >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura<: „ein mäßiges Honorar“.

Seite 80: „ ... Meine Mutter sagte mir nämlich, daß sie und mein Vater nicht meine wahren, sondern nur meine Pflegeeltern wären, daß sie mir aber den Namen meines wirklichen Vaters, verschiedener Ursachen wegen, nicht nennen könnte; dieser wünsche indessen, daß ich mich dem geistlichen Stande widme, und wolle mich daher studieren lassen ...“

Analogon: Diese versteckte Offenbarung der Wahrheit liebte der Autographomane Goethe. Ich halte es geradezu für einen Tick Goethes, irgendwo in einem Werk an ganz versteckter Stelle die Wahrheit über sich oder einen Mitmenschen niederzuschreiben.

Seite 83: „ ... „Ja“, rief ich in meinem Enthusiasmus aus - „die Menschen sind gut, wenn man ihnen nur mit Liebe entgegenkömmt, die Welt ist schön, wenn man nur zu leben versteht! - Ja, ich werde glücklich sein, mein Glück im Glücke meiner Brüder suchen. - O kommt an mein Herz, ihr Unglücklichen und Leidenden, hier findet ihr Trost und Hülfe; kommt an meine Brust, ihr Verfolgten und Verirrten, hier findet ihr keinen Haß und keine Unversöhnlichkeit! Die lauterste, reinste Menschenliebe springt für euch in diesem Herzen.“

... Wahrlich meine Phantasien haben mich (Goethe) mehr berauscht, als ihn (den Fuhrmann) der Branntwein, und in meiner (geistigen) Trunkenheit handle ich dreimal inkonsequenter als er.“ ...“

Analogon: Derartige Reflexionen hat auch nur ein alter Dichter und Enthusiast, nicht ein Jüngling von 22 Jahren!

Seite 91: „ ... Meine Frau hat mir über die Schulter gesehn, und mir jetzt eben lächelnd die Feder aus der Hand genommen; ich muß daher mit meiner Beschreibung aufhören ...“

Analogon: Goethe hatte eine Frau, bzw. eine Geliebte; Ludwig Tieck aber noch nicht!

Seite 98: typisch Goethesche Ausdrucksweise: „der offenbarste Unsinn“.

Seite 105: typisch Goethesche Ausdrucksweise: „überließ ich mich endlich einer dumpfen, trüben Gleichgültigkeit.“

Analogon: eins von Goethes Lieblingsworten ist „dumpf“.

Seite 111: „Ich bin schon so tief in der Schuld meiner Leser, daß ich dieser Abschweifung wegen gar nicht einmal um Verzeihung bitten mag.“

Analogon: eine typisch Goethesche Satire, siehe auch >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<.

Seite 112 (11. Kapitel: Rückerinnerungen): „ ... Dort stand die Windmühle vor mir, auf der ich so oft mit den Kindern des Müllers gespielt hatte, ich sahe durch die dichten Gebüsche den Fluß (den Main) im Schein der Sonne flimmern, der mir tausendmal zum Baden gedient. - Ich stand lange und sann in dieser Heimat meiner Jugend, meinem bisherigen Leben nach: so wenige Jahre auch verflossen waren, so wenig Abenteuer ich auch erfahren hatte, so war mein Sinn doch durch ein Leiden geprüft, das mein Herz zerrissen hatte (Liebestragödie mit Urania); ich hatte doch unterdeß' viele Resultate über mein Herz gesammelt, und den Schlüssel zu meinem innersten Selbst gefunden: manches, was mir sonst an mir groß und ehrwürdig erschienen war, kam mir nun wie Dunst und nichtiger Nebeldampf vor ... Sei mir begrüßt, du holde Zeit! Schon die Erinnerung jener

goldnen Frühlingstage, wenn sie durch unsere Seele zieht, macht uns froher und besser ...“

Analogue: Am Untermainkai, in der Nähe des Loen'schen Gartenhauses, stand in Goethes Jugendzeit eine Windmühle. Ein zweiundzwanzigjähriger (junger) Mann, wie Ludwig Tieck, der seinen ersten Frühling der Liebe noch gar nicht erlebt hat, kann so etwas schwerlich denken und daher auch kaum schreiben. Goethe dachte an die goldenen Frühlingstage des Jahres 1772, als er Urania, Tiecks Mutter, umschwärmte und ihre Gegenliebe gewinnen konnte.

Seite 121: „ ... O armseliges Menschengeschlecht! (gemeint sind die Mönche) dachte, oder sagte ich meinem Innern: auserlesen, um die Liebe zum Leben wie eine Sünde zu betrachten. Ihr Elenden, die ihr hier lebendig eingegraben seid, auf immer von der Natur und allen ihren Freuden verstoßen! Losgerissen von allen Menschen, ist euch die Tätigkeit, das Wirken unmöglich, Gesänge sind eure Tugend, eine versäumte Hora euer Laster; wenn ihr euer eingesunkenes Auge in trübem Grübeln auf ein welches Blatt heftet, so bildet ihr euch ein, mehr getan zu haben, als ein Mann, der im Getümmel der Welt mit himmlischer Menschenfreundlichkeit seine sinkenden Brüder unterstützt. - Was ist bei euch Tugend? - Die Regeln eures Ordens. - Das geadelte Leben des Menschen ist die Ausbildung seiner Vernunft und seiner Gefühle, euch ist beides unnütz und unmöglich. Jedermann strebt aus dem dumpfen Schlaf zu erwachen, der ihn an die Tierheit fesselt, und euer Dasein ist ein einziges Bestreben, immer tiefer und tiefer in diesen Todesschlaf zu versinken ...“

Kommentar: Dies dokumentiert eindeutig Goethes weltoffene Lebensphilosophie.

Seite 123: „ ... In Italien hatte ich mancherlei Abenteuer, die aber zu weitläufig sind, als daß ich sie hier erzählen könnte. Von den Antiken habe ich viel gelitten; ich ließ mir zum Unglücke einfallen, ein Kunstkenner zu werden, und da bin ich um vieles Geld betrogen worden. Eine Menge ganz moderne Antiken stehn noch immer in meinem Studierzimmer und predigen mir unaufhörlich die Wahrheit: „Was deines Amts nicht ist, da laß' deinen Fürwitz!“ - Indessen, was hätte ich auch Großes damit anfangen können, wenn alle die Onyxen und Carniole, die ich besitze, nun auch wirklich unter August(us) oder Tiber(ius) geschnitten wären? Sie kommen mir jedesmal, wenn ich sie betrachte, recht niedlich vor, und so habe ich ihnen denn den Fehler, für den sie gar nicht können, vergeben: daß nämlich das Altertum nicht an ihnen klebt. - Doch betrachte ich einen schöngeschnittenen Käfer immer mit einer vorzüglichen Ehrfurcht, weil ich von diesem glaube, daß er echt ist: er hat vielleicht vor zweitausend Jahren einmal an einer ägyptischen Kinderklapper seine Rolle gespielt ...“

Analogue: Goethe war von 1786 bis 1788 in Italien. Er brachte eine Menge Statuen und sonstige (angeblich) antike „Kunstwerke“ mit. Sie stehen noch heute in seinem Haus am Frauenplan in Weimar. Ludwig Tieck hatte andere „Probleme“ als Goethe, als er sich fast zwanzig Jahre später in Italien aufhielt. Tieck besaß keinerlei Einkünfte, er ließ sich von seiner Halbschwester Sophie finanziell aushalten.

Seite 125: „ ... Die Ursache dieser Unterbrechung war ein allerliebstes Bauermädchen, das sich auf die anmutigste Art von der Welt im Schatten des Baums gelagert hatte und dort unbefangen und sorglos schlief. Ihr blondes Haar hatte sich aufgelöst und wiegte sich im Grase, ihre weiße Brust hob sich ruhig, ihr Arm hing noch halb an einem Körbchen, das mit Früchten angefüllt neben ihr stand.

Ich blieb stehen und konnte von dem reizenden Schauspiel mein Auge gar nicht wieder wegwenden ... „Welch schönes Gesicht!“, sagte ich leise, „welche frischen Lippen! Welche Unschuld auf den Wangen! - Wenn in diesem Körper eine unbefangene Seele wohnt, ein gerader und richtiger Verstand, was könnte sich dann ein ehrlicher Mann wohl mehr an der Gefährtin seines Lebens wünschen? - Vielleicht Sprachen? - Damit sie sich in keiner natürlich ausdrücken könnte. - Musik? - Ein einfaches Mädchen hat gewöhnlich einen Instinkt zum Singen, wie die Vögel im Walde, und ihre Gespenstergeschichten und naiven Schäferlieder haben mehr Sinn, als die langweiligen und gedrechselten Arien und Rondos, mit denen die Ohren in den Konzerten und Schauspielen so oft geplagt werden: triviale Allgemeinplätze in Poesie und Musik. - Feine Welt? - Ich liebe die ungekünstelte

ungeschminkte Natur mehr. - Stand? (gemeint ist: ein Mädchen von Adel) - Ach guter Peter Lebrecht, von diesem Vorurteile hast du dich ja schon lange losgemacht.

Nun denn also, Freund, was hindert dich, so glücklich zu werden, als es ein Menschenkind auf dieser Welt nur werden kann? - Fühlst du nicht schon einen geheimen Zug, der dich an dieses Mädchen fesselt? - Lege, wenn sie erwacht, ihre Hand in die deine, und lade in dieser schönen Gegend ein stilles, häusliches Glück bei dir zu Gaste! - Vergiß die ganz leere geräuschvolle Welt und lebe dir, der Liebe und der Menschenfreundlichkeit in einer gefühlvollen, lebendigen Einsamkeit!

Analogismen: Hier hat Goethe seine persönliche Gründe und Überlegungen niedergeschrieben, warum er das Bürgermädchen Christiane einem adeligen Fräulein vorzog. Ich kann mich aber des Gefühls nicht erwehren, daß eine große Portion Goethesche „Zweckphilosophie“ darunter gemischt ist, wenn er „der Liebe und der Menschenfreundlichkeit in einer gefühlvollen, lebendigen Einsamkeit“ leben will: denn Goethe war beim Weimarer Adel, wegen seiner Liaison mit einer Bürgerin, in gesellschaftliche „Unnade“ gefallen.

Seite 128: „... Wohl ihm, wenn auf den Wink der Liebe sich die glänzenden Fittige aus ihm entwickeln, neue Sinne auftun und ihm neue Freuden brüderlich entgegenkommen; in der Liebe der Geliebten findet er sich verjüngt ...“

Analogon: Nur ein fünfzigjähriger Liebhaber, wie Wolfgang Goethe, kann sich „in der Liebe der Geliebten“ verjüngt fühlen, ein zweiundzwanzigjähriger Liebhaber hat dieses Gefühl jedoch nicht.

Seite 132: „... Keiner wird hoffentlich den moralischen Endzweck meiner Erzählung verfehlen; es ist nämlich kein anderer, als daß sich ja niemand soll trauen lassen, ohne vorher den Taufschein seiner (zukünftigen) Frau zu sehen. - Denn wie viel Unglück hätte daraus entstehen können, wenn ich meine leibliche Schwester geheiratet hätte? - - „

Kommentar: Eine versteckte Satire Goethes auf die doppelbödige Moral seiner Zeit. Unzählige Kinder von Adeligen beiderlei Geschlechts wurden bürgerlichen Pflegeeltern untergeschoben, die Taufscheine daher gefälscht. Es gab viele Familien, wo Bruder und Schwester gar keine Blutsverwandte, keine leibliche Geschwister, sondern nur Ziegeschwister waren. So auch im Falle unseres Goethesohns - Ludwig Tieck. Er war nicht blutsverwandt mit Sophie Tieck.

Seite 152: „... denn wem ist es unter den Deutschen gegeben, so wie Goethe zu schreiben? ...“

Kommentar: Dies ist weniger ein Eigenlob Goethes. Ein Autor, der ein Werk unter einem Pseudonym oder völlig anonym, ohne Verfasserangabe, veröffentlichen läßt, ist halbbewußt oder unbewußt in Versuchung, seinen Namen versteckt in diesem Werk anzubringen. Dies tat Goethe im >Peter Lebrecht< und auch in den >Nachtwachen<, wo er sogar über sich selbst satirische Bemerkungen machte.

Seite 152 und folgende Seiten: (die Erzählung über die „unruhigen Tage“.)

Kommentar: Dies kann nur ein tiefsinniger und alter Denker, wie Wolfgang Goethe, geschrieben haben. Einem jungen Mann, wie Ludwig Tieck, sind solche Beobachtungen und Erkenntnisse einfach noch nicht gegeben.

Seite 171: „... Ich übergehe die Geschichte meiner Liebe, des schönsten Frühlings meines Lebens. Im Herbst macht die Erinnerung des holdseligen Mai's nur trübe Augenblicke ...“

Kommentar: Der „schönste Frühling“ in Goethes Leben war der des Jahres 1772. Aus den Reflexionen des Autors geht hervor, daß er bereits ein älterer Mann ist. Indiz: „Im Herbst (gemeint ist: im Herbst des Lebens) macht die Erinnerung des holdseligen Mai's (gemeint ist: die Erinnerung an den Lebensmai) nur trübe Augenblicke“.

Seite 185: „... Ein Lumpensammler betäubte mich mit seiner Pfeife so (sehr), daß

ich beinahe aus dem Sattel in die Obstkörbe einiger Bäuerinnen fiel ...“

Analogon: Goethes starke Abneigung vor dem Rauchen ist bekannt.

Seite 186: (ein Brief an Peter Lebrecht, alias Wolfgang Goethe)

„ ... Es wird demselben (Peter Lebrecht, alias W. Goethe) bekannt sein, daß Ihre Lebensbeschreibung in Wien verboten ist, und da ich eigentlich nur die verbotenen Bücher lese, so war es gleich mein erstes Geschäft, mir den ersten Teil des >Peter Lebrecht<, zugleich mit den >grauen Brüdern< und andern vortrefflichen Werken, kommen zu lassen. Ich ersah aus Dero Geschichte, daß Dieselben eigentlich ein Edelmann sind, ich war daher lange ungewiß, wie ich Sie anreden und titulieren sollte, doch, da Sie den Adel wieder abgelegt haben, und durch Ihre Mesalliance zeigen, daß Sie ihn fast nicht achten, so habe ich endlich doch nach vielem Bedenken die bürgerliche Anrede gewählt, wodurch ich aber Dieselben auf keine Weise habe beleidigen wollen ...“

Analogismen: Die Gleichheiten zu Goethes Leben sind wiederum verblüffend eindeutig und klar: Goethes „Lebensbeschreibung“, d. h. sein Briefroman >Werther< und andere Werke, z. B. der >William Lovell<, waren in Wien von der Zensur verboten. Durch seine Mesalliance mit Christiane Vulpius bewies er, daß er keinen Wert auf sein Adelsdiplom legte, das Herzog Carl August einst beim Kaiser in Wien für den Busenfreund gekauft hatte. Der Weimarer Adel war deshalb über Goethe zutiefst brüskiert. Weil Wolfgang „von“ Goethe seinen sogenannten „höheren Stand“ offensichtlich „fast nicht“ achtete, darum habe ich auch bewußt das Adelsattribut „von“ bei seinem Namen weggelassen.

Seite 187: „ ... Ja, es ist mit mir so weit gekommen, daß mich das eigentliche Ernsthafte oft am lächerlichsten dünkt, und daß ich in manchen Stunden unter der komischen und betrübten Darstellung keinen Unterschied zu machen vermöchte ...“

Analogon: siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<.

Seite 188: „ ... meine Frau ist z. B. schwanger, ich erwarte in einigen Wochen ihre Entbindung ...“

Analogon: Goethes Geliebte, Christiane Vulpius, war in den neunziger Jahren mehrmals schwanger, offensichtlich auch im Zeitraum der Niederschrift des >Peter Lebrecht<.

Der dritte Teil des >Peter Lebrecht< ist angeblich nicht gedruckt worden. Vielleicht wurde er doch gedruckt, und später dann, gelinde gesagt, „unterdrückt“, weil er zu viele und zu offensichtliche Analogiebeweise für den wirklichen Verfasser, Wolfgang Goethe, enthielt? Es würde zumindest der Mühe wert sein, darüber Nachforschungen anzustellen.

Interessante Auszüge aus dem >Peter Lebrecht<

Zehntes Kapitel

Eine Vorlesung

Der Amtmann Sintmal hatte jetzt gerade Zeit, und er blieb daher einige Tage bei mir. - Der Unbekannte war bei unserm Frühstück gegenwärtig, wir hatten ihn vorher im Garten schreiben sehn, und er bat jetzt um die Erlaubnis, uns das Geschriebene vorlesen zu dürfen. Er las hierauf folgendes Gedicht:

Wo seid ihr hin, ihr schönen Ideale,
Ihr goldnen Spiele meiner Jugend Lust?
Sie ist geleert, die süße Nektarschale
Der Phantasie! und kalt ist meine Brust!

Ich tapp umher, und kann es nicht erlangen,
Was ich besaß - es schwebt mir wie im Traum: -

Ich irre, dumpf - von öder Nacht umfängen -
Und meine Freunde kennen mich noch kaum. -

Wer war ich einst? Wer bin ich jetzt? O Schande!
War ich's, der mein Gefühl im Dichter las?
Er spricht mir jetzt von einem fremden Lande -
O wehe, daß ich Mensch zu sein, vergaß! -

Ach! führe mich zu deiner Himmelsquelle,
Du, vormals meine Göttin, Phantasie,
Zu jener heitern, schönen Ruhestelle,
Die meine frohe Jugend mir verlieh.

Und mächtig greif in die verstummten Saiten,
Die einst Natur in meinen Busen zog -
Und schließe wieder auf die Göttlichkeiten
In meiner Brust, um die ich mich betrog. -

Vergebens! ach! sie höret nicht den Armen,
Der einmal nur ihr Feenreich verließ:
Nie wieder wird an ihrer Sonn erwarmen,
Wer sich von ihr in kalte Nacht verstieß. -

Es ist dahin! - Nun, Himmel! nun so türme
Mir Leid und Trübsal auf, die Herzen regt,
Und jage mich durch Ungewitterstürme,
Daß mein Gemüt nur endlich Wellen schlägt!

Ich fand die Arbeit sehr gut, und weil mir das gestrige Gespräch über den Fremden noch im Kopfe lag, übertrieb ich manches.

Sintmal stimmte mir im ganzen bei, nur mag er gern die Sachen so lange beschneiden und beschränken, aus Furcht zu viel zu sagen, daß er manchmal am Ende gar nichts sagt. - Mein Schwiegervater hatte gegen das Gedicht vieles einzuwenden.

„Es ist alles recht hübsch gesagt“, fing er an, „aber es sind am Ende doch mehr gereimte Worte, als ein eigentliches Gedicht.“

Ich: Aber warum wollen Sie es kein Gedicht nennen?

Martin: Ich kann es selbst nicht so eigentlich sagen, allein es ist mir ein gewisses gesuchtes Wesen, eine erzwungene Pracht darin. Die Empfindung ist vielleicht natürlich und ungesucht, allein die Ausdrücke sind so weit hergeholt. Ich kann es überhaupt gar nicht leiden, wenn man die Poesie immer nur für eine übersetzte, affektierte Prosa hält, sie müßte so natürlich sein, daß man meinte, es könnte und müßte gar nicht anders geschrieben werden. Aber da sitzt mein Sohn und zerbeißt sich oft die Finger, und statt lieber nicht zu schreiben, quält er sich so lange, bis er endlich ein Gedicht hervorgebracht hat, das denn doch wirklich in Versen abgesetzt ist.

Sintmal: Aber die Natur macht es doch nicht allein aus, es muß denn doch auch Kunst darin stecken.

Martin: Die Kunst kömmt mir immer gerade so vor, wie die Gedichte, die ich in einem ganz alten Buche in der Form von Weingläsern oder Holzäxten gesehn habe; es reimte sich alles auf eine wunderbare Weise, und die Worte brachten ordentlich die Figur heraus, aber es kam mir doch mehr albern, als kunstmäßig vor.

Sintmal: Man kann auch vielleicht die Natürlichkeit zu sehr lieben.

Martin: Das kann ich unmöglich glauben.

Sintmal: Und die Kunst muß am Ende von der Natur abweichen, um Kunst zu sein.

Martin: Es ist möglich, und dann bin ich kein Kunstfreund.

Ich: Ebenso wenig ein Kritiker.

Martin: Ei bewahre, nur ein simpler Mensch, der gern etwas Gutes lieset.

Ich: Aber eben den Begriff des Guten - wir drehen uns da in einem Zirkel.
Martin: Wir wollen lieber spaziergehn.
Wir durchstrichen hierauf den Garten und die schönen benachbarten Wiesen.

Eilftes Kapitel Eine Gespenstergeschichte

Das Abendessen war schon vorüber, als wir noch beisammen saßen, und uns über mancherlei Dinge unterredeten. Es war wieder Regenwetter eingefallen, und schwarze Wolken zogen über die Berge hinweg, der Wind winselte um die Ecke des Dorfes, kurz, es war eine schaurige Zeit, in der man sich gern in einem Winkel des Zimmers zusammenkrümmt, und entweder den Flug der Wolken betrachtet, oder liest, oder sich wunderbare Geschichten erzählt.

Ohne daß wir es bemerkten, wandte sich das Gespräch auf die Existenz der Geister; Sintmal und Martin schüttelten über den Gegenstand des Gesprächs die Köpfe. Mein Schwiegervater erzieht nämlich noch immer an meiner Frau, er sieht es daher ungern, wenn in ihrer Gegenwart von solchen Sachen gesprochen wird, weil er meint, es könnten ihr dadurch seltsame Vorurteile beigebracht werden, und weil er sich noch überdies bei Erzählungen von Gespenstergeschichten fürchtet, so sind sie ihm im höchsten Grade zuwider. Sintmal mag sie im Grunde sehr gerne anhören, aber wenn nach seiner Meinung vernünftige Leute zugegen sind, schämt er sich dieses Vergnügens. Als ich daher an diesem Gespräche lebhaften Anteil nahm, saßen beide, wie gesagt, mit dem Kopfe schüttelnd, da, und betrachteten mich mit einiger Verachtung von der Seite.

Der Fremde riß das Gespräch an sich, und da er durch meine Reden schon dreister geworden war, behauptete er, ohne Zurückhaltung, er sei vom Dasein der Geister überzeugt, und er habe das vollkommenste Recht zu dieser Überzeugung. Unsrer Aufmerksamkeit ward gespannt, und er fing folgendergestalt an: „Als ich auf meiner Flucht mich an einem Abende einem Dorfe näherte, sah ich in einiger Entfernung einen alten Mann auf mich zukommen. Es dämmerte, und ich muß gestehn, daß mich diese seltsame Gestalt schon in der Entfernung erschreckte. Als ich näher kam, bemerkte ich, daß ihm ein großer grauer Bart über die Brust hinabfloß, der ihm ein äußerst ehrwürdiges Ansehn gab. Er fuhr mit den Händen in der Luft herum, und machte seltsame Gebärden, woraus ich schloß, daß er wahnsinnig sein mußte. Ich kam ihm ganz nahe, und, um meine Furcht zu verbergen, fragte ich ihn nach dem Wege. - „Ich habe keinen Weg“, antwortete er. - „Keinen Weg?“, fragte ich erstaunt. - „Niemand kennt seinen Weg; es ist Einbildung, daß wir vorwärts gehn.“ - „Einbildung?“ - „Nichts weiter.“ - „Wer bist du? Wie heißest du?“ - „Ich habe keinen Namen.“ - „Keinen Namen?“ - „Wozu? Ich glaube, ich bin ein Mensch, und daran ist es mir genug.“ - „Du erschreckst mich.“ - Der Alte lachte laut auf, und pfiff dann eine bekannte Melodie. - „Entsetzlicher!“, rief ich aus. - „Narr!“, antwortete jener. - „Wo kommst du her?“ - „Ich weiß es nicht.“ - „Wohin gehst du?“ - „Das kümmert mich nicht.“ - Ich wollte fortgehn. - „Halt!“ rief er mir zu; „in dieser Nacht wirst du etwas Großes erfahren.“ - „Etwas Großes?“, fragte ich. - „Frage nicht“, antwortete er, „sondern sieh und denke.“ - „Wozu denken?“ - „Um nicht zu verzweifeln.“ - „Verzweifeln?“ - „Weil du ein Sterblicher bist.“ - Nach diesem seltsamen Gespräche trennten wir uns, das ich gern noch länger fortgesetzt hätte, um mehr von ihm zu erfahren.

Ich kam im Dorfe an: es war schon gegen Mitternacht. Man führte mich in ein schlechtes abgelegenes Zimmer, und ich fürchtete mich in der Einsamkeit. Ein feuchter Wind zog durch die Gebüsche und winselte um die Ecke des Hauses; ich konnte unmöglich schlafen, sondern öffnete das Fenster, und sah nach den Sternen und den ungeheuern Wolken, die durch den Himmel zogen. -

Auf einmal erblickte ich im nahe liegenden Walde etwas Weißes, das ich, trotz aller Anstrengung, nicht genauer unterscheiden konnte. Der Schimmer schwebte näher, und immer näher, es war wie ein Wolkenstreif; jetzt nahm er eine Gestalt an, wie die Bildung eines Menschen, und seine Bewegung ward immer schneller. Ein kaltes Entsetzen ergriff mich, und nun war mir die Gestalt so nahe, daß ich Adelaiden erkannte. Wie mit einer eiskalten Hand berührte es mein Gesicht, und seufzte in bangen, gebrochenen Tönen: „Ich bin gestorben, folge mir bald nach.“ -

Ich stürzte zusammen, und erwachte nur erst spät am Morgen von meiner Betäubung. Daher bin ich überzeugt, daß sie tot ist, und es bleibt mir nun nichts weiter übrig, als auch zu sterben. Der Himmel möge mich bald diesem elenden, irdischen Getümmel entrücken!“

Als er mit diesem Stoßgebete seine wunderbare Geschichte beschlossen hatte, stand er auf, und ging mit einer feierlichen und langsamen Bewegung auf sein Zimmer, indes wir ihm alle, ohne ein Wort zu sprechen, nachsahen.

Zwölftes Kapitel Kritik des vorigen Kapitels

Es geschieht zuweilen, daß verschiedene Personen dasselbe tun, aber aus ganz verschiedenen Bewegungsgründen. Ich war still und nachdenkend, weil ich nun fand, daß man in der Geschichte des unbekanntenen Unglücklichen gar nichts einmal hinzuerfinden oder -lügen dürfe, um sie äußerst interessant zu machen. Es war alles so vortrefflich zugeschnitten, daß dem Leser fast gar nichts mehr zu wünschen übrigblieb: ich fand es überdies äußerst wahrscheinlich, daß, wenn der seltsame Fremde nur noch einige Zeit fortlebte, er ohne Zweifel noch mehrere Erscheinungen, so wie andre Unglücksfälle, erleben würde, denn er stand jetzt erst in der unentwickelten Mitte seiner Geschichte, sein Einkehren bei mir mußte etwa den zweiten Teil beschließen, dann mußte er ein Stück weiterleben, und sein Biograph mußte dann zur Fortsetzung nach einer neuen Feder greifen.

Hannchen war stumm, weil sie nicht wußte, was sie aus der Erzählung machen sollte. Sie überlegte den Zusammenhang der Geschichte, und dachte über den, der sie erzählt hatte, und sobald sie über etwas in Zweifel ist, ist es ihr unmöglich zu sprechen. Viele Leute sprechen in diesem Zustande am liebsten, weil sie dann eine recht dauerhafte Materie des Gespräches haben.

Sintmal hatte eben bei sich ausgemacht, daß man die ganze Erzählung des Fremden sehr gut psychologisch erklären könne, ohne auch nur einen einzigen Umstand abzuleugnen: er glaubte, daß es eine recht interessante Abhandlung für die Erfahrungsseelenkunde werden könnte, wenn man sich die Mühe geben wollte, alles recht umständlich auseinanderzusetzen. Der Unglückliche sei auf der Reise voll von trüben Vorstellungen gewesen, ein Wahnsinniger sei ihm begegnet, und habe alles das wirklich zu ihm gesprochen, was er erzählt habe, dies habe ihn noch mehr erhitzt, die Vorstellung, seine Geliebte sei gestorben, sei nun bei ihm recht lebendig geworden, und so habe sich auf die natürlichste Art jene wunderbare Erscheinung erzeugt.

„Ach was!“, rief mein Schwiegervater aus; „wer wird sich hier noch mit einer vernünftigen Erklärung abquälen wollen: gewisse alberne Dinge sollte man niemals vernünftig anzusehen suchen, denn je mehr man sich diese Mühe gibt, je dummer werden sie. Weit kürzer ist es, daß ich alles für eine abgeschmackte Lüge halte, für ein schlechterfundenes Märchen, wie es schon in tausend und tausend schlechten Büchern steht. Dieser Mensch ist ein Kerl, der gern alles erlebt haben will, und weil das in dem Alter nicht möglich ist, so will er sich mit seiner Phantasie nachhelfen, so gut er kann, und weil ihm auch davon Gott nicht viel hat zukommen lassen, so versteht er es nicht einmal, seine Erfindungen wahrscheinlich zu machen. Weil wir ihn so geduldig anhören, wird er mit jedem Tage unverschämter werden, er wird unserm Verstande immer mehr bieten, weil der es sich bieten läßt; er hat das Sprichwort im Kopfe, auf einen groben Klotz gehört ein grober Keil.“

Sintmal: Sollte ein Mensch so unverschämt sein können?

Martin: Nichts natürlicher, denn wir sind es zu wenig: je blöder man mit Menschen von dem Schlage umgeht, je dreister werden sie selbst. Er wird uns nächstens erzählen, daß er Geister beschwören könne, und ich wette, daß wir alle wieder ganz still sitzen, und tun, als wenn wir es glauben; besonders hat mein Schwiegersohn immer einen verdammt Respekt vor solchen Windbeuteln; über Bücher, die so geschrieben sind, lacht er, und wenn ihm nun gar ein Mensch aus einem solchen abgeschmackten Buche in den Weg kömmt, so hält er ihn ordentlich für was Rechts.

Ich: Es ist sehr wahr, daß ich oft jemand zu sehr achte, bloß, um nicht in die Gefahr zu geraten, ihm Unrecht zu tun.

Martin: Aber das andere ist ja noch schlimmer, es ist gerade, wie viele Leute ihre Kinder erziehn.

Ich: Aber was soll ich tun?

Martin: Solchen Leuten zu verstehen geben, daß man sie nicht leiden kann, oder es ihnen geradezu ins Gesicht sagen. - Wenigstens ich muß meinem Ärger Platz machen, wenn er noch einmal mit solcher Geschichte angezogen kömmt; ich werde ihm dann sagen, daß wir das alles schon irgendwo gelesen haben.

Sintmal: Es scheint mir auch am Ende so ein Bücherwurm zu sein, der aus schlechten Romanen seine Nahrung zieht, und daraus seinen Charakter destilliert.

Martin: Ganz recht; nichts weiter ist er. Das ganze Gespräch mit dem Alten ist ja, als wenn es aus dem einen konfusen ägyptischen Buche abgeschrieben wäre; - ich kann mich nicht auf den Namen besinnen. -

Sintmal: Welches meinen Sie?

Martin: Wir fingen es einmal an zu lesen, weil uns der Prediger drüben gesagt hatte, es kämen so viele geheime und bedeutende Winke darin vor. - Je, es ist so ein gewisser wunderlicher Heiliger darin: - mich dünkt, es heißt, die Obeliskten.

Sintmal: Ach, Sie meinen die Pyramiden.

Martin: Nun, Obeliskten oder Pyramiden, ich habe nicht weit darin lesen können. - Da kommen viele solche interessante Gespräche vor, wo einer dem andern immer das Wort aus dem Munde nimmt, und man am Ende nicht weiß, was beide wollen. Solche Dialoge füllen die Seiten in den Büchern recht hübsch, und es liest sich wenigstens rasch weg.

Sintmal: Es ist eine gewisse neue Art zu sprechen, die man jetzt in vielen Büchern findet. Sie heißen's den kurzen, lebhaften Dialog. -

Es war indes schon spät geworden, und jedermann ging schlafen.

Dreizehntes Kapitel

Bekenntnisse

Nachdem einige Tage verflossen waren, reiste mein Freund Sintmal wieder fort, weil ihn seine Geschäfte abriefen. Unser Abschied ist immer so zärtlich, als wenn wir uns in sehr langer Zeit nicht wiedersehen würden: er saß wieder auf seinem geliebten Pferde, und trat die Rückreise mit vieler Zufriedenheit an.

Bald darauf kam der Unbekannte auf mein Zimmer und bat mich um eine Stunde Gehör, weil er mir allein etwas zu eröffnen habe. Ich war auf seinen Vortrag begierig, und er fing auf folgende Art an:

„Sie haben doch ohne Zweifel die Confessions des Jean Jaques [Rousseau] gelesen?“

„O ja.“

„Und was sagen Sie dazu?“

„Das Kürzeste, was ich sagen könnte, wäre, daß ich nicht recht weiß, was ich dazu sagen soll.“

„Sie werden doch aber nicht zu jenen Elenden gehören, die nach diesen Bekenntnissen jenen großen Mann für einen Verworfenen halten? - Ich darf Ihnen also wohl gestehn, daß tausend unbeschreibliche Empfindungen, tausend qualvolle Erinnerungen und unwiderstehliche Ahnungen, ja das ganze Heer jener unbegreiflichen und unsichtbaren Wesen, die so oft unsre Handlungen gegen unsern Willen lenken, mich bewogen, Ihnen nicht meine Geschichte zu entdecken, sondern Sie mit einigen kleinen Erfindungen zu hintergehn.“

O Schwiegervater! Schwiegervater! seufzte ich aus tiefer Seele, und wagte es nicht, die Augen aufzuschlagen.

„Aber“, fuhr jener fort, „ich schäme mich jetzt selbst jener Kleinmütigkeit, und daß ich zu einem edlen Manne so wenig Zutrauen fassen konnte. Ich will mich daher selbst bestrafen, und Ihnen jetzt weitläufig meine wahre Geschichte erzählen. Wenn Sie unbillig sind, werden Sie mich vielleicht nach meinen Geständnissen noch mehr verachten, als Sie es jetzt schon tun; aber ich will es darauf wagen. - Ich komme von der Stadt - -“

„Halt!“, rief ich aus: „Ihre Geschichte, die Sie mir jetzt erzählen wollen, sei nun wahr, oder falsch, so mag ich sie nicht hören. Ich könnte Ihnen, wie Sie sagen, Unrecht tun,

und darum verschonen Sie mich lieber damit.“

Ich drehte mich unwillig um; der Unbekannte machte noch einige Einwendungen, da er aber sah, daß sie nichts fruchteten, verließ er endlich mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer.

„Bin ich nicht ein großer Mann!“, rief ich aus, und ging in der Stube auf und ab. – „Kann ich mich denn nicht von jener Sucht losmachen, alles immer anders finden zu wollen, als die übrigen Menschen? Muß ich immer bei den simplen Leuten in die Schule gehn, und so teures Lehrgeld bezahlen? – Wie wird mein Schwiegervater triumphieren! – Und nun weiß ich überdies nicht einmal, wie ich den fatalen Menschen loswerden soll. – So geht es, wenn man Bücher schreibt, und durchaus immer neue schreiben will: der Mensch wäre mir sonst gleich wie ein Narr vorgekommen, aber nun hat er mich zu einem weit größern gemacht, als er selber ist.“ –

Ich konnte mich gar nicht über mich selber zufriedengeben, ich war mir bis dahin edler und besser vorgekommen, als andre Menschen, weil ich einen unglücklichen Flüchtling in Schutz genommen hatte; ich bewunderte an mir die größere Toleranz, die zarte Fähigkeit, mich in jede fremdartige Seele zu versetzen; und nun erschien mir alles als eine Albernheit, als eine leere Großsprecherei vor mir selber; ich fand es am Ende nicht mehr so verächtlich, daß der Mensch mir so dummes Zeug vorgelogen hatte, weil ich mich selbst mit ähnlichen Abgeschmacktheiten getäuscht hatte.

Ist man erst einmal mit diesen Empfindungen im Gange, so treibt man auch die Feindschaft gegen sich selbst zu weit.

Nach zweien Tagen war der Unbekannte aus unserm Hause verschwunden, ohne von uns Abschied zu nehmen; auf seinem Tische lag ein Gedicht im freiesten Silbenmaße, worin er behauptete, daß ihn die Sterne weiterriefen, und er ihrer großen Gewalt nicht widerstehn könne.

Wir wunderten uns darüber, aber noch mehr, daß er meinem Schwiegervater eine ansehnliche Summe von harten Talern gegeben hatte, für die er sich von ihm Gold hatte wechseln lassen.

Vater Martin war voller Freude, daß er mit seiner Meinung doch recht gehabt hätte; er setzte sich noch an demselben Tage nieder, und berichtete den ganzen Vorfall sehr weitläufig seinem Freunde Sintmal.

Vierzehntes Kapitel

Ein äußerst unruhiger Tag

Ich ritt nach acht Tagen ohngefähr wieder nach der Stadt, von der ich schon einmal in diesem Teile gesprochen habe. Mein Schwiegervater war schon am vorigen Abende hingefahren, weil er mancherlei Geschäfte abzumachen hatte.

Kaum war ich in der Stadt angekommen, als ich zu meinem Leidwesen bemerkte, daß ich gerade einen sehr unglücklichen Tag ausgewählt hatte. Ich hatte unterdes meine Theorie von den unruhigen Tagen ganz vergessen, sie war mir als eine abenteuerliche Chimäre vorgekommen, und ich war daher ohne alle Vorsicht, ohne Nachdenken von meinem Hause abgereist.

In allen Straßen ward ich gedrängt und gestoßen. Mein Pferd ward scheu, und die Wache wollte mich durchaus arretieren, weil es die Trommel vom Bock herunter und in die Gasse geworfen hatte. – Nachher ritt ich in einige Brauerwagen hinein, daß ich mich gar nicht wieder zurückfinden konnte. Ein Lumpensammler betäubte mich mit seiner Pfeife so, daß ich beinahe aus dem Sattel in die Obstkörbe einiger Bäuerinnen fiel.

Auf den öffentlichen Plätzen schlug sich der Nährstand mit dem Wehrstand; ersterer behauptete, letzterer habe ihm etwas gestohlen: die Zuschauer waren teils für diesen, teils für jenen parteiisch, und auch ihre Händel wären bald in Tätlichkeiten ausgeartet.

Ich suchte in der Angst in einem Gasthofs einzukehren, aber alle öffentlichen Örter waren besetzt: zum Überfluß kam mir nun noch ein Zug von Seiltänzern und spanischen Reitern mit einer lauten Musik entgegen, unter welche mein Pferd hineinraste, und sie durchaus nicht eher wieder verlassen wollte, bis sie die ganze Stadt durchzogen hatten, und dann nach ihrem Gasthofs zurückkehrten. Hier fand ich noch ein kleines Zimmer, und ich glaubte nun, alle Mühseligkeiten überstanden zu haben.

Als ich nach dem Mittagsessen wieder ausging, hörte ich auf den Straßen ein gewaltiges Geschrei. Eine Menge von Gassenjungen liefen umher, und konnten nicht laut genug jauchzen. Ich erkundigte mich, was es denn gäbe, und man schrie mir entgegen: „Sie haben ihn, sie haben den falschen Münzer!“ -

Ich sah jetzt die Wache aus der Ferne kommen, die von so unzähligen Leuten begleitet ward, daß ich den Missetäter gar nicht herausfinden konnte. – Der Zug ging nun an mir vorüber, und zu meinem größten Erstaunen sah ich meinen Schwiegervater Martin nach der Wache bringen.

Und hier muß ich nun vors erste die Geschichte dieses Teils beschließen; ich tue es bloß, um den Leser auf den folgenden desto neugieriger zu machen.

Funfzehntes Kapitel

Ein Brief

Ich will dem Leser nur noch einen Brief mitteilen, den ich vor einiger Zeit erhielt, damit er daraus sehe, welch ein bekannter und angesehener Mann aus mir wird. Ich habe schon mehr Leute gesehn, die Briefe, die sie von gekrönten Häuptern oder vornehmen Personen bekommen, unter Glas und Rahm fassen lassen, und zu jedermanns Erbauung in ihre Putzstube aufhängen. Ich habe mit nachfolgendem Briefe dasselbe getan, aber ich will ihn hier noch zum Überfluß abdrucken lassen, damit ihn auch alle diejenigen lesen können, die sich nicht die Mühe geben wollen, mich zu besuchen.

Hochedelgeborner Herr!

Ich bin sehr erfreut, daß ich durch Dero Buch die Bekanntschaft von Ew. Hochedlen gemacht habe. Ich muß Denenselben nämlich zu wissen tun, daß ich mich von Jugend auf einer vernünftigen Aufklärung beflissen habe, ich lese daher nicht alle Bücher ohne Ausnahme, sondern nur die guten. Es wird Denenselben bekannt sein, daß Ihre Lebensbeschreibung in Wien verboten ist, und da ich nun eigentlich nur die verbotenen Bücher lese, so war es gleich mein erstes Geschäft, mir den ersten Teil des Peter Lebrecht, zugleich mit den grauen Brüdern und andern vortrefflichen Werken, kommen zu lassen. Ich ersah aus Dero Geschichte, daß Dieselben eigentlich ein Edelmann sind, ich war daher lange ungewiß, wie ich Sie anreden und titulieren sollte, doch, da Sie den Adel wieder abgelegt haben, und durch Ihre Mesalliance zeigen, daß Sie ihn fast nicht achten, so habe ich endlich doch nach vielem Bedenken die bürgerliche Anrede gewählt, wodurch ich aber Dieselben auf keine Weise habe beleidigen wollen.

Ich will aber zum Zwecke meines Schreibens kommen. Ich habe aus Ihrem Buche gesehn, daß Sie ein Mann von ungemein großen Talenten sind, daß Sie vernünftig und aufgeklärt denken, und einen angenehmen und zugleich lehrreichen Stil in Ihrer Gewalt haben. Mich dünkt, die Nürnberger gelehrte Zeitung hat auch ein ähnliches Urteil gefällt, ich kann also um so sicherer sein, daß ich nicht auf falschen Irrwegen wandle. Neulich sah' ich hier ein Werk in Folio, mit sehr vielen ausgemalten Kupfern; ich glaube, es war eine sogenannte Flora oder Fauna, wo sich ein Gelehrter die Mühe gegeben hatte, von Blumen, ihren Geschlechtern und Vorfahren ein weitläufiges Wesen zu beschreiben. Nun hätt ich gar zu gern eine solche Fauna mit ausgemalten Kupfern und Wappenschildern von meiner eigenen Familie; ich habe in meinem Schlosse ein großes Archiv, und ich wollte eben Dieselben ersuchen, hieherzukommen, und allhier einen ähnlichen Folianten zu schreiben. Unter meinen Ahnherren waren große und denkwürdige Männer. Nur müssen sich Dieselben in diesem Buche vor dem scherzhaften und niedlichen Stile sehr in acht nehmen, sondern immer tief ins Große und Ernsthafte hineinzugehn suchen: denn Lachen hat seine Zeit, und auch die Würde hat ihre Zeit. So könnten Ew. Hochedlen der Geschichtschreiber meiner Familie werden; das Buch müßte so eingerichtet werden, daß es in Wien verboten würde, damit auch ebenso aufgeklärte und vernünftige Männer, als ich, es läsen und beherzigten, und indem ich Ihre Antwort erwarte, verharre ich [...]

Sechzehntes Kapitel

Antwort und Beschluß an den Leser

Hochwohlgeborner Herr!

Über das Zutrauen, das Dieselben zu mir haben, so wie über den Beifall, den Sie mir schenken, bin ich unendlich erfreut, nur tut es mir leid, daß ich nicht so glücklich sein kann, das gnädige Anerbieten des Herrn Barons anzunehmen, denn leider seh ich mich genötigt, zu erkennen, daß ich den großen und heroischen Stil nicht im mindesten in meiner Gewalt habe: ohne daß ich es bemerke, geht er oft ins Gemeine und Scherzhafte über. Ja, es ist mit mir so weit gekommen, daß mich das eigentliche Ernsthafte oft am allerlächerlichsten dünkt, und daß ich in manchen Stunden unter der komischen und betrübten Darstellung keinen Unterschied zu machen vermochte. Daß eine solche Lebensbeschreibung in Wien verboten würde, wäre sehr leicht zu bewerkstelligen, ja, es sollte mir selbst keine Mühe kosten, es dahin zu bringen, daß man es noch in manchen andern Ländern nicht lesen dürfte, so, daß dieses Werk dadurch ein äußerst kostbares und unvergleichliches Werk würde, aber, wie gesagt, der historiographische Stil steht nicht in meiner Macht. Dero Ahnherrn aber haben vielleicht manches Gute und Vortreffliche bewerkstelligt, Länder angebaut, und Tausende von Menschen glücklich gemacht: damit also diese Geschichten nicht verlorengingen, so möchte ich wohl so frei sein, mir manches davon als einen Beitrag zu meinen neuen Volksmärchen auszubitten. - Ich verharre in der tiefsten Ergebenheit

An den Leser

Hier schließe ich nun den zweiten Teil meiner Geschichte, wer von Ihnen den Fortgang erfahren will, wird sich wohl zum dritten hinüberbemühen müssen, in welchem man außer der Gefangenschaft meines Schwiegervaters noch die wahrhafte und äußerst interessante Historie antreffen wird, wie und auf welche Art sich mein Freund Sintmal verliebte. Ich hoffe auch, bis dahin manches Merkwürdige zu erleben, so, daß der dritte Teil ohne Zweifel sehr gelesen zu werden verdient.

Da ich noch so bald nicht zu sterben denke, so hatte ich erst, da ich um mich her so viele Journale aufwachsen sah, den Vorsatz, meine Geschichte in der Form eines Journals monatlich herauszugeben, so wie der Apollo nichts als Ritter- und Geistergeschichten enthält; ich hätte dann weit mehr in ein genaues und interessantes Detail gehn, und jeden Vorfall in meiner Familie sehr weitläufig und umständlich berichten können; es wäre dann ein recht eigentliches Journal für Hausväter, und überhaupt für Leser in allen Ständen geworden. Meine Frau ist jetzt z. B. schwanger, ich erwarte in einigen Wochen ihre Entbindung, und wenn ich im Brandenburgischen lebte, so würden sich die Herausgeber der Denkwürdigkeiten der Churmark sehr freuen, den Namen meines Kindes, so wie den von allen Gevattern, aufgezeichnet zu finden, meine Geschichte gehörte dann gewissermaßen zu den Urkunden von den Preußischen Ländern. Jedes Journal zehrt auf seine Art von den Vorfällen des Tages, und so würde ich es mit meiner Familie gemacht haben, und wenn auch manchmal nichts vorgefallen wäre, so hätte ich dann manche Lüge von meinem Schwiegervater unter die Leute gebracht, und sie nachher im folgenden Stücke widerrufen und weitläufig widerlegt. So hätte es mir gewiß am Stoffe nie gemangelt.

Ich wollte auch noch eine andre nützliche Einrichtung mit diesem Journale verbinden. Es fehlt den Deutschen bis jetzt immer noch an guten Satiren; ich tat mich daher mit einem gewissen Gottschalk Necker zusammen, der bis jetzt im Archiv des Berlinischen Geschmacks gearbeitet hat, und der sich seinen Lesern, ohne ihm zu schmeicheln, als einzig in der Kunst schlecht zu schreiben gezeigt haben muß. Er versprach mir viele Satiren, und in einem noch andern Silbenmaße, in dem er sich der Prosa noch mehr zu nähern bestreben wollte; er schrieb mir, daß er nun in seinen Satiren fast alle namhaften Männer in Berlin benannt hätte, er wollte nun auch zu andern Städten übergehn, so, daß seine Satiren zugleich als Namensregister berühmter Gelehrten gebraucht werden könnten. - Man kann sich einbilden, daß ich diesen Vorschlag mit beiden Händen ergriff, allein zu unserm Leidwesen wollte sich kein Verleger zu diesem Journale antreffen lassen, und so wird es dann wohl, hochgeehrte Leser, dabei bleiben müssen, daß Sie im dritten Teil die Fortsetzung meiner höchstwahrhaften Geschichte suchen müssen.

Ende des zweiten Teils

[Kein weiterer Teil mehr erschienen.]

Indizien im >William Lovell<?

Die Analogiebeweise im >William Lovell< sind, meiner Überzeugung nach, noch stärker als im >Peter Lebrecht<. Die Schilderungen über Italien, über das verführte Mädchen Rosaline und die Charakterzüge der beiden Geistesverwandten Lovell und Balder gleichen in frappierender Weise Goethes praktischer Lebensphilosophie in Italien. Über Goethes wirkliches Leben in Italien lesen Sie das Buch von Robert Zapperi, >Das Inkognito – Goethes ganz andere Existenz in Rom<, München 1999. Herder urteilte abfällig, er habe „wie ein Student“ in Rom gelebt. Goethes Liebschaft mit der „schönen Mailänderin“ ist in Rosaline wiederzuerkennen. Auch der Sturm auf dem Meer (Mittelmeer) war von Goethe tatsächlich erlebt. Ludwig Tieck reiste dagegen erst gut zehn Jahre nach Erscheinen des >Lovell< nach Italien.

Wie kam Goethe auf den Gedanken, den Briefroman >William Lovell< zu schreiben? Höchstwahrscheinlich hatte er, was der Germanist Karl Hassler herausfand, vorher den Roman >Paysan perversi< von Restif de la Bretonne gelesen.¹⁸ Der >William Lovell< ist eine unverkennbare Nachahmung dieses Werkes. Goethe wußte von dem großen Erfolg des >Paysan perversi< in Frankreich. Er wollte ebenfalls einen spektakulären literarischen Erfolg erzielen, wahrscheinlich nicht für sich selber, sondern für seinen Sohn! Ludwig Tieck hätte den >Paysan perversi< im Original, d. h. in der französischen Sprache, lesen müssen. Aber ich zweifle stark, daß Tieck der französischen Sprache mächtig war. Wahrscheinlich wußte Tieck noch nicht einmal, daß sein Vater einen französischen Roman nachahmte, denn er spricht in der Vorrede zu einer späteren Auflage des >Lovell< davon, daß das Vorbild dazu ein Roman aus dem Englischen gewesen sei! Ein grandioser Irrtum Ludwig Tiecks und gleichzeitig ein sehr gewichtiges Indiz dafür, daß er gar nicht der Verfasser des >Lovell< ist, sondern sein Vater, Wolfgang Goethe!

Ein Indiz für den frühesten Beginn der Niederschrift des >Lovell< fand ich in dem Brief Goethes an Charlotte von Stein vom 10. September 1780:

„... *früh hab' ich einige Briefe des großen Romans geschrieben ...*“

Hat Goethe außer dem Briefroman >Werther< noch einen zweiten geschrieben? Ja, den „großen“, das heißt umfangreichen Briefroman >William Lovell<. Die Erstauflage des >Paysan perversi< erschien bereits im November 1775. Die zweite Ausgabe erschien im Januar 1776 und eine dritte erschien sogar im Jahr 1780, nach Karl Hasslers Inaugural - Dissertation.

Karl Hassler stellt sechs Thesen auf:

I. These: Es ist nicht zufällig, daß Tieck (ich füge hinzu: in Wahrheit Goethe) in seinem Roman >William Lovell< Restif de la Bretonne nachgeahmt hat.

II. These: Tiecks >Denkwürdige Geschichtschronik der Schildbürger< ist eine bewußte Nachahmung der >Geschichte der Abderiten< Wielands.

III. These: Tiecks >Gestiefelter Kater< ist das Vorbild zu E. T. A. Hoffmanns >Kater Murr<.

IV. These: Novalis schöpfte aus Tiecks (ich füge hinzu: in Wirklichkeit aus Goethes) Allegorie >Der Traum< die Idee zu seiner „Blauen Blume“.

V. These: Tiecks Novelle >Der Gelehrte< ist das Urbild von Freytags Roman >Die verlorene Handschrift<.

VI. These: Heinrich Brand in Tiecks Novelle >Des Lebens Überfluß< ist keineswegs mit Heinrich Heine in Beziehung zu bringen.

Die Dissertation Karl Hasslers ist eine wahre Fundgrube für Analogismen, die für Goethes Verfasserschaft sprechen. Er beweist unbewußt und ohne es beabsichtigt zu haben in den Kapiteln B.d) „Streichungen aus formellen Gründen“, C.b) „Änderung anstößiger Stellen“ C.c) „Sonstige Änderungen aus inneren Gründen“, C.d) „Änderungen aus

¹⁸ Hassler, Karl: >Ludwig Tiecks Jugendroman >William Lovell< und der >Paysan perversi< des Restif de la Bretonne<, Inaugural-Dissertation, Greifswald 1902.

stilistischen Gründen“ und C.e) „Orthographische Verbesserungen“, daß Ludwig Tieck viel Arbeit und Mühe hatte, Goethes „Handschrift“ aus dem Briefroman zu tilgen! Typisch Goethesche Formulierungen und Orthographieschwächen wurden in dem Werk (weitgehend) ausgemerzt, nicht etwa, weil der >William Lovell< dadurch besser geworden wäre, sondern, aus dem hauptsächlichlichen Grund, um die Gefahr zu verringern, daß man seinen Vater Goethe in dem Werk erkennen könnte!

Seite 243 (ein Gedicht):

Schwarz war die Nacht und dunkle Sterne brannten,
Durch Wolkenschleier matt und bleich,
Die Flur durchstrich das Geisterreich,
Als feindlich sich die Parzen abwärts wandten
Und zorn'ge Götter mich ins Leben sandten.

Die Eule sang mir grause Wiegenlieder
Und schrie mir durch die stille Ruh
Ein gräßliches „Willkommen!“ zu.
Der bleiche Gram und Jammer sanken nieder
Und grüßten mich als längst gekannte Brüder.

Da sprach der Gram in banger Geisterstunde:
Du bist zu Qualen eingeweihet,
Ein Ziel des Schicksals Grausamkeit,
Die Bogen sind gespannt und jede Stunde
Schlägt grausam dir stets neue blut'ge Wunde.

Dich werden alle Menschenfreuden fliehen,
Dich spricht kein Wesen freundlich an,
Du gehst die wüste Felsenbahn,
Wo Klippen droh'n, wo keine Blumen blühen,
Der Sonne Strahlen heiß und heißer glühen.

Die Liebe, die der Schöpfung All durchklingt,
Der Schirm in Jammer und in Leiden,
Die Blüte aller Erdenfreuden,
Die unser Herz zum höchsten Himmel schwingt,
Wo Durst aus sel'gem Born Erquickung trinkt,

Die Liebe sei auf ewig dir versagt.
Das Tor ist hinter dir geschlossen,
Auf der Verzweiflung wilden Rossen
Wirst du durch's öde Leben hingejagt,
Wo keine Freude dir zu folgen wagt.

Dann sinkst du in die ew'ge Nacht zurück!
Sieh tausend Elend auf dich zielen,
Im Schmerz dein Dasein nur zu fühlen!
Ja erst im ausgelöschten Todesblick
Begrüßt voll Mitleid dich das erste Glück. -

Kommentar: Dieses Gedicht kann nur Goethe gedacht und geschrieben haben!

Seite 249: „... Mein Haar wird grau ...“

In der Erstauflage steht es noch deutlicher: „... Ich sah von ohngefähr (gemeint ist: zufällig) in den Spiegel, meine Haare fangen wirklich schon an grau zu werden ...“

Kommentar: In Ludwig Tiecks Alter (zur Zeit der Niederschrift des >Lovell<) beginnen die Haare noch lange nicht grau zu werden, wohl aber im Alter des wirklichen Verfassers: Wolfgang Goethe!

Seite 291: „ ... Ich erinnere mich lebhaft aus den wenigen goldenen Tagen meines Lebens, wie meine ganze Seele nur ein einziges Gefühl der Liebe ward, wie jeder andere Gedanke, jede andere Empfindung für mich in der Welt abgestorben war; in die finstern Gewölbe eines romantischen Haines war ich so tief verirrt, daß nur noch Dämmerung mich umschwebte, daß kein Ton der übrigen Welt an mein Ohr gelangte. Die ganze Natur wies auf meine Liebe hin, aus jedem Klange sprang mir der Geliebten holder Gruß entgegen. Sie starb - und wie Meteore gingen alle meine Seligkeiten auf ewig unter, sie versanken wie hinter einem finstern fernen Walde, kein Schimmer aus jener Zeit hat mir seitdem zurückgeleuchtet.

Und auch nie wird ein Strahl zu mir zurückkehren! Ich sitze auf dem Grabmale meiner Freuden und mag selbst kein Almosen aus der Hand des Vorübergehenden nehmen, mein Elend ist mein Trost ...“

Analogismen: die „wenigen goldenen Tage meines Lebens“, damit meinte Goethe wiederum die „goldenen Tage“ des Jahres 1772. „Sie starb“, bezieht sich auf den Tod Uranias, seiner Geliebten, die im Kindbett starb. „Ich sitze auf dem Grabmal meiner Freuden“, bezieht sich auf Goethes weiteres Leben. Typisch Goethescher Urania - Wortschatz ist die Bezeichnung „romantischer Hain“.

Seite 354: „ ... Geh' ich nicht wie ein Nachtwandler, der mit offenen Augen blind ist, durch dies Leben? Alles, was mir entgegenkommt, ist nur ein Phantom meiner innern Einbildung, meines innersten Geistes, der durch undurchdringliche Schranken von der äußern Welt zurückgehalten wird. Wüst und chaotisch liegt alles umher, unkenntlich und ohne Form für ein Wesen, dessen Körper und Seele anders als die meinigen organisiert wären: aber mein Verstand, dessen erstes Prinzip der Gedanke von Ordnung, Ursach und Wirkung ist, findet alles im genauesten Zusammenhange, weil er seinem Wesen nach das Chaos nicht bemerken kann ...

Willkommen, erhabenster Gedanke,
Der hoch zum Gotte mich erhebt!
Es öffnet sich die düst're Schranke,
Vom Tod genest der matte Kranke
Und sieht, da er zum ersten Male lebt,
Was das Gewebe seines Schicksals webt.

Die Wesen sind, weil wir sie dachten,
In trüber Ferne liegt die Welt,
Es fällt in ihre dunkeln Schachten
Ein Schimmer, den wir mit uns brachten:
Warum sie nicht in wilde Trümmer fällt?
Wir sind das Schicksal, das sie aufrecht hält!

Ich komme mir nur selbst entgegen
In einer leeren Wüstenei.
Ich lasse Welten sich bewegen,
Die Element' in Ordnung legen,
Der Wechsel kommt auf meinen Ruf herbei
Und wandelt stets die alten Dinge neu.

Den bangen Ketten froh entronnen,
Geh ich nun kühn durch's Leben hin,
Den harten Pflichten abgewonnen,
Von feigen Toren nur ersonnen.
Die Tugend ist nur, weil ich selber bin,
Ein Widerschein in meinem innern Sinn.

Was kümmern mich Gestalten, deren matten
Lichtglanz ich selbst hervorgebracht?
Mag Tugend sich und Laster gatten!
Sie sind nur Dunst und Nebelschatten!
Das Licht aus mir fällt in die finstre Nacht,
Die Tugend ist nur, weil ich sie gedacht.

So beherrscht mein äuß'rer Sinn die physische, mein innerer Sinn die moralische Welt. Alles unterwirft sich meiner Willkür, jede Erscheinung, jede Handlung kann ich nennen, wie es mir gefällt; die lebendige und leblose Welt hängt an den Ketten, die mein Geist regiert, mein ganzes Leben ist nur ein Traum, dessen mancherlei Gestalten sich nach meinem Willen formen. Ich selbst bin das einzige Gesetz in der ganzen Natur, diesem Gesetz gehorcht alles. Ich verliere mich in eine weite, unendliche Wüste - ich breche ab.“

Kommentar: Wer glaubt, daß diese Gedanken und dieses Gedicht von dem zweiundzwanzigjährigen Tieck stammen könnten, der glaubt gewiß auch noch an den Klapperstorch.

Seite 368: „ ... Schon seh ich die wilden Pferde die Zügel zerreißen, rasselnd springen sie mit dem Wagen den schroffen Felsenweg hinunter, an den Klippen zerschmettert liegt das Fuhrwerk da, und er steht und beweint den Verlust ...“

Kommentar: Dies ist ein typisch Goethesches Gleichnis. Siehe hierzu weiter unten in den Fußnoten die fünf Varianten des Goetheschen Gleichnisses von dem „Schicksalswagen“, der von „wilden Rossen“ vorangetrieben wird.

Seite 371: „ ... alles ist maskiert, um die übrige Welt zu hintergehen, wer ohne Maske erscheint, wird ausgezischt ...“

Analogon: siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias J. W. Goethe<.

Seite 377: „ ... Bin ich denn in diesem Namen [Urania], in diesem Laut eingekerkert, daß meine Seele nach ihrem Besitz und [gleichzeitig] nach Freiheit schmachtet? Weiß ich doch nicht, ob ich sie [Urania] durch den Besitz [gemeint ist: durch Heirat] nicht mehr verloren hätte als jetzt, denn meine schönsten Gefühle können sich mit den Erinnerungen dieses Namens [des Namens Urania] vermählen, ewig rein und klar kann sie mir im Herzen wohnen, da ich im Gegenteil oft genug wahrgenommen habe, daß die meisten Ehen nur eine Entweihung der Liebe sind ...“

In der Originalerstaufgabe steht es noch deutlicher zur Realität: „Bin ich denn in diesem Namen [Urania], in diesem Laut eingekerkert, daß meine Seele nach ihrem Besitz und nach Freiheit schmachtet? Denn was ist unsre sogenannte Liebe anders, als diese nichtswürdige Einbildung, daß wir ein Wesen, das erste beste zu unsrer Gottheit stempeln, und alle Gebete und Gedanken nach ihm hinrichten? – Kannte ich denn Amaliens [alias Uraniens] *Seele* hinlänglich in den paar Wochen [richtig Monaten des Jahres 1772], in welchen ich sie sah, um ihre *Freundschaft* zu wünschen? – Und wenn ich nun auch ihr Freund bin, wenn mein Verstand auch ihre Vorzüge erkannt, - welcher Unsinn, daß ich mit kindischen Gefühlen diese Achtung zu sinnlicher Liebe ausdehne? – daß ich verlange, Amalie [Urania] soll meine *Frau* werden?“

Kommentar: Dies ist ein weiteres sehr gewichtiges Indiz für meine These, daß Urania, im wahrsten Sinne des Wortes, durch ihren Tod im Kindbett zu Goethes „Musengöttin“ wurde.

Seite 383: „ ... Ich weiß selbst nicht, warum ich [so viel] schreibe - aber ebensowenig weiß ich, warum ich Atem schöpfe. - Es ist alles nur um die Zeit auszufüllen und etwas zu tun, die elende Sucht, das Leben mit sogenannten Geschäften auszufüllen. - Länder erobern, Menschen bekehren, oder Seifenblasen [Dichtwerke] machen, eine Sucht, die bei der Geburt unserer Seele eingimpft ist - denn sonst würde schon der Knabe die Augen zumachen, sich vom langweiligen Schauspiel [des Lebens] entfernen und sterben;

diese Wut also etwas zu tun, macht, daß ich Papier und Feder nehme, und Gedanken schreiben will - das Unsinnigste, was der Mensch sich vorsetzen kann ...“

Kommentar: In der Figur des Balder beschreibt der Verfasser, Wolfgang Goethe, seine eigenen Gedanken und Gefühle.

Seite 385: „ ... Könnt' ich nur Worte finden, um die Verachtung zu bezeichnen, in der mir alles erscheint, was *Mensch* heißt! - mein Arzt ist sehr für meine [psychische] Gesundheit besorgt, weil es sein Gewerbe mit sich bringt. Wenn ich nicht gern vom Wetter mit ihm spreche, findet er meine Umstände bedenklicher, will es mich aber nie merken lassen, daß er mich für wahnsinnig erklärt. Er gibt mir viele kühlende Mittel, und behandelt mich wie eine tote Maschine, ob er mir gleich selber so erscheint. Er schüttelt zu allen meinen verwirrten Gedanken den Kopf, weil er sie nicht in seinen Büchern gefunden hat, und im Grunde bin ich wahnsinnig, weil ich nicht dumm und phlegmatisch bin. Daß Gewohnheit und Dummheit die Menschen so wie ein dicker Nebel umgeben kann, aus dem sie nie herauszuschreiten vermögen! Lag es nicht von Jugend auf wie eine Gewitterwolke in mir, die ich mir selbst mit Armseligkeiten verdeckte, und mir log, ich sei froh? Kündigte sich nicht oft der innerste dunkle Genius durch einen Ton an, dem ich eigensinnig mein Ohr verstopfte? - Ich verstelle mich nicht mehr und bin wahnsinnig! - Wie vernünftig die Menschen doch sind!

O ich muß fort, fort; ich will in wilden Wäldern die Seelen suchen, die mich mehr verstehen; ich will Kinder erziehn, die mit mir sympathisieren; es ist nur nicht Mode, so zu denken wie ich, weil es nicht einträglich ist.

Ich spiele mit den Menschen, die zu mir kommen, wie mit bunten Bildern. Ich gab mir neulich die Mühe, mich zu dem dummen Geschwätze meines Arztes herunterzulassen; wir sprachen über Stadtneuigkeiten, über Anekdoten, die er ungemein lächerlich fand; ich lieb ihm meine Zunge zum Dreinklingen und er fand, daß ich mich ungemein bessere. Mit Selbstzufriedenheit verließ er mich, und ich konnte es nicht unterlassen, ihm nach uns'rer feierlichen Unterhaltung ein so lautes Gelächter nachzuschicken, daß er sich erblassend umsah, und wieder alle Hoffnung verloren gab.“

Analogismen: siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura< und der Briefwechsel Goethes mit dem Sohn, Ludwig Tieck, im II. Kapitel.

Kommentar: Wegen rastloser dichterischer Überanstrengung stand Wolfgang Goethe (von ca 1792 bis 1805) zeitweilig an der Grenze des Wahnsinns.

Seite 441: „ ... Das Leben ist das Allerlustigste und Lächerlichste, was man sich denken kann; alle Menschen tummeln sich wie klappernde Marionetten durcheinander, werden an plumpen Drähten regiert und sprechen von ihrem freien Willen.“

Analogon: >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias J. W. Goethe<.

Seite 467: „ ... so macht sich der eine die stoische, der andere die epikurische Philosophie zu eigen: aber alles sind nur die Außenwerke des Menschen, das Gefühl ist er selbst, das Gefühl ist die Seele, der Geist, die Philosophie der Buchstabe dieses Geistes; tote Zeichenschrift, wenn der Mensch sich nicht am Ende über alle Philosophie und Systeme, selbst über das System der Systemlosigkeit erhebt. Dieses Gefühl stößt so Zweifel als Gewißheit um, es sucht und bedarf keiner Worte, sondern befriedigt sich in sich selbst, und der Mensch, der auf diesen Punkt gekommen ist, kehrt zu irgendeinem Glauben zurück, denn Glaube und Gefühl ist eins: so wird selbst der wildeste Freigeist am Ende religiös, ja er kann selbst das werden, was die Menschen gewöhnlich einen Schwärmer nennen, und wobei sich die meisten, die das Wort aussprechen, nichts denken. Irgendein Glaube drängt sich der Seele auf, bei allen Menschen ein und derselbe, nur erscheint er verschieden, weil ihn die grobe, unbeholfene Sprache entstellt. - Und wenn es kein Gefühl in uns geben kann, das uns nicht auf Wirklichkeit hinweist, das nicht mit dem wirklichen Dinge gleichsam korrespondiert, so läßt sich aus dem Hange zum Wunderbaren gewiß weit mehr folgern, als man bisher getan hat. Das Bewußtsein uns'rer Seele und der tiefe innige Wunsch nach Unsterblichkeit, das Gefühl, das uns in ferne unbekannte Regionen hinüberdrängt, so daß wir uns eine Nichtexistenz gar nicht denken können, diese Gefühle sprechen am lautesten und innigsten für das Dasein der Seele, so wie für ihre Fortdauer.“

Kommentar: Solche Erkenntnisse sind einem zweiundzwanzigjährigen (jungen) Mann noch nicht gegeben.

Seite 491 (Beschreibung eines halbwahnsinnigen Zustands): „ ... Ich [Goethe] streckte meine Hand aus und berührte den Nächstsitzenden, und wie ins Reich der Vernichtung griff ich hinein und war ein Glied der zerbröckelnden Kette. Ich gehörte nun mit zum Haufen, und war mir selber fremd und armselig, so wie die übrigen ...

Töne schlugen das Ohr mit seltsamer Bedeutung, wie Arabeskengebilde fuhr es durch meinen Sinn; ich erwartete etwas Fremdgestaltetes und lechzte nach etwas Ungeheuern. Und ich vergaß hinter mir zu sehn und stand unter meinen Freunden einsam, wie in einem Walde von verdorrten Bäumen.

Schatten fielen von oben herunter und sanken in den Boden. Dämpfe standen wie Säulen im Gemache, Dämmerung wankte hin und wider wie ein Vorhang. Die Seele vergaß sich selbst und ward ein Bild von dem, was sie umgab.

Es kreiste und wogte gewaltig durcheinander; wie ein Unding, das zum Entstehen reif wird, so kämpfte die Masse gegen sich selbst. - Es schritt näher und glich einer Nebelgestalt; vor mir vorüber wie ein pfeifender Wind - und oh - Rosaline [die tote Geliebte, alias Urania]!

Sie war es, ganz, wie sie lebte. Sie warf einen Blick auf mich und wie ein Messer traf er meine Augen, wie ein Berg mein Herz. Ich sträubte mich gegen meine innerliche Empfindung und es zog mich ihr nach; - ich stürzte laut schreiend nach ihrem Gewande und stieß mit dem Kopfe an die Mauer.“

Analogon: siehe die Beschreibung des halbwahnsinnigen Zustand im 8. Brief (Briefe Goethes an Ludwig Tieck), außerdem das Werk >Nachtwachen<.

Seite 492: „ ... Wo steht die letzte Empfindung, daß ich zu ihr gehe? Wo wandeln die seltsamsten Gefühle, daß ich mich unter sie mische? Daß ich von diesem Traum erwache und einen andern noch fester träume!“

Analogon: siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias J. W. Goethe<.

Seite 567: „ ... Der Haß und die Liebe der Menschen ist mir [William Lovell, alias Wolfgang Goethe] jetzt in einem gleich hohen Grade zuwider, es soll sich keiner um mich kümmern, so wie ich nach keinem zurücksehe, um ihn mit einem freundlichen oder verdrießlichen Gesichte zu betrachten. Für mich gibt es nichts Widrigeres als das Aufdringen der Menschen, um mir ihre Freundschaft, ihre Liebe zu schenken; es sind Narren, die nicht wissen, was sie mit sich selber machen sollen, und daher andere Narren nötig haben, um mit ihnen aus Langeweile zu sympathisieren. Wie verächtlich ist die kindische Empfindsamkeit einer Emilie, die gleichsam seit Jahren darauf gewartet hat, um ihre tragische Aufopferung an den Mann zu bringen. Sollte ich nun ein so großer Tor sein, und ihre theatralische Affektation für Ernst nehmen, und mich wunder! wie sehr gerührt fühlen? - Man kann wirklich etwas Besseres tun, als jede Narrheit der Menschen mitmachen, und der ist der verächtlichste Tor, der diese Narrheiten abgeschmackt findet, und sich dennoch scheut sie als Kindereien zu behandeln. Sie weint jetzt vielleicht, und bald trocknet sie aus Langeweile ihre Tränen, dann ist sie böse auf mich, dann schämt sie sich vor sich selber, und dann hat sie mich vergessen.“

Seite 578: „ ... Mir ist, als sollt' ich mit dem Messer dem siedenden Blute einen freien Ausweg machen ...“

Analogon: siehe vor allem Goethes >Werther<, der sich auch am liebsten das Messer ins Herz stoßen möchte, um dem „siedenden Blute“ einen Ausweg zu verschaffen.

Seite 598 und 599: „ ... hatten wir einen heftigen Sturm. Der Blitz zersplitterte den einen Mast und die Wogen donnerten und brausten fürchterlich. Wir alle kämpften mit der Furcht des Todes und dicke Nacht lag um uns her. Die Winde strichen pfeifend über das empörte einsame Meer hin, und beim Leuchten des Blitzes sahn wir den Aufruhr der Flut; das Geschrei der Matrosen dazwischen, das Wehklagen der Geängstigten - es waren

fürchterliche Stunden! Nie hab' ich mich so verlassen gefühlt und dem blinden Ohngefähr so gänzlich preisgegeben. Mit der Kälte der Verzweiflung erwartete ich riesengroße Wogen, die das Schiff verschlängen; krachende Blitze, die es zerschmetterten; den Orkan, der es auf eine Klippe schleuderte. Eine fremde, bis dahin unbekannte Gewalt, die Liebe zum Leben, der Instinkt alles Lebendigen stand in meiner Brust auf und beherrschte mich und mein Bewußtsein. Ich lernte zum ersten Mal die Furcht, die Angst vor dem Tode kennen; ich klammerte mich an den Mast so fest, als wenn ich das Schiff durch meine eigene Kraft über den Fluten emporhalten wollte. Ich wünschte nur zu leben, und vergaß jedes andere Glück und Elend der Erde; der Tod war mir jetzt ein gräßliches, riesenmäßiges Ungeheuer, das seine Hand kalt und unerbittlich nach mir ausstreckte; von allen Seiten hatten mich seine Wächter eingesperrt und das Entrinnen war unmöglich! Wie lieb gewann ich in diesen Augenblicken den Arm, der mich an den gefühllosen Mast kettete, wie sehr liebt ich mich selbst! - ...“

Kommentar: Goethe geriet während seiner Italienreise auf dem Mittelmeer in einen Sturm. Ludwig Tieck befuhr erst zwei Jahrzehnte später den Ärmelkanal.

Seite 630 und 631: „... ich durchsuche heute meine Brieftasche und finde noch ein altes, uraltes Blatt darin; es ist ein Gedicht, das ich einst auf Amaliens [richtig: Uranias] Geburtstag machte. Das Papier ist schon gelb und abgerieben, die Worte kaum noch zu lesen: darin lag ihre [Uranias] Silhouette, die ich im Garten in Bondly [richtig: im Schloßpark zu Homburg vor der Höh, dem tempée des Landgrafen] an einem schönen Nachmittage schnitt. Mein ganzes Herz hat sich bei dieser Entdeckung umgewandt. Alles Ehemalige, Längstverflossene und Längstvergessene kömmt mir zurück, ich sehe sie [Urania] vor mir stehn, ich höre die Bäume im Garten von Bondly [von Homburg vor der Höh] rauschen, die ganze Landschaft zaubert sich vor meine Augen hin. - Ich will Ihnen die Phantasie hiehersetzen, die mich so innig gerührt hat:

Erster Genius

Wo find' ich wohl den Bruder?
Schwärmt er im Regenbogen?
Schwebt er auf jener Wolke?
Bald müssen wir uns finden,
Die Sonne sinkt schon unter.

Zweiter Genius

Hier bring' ich Tau von Blumen,
Den Duft von jungen Rosen,
Und aus der Abendröte
Die kleinen goldnen Punkte;
Nun laß uns fürder eilen
Und holden Abendschimmer
Ihr auf die Wangen streuen,
Den Mund ihr röter färben,
Mit lichter Ätherbläue
Die sanften Augen tränken,
Und in die blonden¹⁹ Locken
Die goldnen Lichter streuen,
Die wir vom Regenbogen,
Vom Abendschein erbeutet.

Beide:

Wir schweben auf Blumen,
Wir tanzen auf Wolken
Vorüber dem Mond.
Es leuchten uns freundlich

¹⁹ Adelige trugen auch blonde – goldene – Perücken.

Zum nächtlichen Tanze
Die Stern' und der Mond.
Dann sammeln wir Blumen,
Dann suchen wir Kräuter,
Von uns nur gekannt,
Und kehren zum Schutze
Der glücklichsten Menschen
Vom andern zurück.

Der Dichter [Wolfgang Goethe]:
Schützende Genien, wenn ihr zu ihr flieget
Und die Schönste mit neuer Schönheit schmücket,
O so hört noch, höret die fromme Bitte:
Nehmet die Seufzer, nehmt die schönsten Tränen,
Tragt das treueste Herz als Gabe zu ihr,
Dann ach! wird sie meiner gewiß gedenken! -

Diese Verse sind schlecht und die ganze Idee ist gesucht, aber ich schrieb es damals mit der wärmsten Empfindung nieder; meine Spannung erlaubte mir es nicht, mich in die Schranken einer natürlichen und einfachen Empfindung zu halten. Jedes Wort dieses Gedichts bringt mir tausend süße und schmerzliche Erinnerungen zurück, die Vergangenheit zieht mir schadenfroh durch das Herz, noch schöner vielleicht, als sie damals war. -

Seid mir begrüßt, ihr frohen gold'nen Jahre,
Sosehr ihr auch mein Herz mit Wehmut füllt!
Ach! damals! damals! - immer strebt mein Geist zurück
In jenes schöne Land, das einst die Heimat war.
Das goldne, tiefgesenkte Abendrot,
Des Mondes zarter Schimmer, der Gesang
Der Nachtigallen, jede Schönheit gab
Mir freundlich stillen Gruß, es labte sich
Mein Geist an allen wechselnden Gestalten
Und sah im Spiegel frischer Phantasie
Die Schönheit schöner: Willig fand die Anmut
Zum Ungeheuren sich, und alles band sich stets
In reine Harmonie zusammen. - Doch
Entschwunden ist die Zeit, das eh'rne [eherne] Alter
Des Mannes trat in alle seine Rechte.
Mich kennt kein zartes, kindliches Gefühl,
Zerrissen alle Harmonie, das Chaos
Verwirrter Zweifel streckt sich vor mir aus.
(gekürzt)
Und in mir klopft ein ängstlich feiges Herz. -
Ihr alle richtet mich? verdammt mich alle?
Du selbst bist gegen dich? - O Tor, laß ja
Den Geist in dir, den frechen Dämon nie
Gebändigt werden! Laß das Schicksal zürnen,
Laß Lieb' und Freundschaft zu Verrätern werden,
Laß alles treulos von dir fallen: ha! was kümmern
Dich Luftgestalten? - sei dir selbst genug!“

Analogon: ein Lieblingswort Goethes für „Phantasieprodukte“ ist: Luftgestalten.

Seite 650: „ ... Ich weiß, daß mich ein unaufhörlicher, wunderbarer Traum umgab.
Mein Bewußtsein lag gleichsam fernab in mir verborgen, die äußere Natur schimmerte nur

dunkel in mich hinein, mein Auge starrte vorwärts und die Gegenstände veränderten sich dem stieren, angestregten Blicke. Zu allen meinen Empfindungen und Ideen führten gleichsam keine Tasten mehr, die sie anschlagen konnten, sondern eine unbekannte Hand fuhr über den Resonanzboden auf den gespannten Saiten umher und gab nur dunkle, verworrene und einsilbige Töne an. Wie in Bergwerken eine Leuchte oft hin und wider geht und das Licht an den Quarzwänden und dem nassen Gestein wundersam zurückschimmert, so erschien mir der Gang meiner Vorstellungen in mir selber.“

Kommentar: Wieder eine Beschreibung von Goethes halbwahnsinnigem Geisteszustand zur Zeit der Niederschrift des >William Lovell<.

Seite 651: „... Ich [Balder, alias Wolfgang Goethe] hatte schon einst vor langer Zeit meine Henriette [von Roussillon] begraben, ich hatte viel auf ihrem Grabe geweint, und hier [in Rom] fand ich sie [das Ebenbild Uranias] nun ganz wieder und sie hieß Leonore. - Ach, wie glücklich war ich, als sie mich wiederliebte, als sie meine Göttin ward.“

Seite 652: „... Recht! rief er [Balder, alias Goethe] mit großer Bitterkeit, das Leben würde kein Leben sein, wenn es nicht nach dieser tyrannischen Vorschrift geführt würde. Wir sind nur darum auf kleine armselige Augenblicke glücklich, um unser Unglück nachher desto schärfer zu fühlen. Es ist der alte Fluch, Glück muß mit Unglück wechseln, und eben darin besteht unser Leben und unser Elend.“

Interessante Auszüge aus dem >William Lovell<

Drittes Buch
1793 - 1794

William Lovell an Eduard Burton

[...]

Der fruchtbare und heitre Herbst²⁰ gibt den Gegenden hier [in Italien] eine eigentümliche Schönheit; die üppige Natur prangt mit allen ihren Schätzen; das frische Grün, der blaue Himmel, erquickten das Auge und die Seele. Ich habe schon Vall' ombrosa gesehn, die reizendste Einsamkeit, ich bin oft oben auf Fiesola, und gehe über die Gebirge hinweg und zur lachenden Stadt hernieder; ich besuche die anmutigen Haine, oder ich durchwandle die Tempel und ergötze mich an den Denkmälern alter Kunst. Täglich fühl ich mich entzückt, alles ist mir schon bekannt und der Reiz des Fremdartigen verbindet sich mit dem Gefühl des Heimischen.

Aber was ist es, (o könntest Du es mir erklären!) daß ein Genuß nie unser Herz ganz ausfüllt? - Welche unnennbare, wehmütige Sehnsucht ist es, die mich zu neuen ungekannten Freuden drängt? - Im vollen Gefühle meines Glücks, auf der höchsten Stufe meiner Begeisterung ergreift mich kalt und gewaltsam eine Nüchternheit, eine dunkle Ahndung - wie soll ich es Dir beschreiben? - wie ein feuchter nüchterner Morgenwind auf der Spitze des Berges nach einer durchwachten Nacht, wie das Auffahren aus einem schönen Traume in einem engen trüben Zimmer. - Ehedem glaubt ich, dieses beklemmende Gefühl sei Sehnsucht nach Liebe, Drang der Seele, sich in Gegenliebe zu verjüngen - aber es ist nicht das, auch neben Amalien quälte mich diese tyrannische Empfindung, die, wenn sie Herrscherin in meiner Seele würde, mich in einer ewigen Herzensleerheit von Pol zu Pol²¹ jagen könnte. Ein solches Wesen müßte das elendeste unter Gottes Himmel sein: jede Freude flieht heimtückisch zurück, indem er darnach greift, er steht, wie ein vom Schicksale verhöhnter Tantalus in der Natur da, wie Ixion wird er in einem unaufhörlichen martervollen Wirbel herumgejagt: auf einen solchen kann man den orientalischen Ausdruck anwenden, daß er vom bösen Feinde verfolgt wird. - Man fühlt sich gewissermaßen in eine

²⁰ Goethe kam im Herbst 1786 in Italien an.

²¹ Analogon in den >Nachtwachen<, Seite /13/: „Da fliegt der Geist von Pol zu Pol, glaubt das ganze Universum zu überflügeln und wenn er zuletzt zur Sprache kommt - so ist es kindisch Wort und die Hand zerreißt rasch das Papier.“

solche Lage versetzt, wenn man seiner Phantasie erlaubt, zu weit auszuschweifen, wenn man alle Regionen der schwärmenden Begeisterung durchfliegt - wir geraten endlich in ein Gebiet so exzentrischer Gefühle - indem wir gleichsam an die letzte Grenze alles Empfindbaren gekommen sind, und die Phantasie sich durch hundertmalige Exaltationen erschöpft hat - daß die Seele endlich ermüdet zurückfällt: alles umher erscheint uns nun in einer schalen Trübheit, unsre schönsten Hoffnungen und Wünsche stehn da, von einem Nebel dunkel und verworren gemacht, wir suchen mißvergnügt den Rückweg nach jenen Extremen, aber die Bahn ist zugefallen, und so befällt uns endlich jene Leerheit der Seele, jene dumpfe Trägheit, die alle Federn unsers Wesens lahm macht. Man hüte sich daher vor jener Trunkenheit des Geistes, die uns zu lange von der Erde entrückt; wir kommen endlich als Fremdlinge wieder herab, die sich in eine unbekannte Welt versetzt glauben, und die doch die Schwingkraft verloren haben, sich wieder über die Wolken hinauszuheben. Auch bei den poetischen Genüssen scheint mir eine gewisse Häuslichkeit notwendig; man muß nicht verschwenden, um nachher nicht zu darben - sonderbar! daß ich alles dies vor wenigen Monaten von Mortimer schon hörte und es doch damals nicht glauben wollte! Seit ich es aber selbst erfunden zu haben glaube, bin ich vollkommen davon überzeugt. - Ist dies nicht ein ziemlich kleinlicher Eigensinn?

Doch ich vermeide itzt jene hohen Spannungen der Einbildungskraft, und sie sind auch nicht immer die Ursache, die jenes niederschlagende Gefühl in mir erzeugen, das mich zuweilen wider meinen Willen verfolgt²². Keiner, als Du Eduard, kennt so gut den seltsamen Hang meiner Seele, bei fröhlichen Gegenständen irgendeinen traurigen, melancholischen Zug aufzusuchen und ihn unvermerkt in das lachende Gemälde zu schieben; dies würzt die Wollust durch den Kontrast noch feiner, die Freude wird gemildert, aber ihre Wärme durchdringt uns um so inniger; es sind die Ruinen, die der Maler in seine muntre Landschaft wirft, um den Effekt zu erhöhen. Dieser Art von feinstem Epikureismus habe ich manche Stunden zu danken, die zu den schönsten meines Lebens gehören - aber itzt gewinnen die traurigen Vorstellungen zuweilen so sehr die Übermacht in meiner Seele, daß sich ein düsterer Flor über alle andere Gegenstände verbreitet. Die Reise von Lyon durch Frankreich war die reizendste; allenthalben frohe und singende Winzer, die ihre Schätze einsammelten - aber viele Meilen beschäftigte meine Phantasie ein weinender Bettler, den ich am Wege hatte sitzen sehn und dem ich im schnellen Vorüberfahren nichts hatte geben können. Mit welchen Gefühlen muß er den Frohsinn seiner glücklichen Brüder angesehen haben, da er gerade sein Elend so tief empfand! Mit welchem Herzen muß er dem schnell dahinrollenden Wagen nachgeseufzt haben! - Dann so manche kleine Szenen der Feindschaft und Verfolgung, einer kläglichen Eitelkeit, in der so viele Menschen den kleinen Winkel, in dem sie vegetieren, für den Mittelpunkt der Welt halten - ach, hundert so unbedeutende Sachen, die den meisten Reisenden gar nicht in die Augen fallen, haben mir in sehr vielen Stunden meine frohe Laune geraubt.

Wohl mag dies übertriebne Reizbarkeit sein, die Abspannung notwendig macht und wohl in Hypochondrie ausarten kann. So quälte mich in manchen Stunden auf der Reise eine andre seltsame Vorstellung. Es war mir nämlich oft, als hätte ich eine Gegend oder eine Stadt schon einmal und zwar mit ganz anderen Empfindungen und unter ganz verschiedenen Umständen gesehn; ich überließ mich dann dieser wunderlichen Träumerei und suchte die Erinnerungen deutlicher und haltbarer zu machen und mir jene Gefühle zurückzurufen, die ich ehemals in denselben Gegenden gehabt hatte. - Oft wehte mich wohl auch aus einem stillen Walde, oder aus einem Tale herauf das schreckliche Gefühl an: „daß ich eben hier wieder wandeln würde, aber elend und von der ganzen Welt verlassen,

²² Analogon in den >Nachtwachen, Seite /14/: „Ein rein Toller, wie ich, findet unter solchen Umständen kein Unterkommen. Ich gehe deshalb auch nur jetzt bloß noch um die Poesie herum, das heißt, ich bin ein Humorist geworden, wozu ich als Nachtwächter die meiste Muße habe. Meinen Beruf zum Humoristen müßte ich hier freilich wohl zuvor erst dartun, allein /15/ ich lasse mich nicht darauf ein, weil man es überhaupt jetzt mit dem Berufe selbst so genau nicht nimmt, und sich dagegen mit dem Rufe allein begnügt. Gibt es doch auch Dichter ohne Beruf, durch den bloßen Ruf - und somit ziehe ich mich aus dem Handel.“

das Abendrot würde über die Berge ziehn, ohne daß ich auf die Umarmung eines Freundes hoffen dürfte – das Morgenrot würde wieder aufdämmern, ohne daß meine Tränen getrocknet würden.²³ Ich betrachtete dann die Gegend genauer, um sie in diesem unglücklichen Zustande wiederzuerkennen und oft trat mir unwillkürlich eine Zähre ins Auge. -

Aber wie komme ich zu diesen Vorstellungen? Du hast recht, die Melancholie ist ein ansteckendes Übel und ich glaube, daß sie bei mir nur eine fremdartige Krankheit sei, die mir Balder mitgeteilt hat. Er macht mich itzt sehr besorgt, denn er ist verschlossener und trauriger als je; zuweilen begegne ich einem seiner verirrtten Blicke und ich erschrecke vor ihm. Ich habe schon einigemal in ihn gedrungen, mir deutlicher von der Ursache seines tiefen Grams zu sprechen, aber vergebens. Sollte die Freundschaft keinen Trost für seine Leiden haben? -

Lebe wohl, Du erhältst meinen nächsten Brief aus Rom. -

10

William Lovell an Eduard Burton
Rom.

Der italienische Winter kündigt sich schon durch häufige Regenschauer an. Ich verspare auf unser Wiedersehn alle meine Bemerkungen über die Kunstschatze und verweise Dich auf mein Tagebuch hierüber²⁴. Wie will ich mich freuen, wenn ich alle meine Papiere vor Dir in dem geliebten Bondly ausbreiten kann, und Du mich belehrst, und ich mit Dir streite. Ich will Dir lieber dafür von meinem Umgange und meinen Freunden erzählen. Rosa interessiert mich mit jedem Tage mehr; ohne daß er es selbst will, macht er mich auf manche Lücken in meinem Wesen aufmerksam, auf so viele Dinge, über die ich bisher nie nachgedacht habe und die doch vielleicht des Denkens am würdigsten sind, aber mein Verstand hatte sich bis itzt nie über eine gewisse Grenze hinausgewagt. Rosa ermuntert mich, meine Schüchternheit fahrenzulassen, und er selber ist mein Steuermann in manchen dunkeln Regionen. Balder zieht sich oft ganz von uns zurück, er träumt gern für sich in der Einsamkeit, meine Besorgnis für ihn nimmt mit jedem Tage zu, denn er ist sich oft selbst nicht ähnlich. Neulich war das Wetter schöner, als es gewöhnlich um diese Jahreszeit zu sein pflegt, wir gingen im Felde spazieren und ich suchte ihn auf die Schönheiten der Natur aufmerksam zu machen, aber er brütete düster in sich selber gekehrt. – „Worüber denkst du“, fragte ich ihn dringend; „du bist seit einiger Zeit verschlossen, du hast Geheimnisse vor deinem Freunde, gegen den du sonst immer so offenherzig warst. - Was fehlt dir?“

„Nichts“, antwortete er kalt und ging in seinem Tiefsinne weiter.

„Sieh die reizende Schöpfung umher“, redete ich ihn wieder an, „sieh wie sich die ganze Natur freut und glücklich ist!“

Balder: „Und alles stirbt und verwest; - vergissest du, daß wir über Leichen von Millionen mannigfaltiger Geschöpfe gehn - daß die Pracht der Natur ihren Stoff aus dem Moder nimmt - daß sie nichts als eine verkleidete Verwesung ist?“²⁵

„Du hast eine schreckliche Fähigkeit, allenthalben unter den lachendsten Farben ein

²³ Offensichtlich ein Zitat. Welcher Dichter und welches Werk hier zitiert wird, ist mir unbekannt.

²⁴ Wiederum wie in der Realität: Goethe schrieb für Charlotte von Stein eine Tagebuch seiner Reise von Karlsbad bis Rom.

²⁵ Siehe >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<, VIII. Nachtwache: „Der Totenkopf fehlt nie hinter der liebäugelnden Larve und das Leben ist nur das Schellenkleid, das das Nichts umhängt hat, um damit zu klingeln und es zuletzt grimmig zu zerreißen und von sich zu schleudern. Es ist Alles Nichts und würgt sich selbst auf und schlingt sich gierig hinunter und eben dieses Selbstverschlingen ist die tückische Spiegelfechterei als gäbe es Etwas, da doch, wenn das Würgen einmal inne halten wollte, eben das Nichts recht deutlich zur Erscheinung käme, daß sie davor erschrecken müßten; Thoren verstehen unter diesem Innehalten die Ewigkeit, es ist aber das eigentliche Nichts und der absolute Tod, da das Leben im Gegenteile nur durch ein fortlaufendes Sterben entsteht.“

trübes Bild zu finden.“

„Freude und Lachen?“, fuhr er auf, „was sind sie? Dies Grauen vor der Schönheit, ja vor mir selbst ist es, was mich verfolgt; vertilge dies in mir und ich werde dich und die übrigen Menschen nicht mehr abgeschmackt finden.“

„Warum aber“, fuhr ich fort, „willst du diese Art die Dinge zu sehn, die doch wahrlich nur eine Verwöhnung und kranke Willkür ist, nicht wieder fahrenlassen, und mit frohem Mut die wahre Gestalt der Welt wieder suchen?“

„Um so zu sehn, wie du siehst“, antwortete er; „ist aber dieser Anblick der wahre? Wer von uns hat recht? Oder werden wir alle getäuscht?“

„Mag es sein, aber so laß uns doch wenigstens den Betrug für wahr anerkennen, der uns glücklich macht.“

Balder: „Deine Täuschung macht mich nicht glücklich, die Farben sind für mich verbleicht, das verhüllende Gewand von der Natur abgefallen, ich sehe das weiße Gerippe in seiner fürchterlichen Nacktheit. - Was nennst du Freude, was nennst du Genuß? - Könnten wir der Natur ihre Verkleidung wieder abreißen - o wir würden weinen, wir würden ein Entsetzen finden, statt Freude und Lust.“

„Und warum? - Mögen wir doch zwischen Rätsel und Unbegreiflichkeiten einhergehn, ich will die frohe Empfindung meines Daseins genießen, dann wieder verschwinden, wie ich entstand - genug, im Leben liegt meine Freude. - Deine Gedanken können dich zum Wahnsinn führen.“

Balder: „Vielleicht.“

„Vielleicht? - Und das sagst du mit dieser schrecklichen Kälte?“

Balder: „Warum nicht? - Der Mensch und sein Wesen sind mir in sich selbst so unbegreiflich, daß mir jene Zufälligkeiten, unter welchen er so, oder anders erscheint, sehr gleichgültig sind.“

„Gleichgültig? - Du bist mir fürchterlich, Balder.“

Balder: „Dieses Gedankens wegen? - Es ist immer noch die Frage, ob ich beim Wahnsinne gewinnen oder verlieren würde.“

„Diese dumpfe Unempfindlichkeit, jenes Dasein, das unter der Existenz des Wurmes steht, diese wilde Zwittergattung zwischen Leben und Nichtsein wirst du doch für kein Glück ausgeben wollen?“

Balder: „Wenn du dich glücklich fühlst, warum soll es der Wahnsinnige nicht sein dürfen? - Er empfindet ebensowenig die Leiden der Natur, sein Sinn ist ebenso für das, was mich betrübt, verschlossen, als der deinige; warum soll er elend sein? - und sein Verstand -“

„Und dieses göttliche Kennzeichen des Menschen ist in ihm ausgelöscht? - Oder findest du auch in der Sinnlosigkeit eine Wollust?“

Balder: „Seine Vernunft! - O William, was nennen wir Vernunft? - Schon viele wurden wahnsinnig, weil sie ihre Vernunft anbeteten und sich unermüdet ihren Forschungen überließen. Unsre Vernunft, die vom Himmel stammt, darf nur auf der Erde wandeln; noch keinem ist es gelungen, über Ewigkeit, Gott und Bestimmung der Welt eine feste Wahrheit aufzufinden, wir irren in einem großen Gefängnisse umher, wir winseln nach Freiheit und schreien nach Tageslicht, unsre Hand klopft an hundert eiserne Tore, aber alle sind verschlossen und ein hohler Widerhall antwortet uns. - Wie wenn nun der, den wir wahnsinnig nennen ...“

„Ich verstehe dich, Balder: weil unsre Vernunft nicht das Unmögliche erschwingen kann, so sollen wir sie geringschätzen und ganz aufgeben dürfen.“

Balder: „Nein, William, du verstehst mich nicht. - Statt einer weitläufigen Auseinandersetzung meiner Meinung will ich dir eine kurze Geschichte erzählen. - Ich hatte einen Freund in Deutschland, einen Offizier, einen Mann von gesetztem Jahren und kaltblütigem Temperamente; er hatte nie viel gelesen oder viel gedacht, sondern hatte vierzig Jahre so verlebt, wie sie die meisten Menschen verleben; die wenigen Bücher, die er kannte, hatten seinen Verstand gerade so weit ausgebildet, daß er eine große Abneigung gegen jede Art des Aberglaubens hatte; er sprach oft mit Hitze gegen die Gespensterfurcht und andre ähnliche Schwachheiten des Menschen. Diese Aufklärungssucht ward nach und nach sein herrschender Fehler, und seine Kameraden, die ihn von dieser Seite kannten, neckten ihn oft mit einem verstellten Wunderglauben, und so entstanden häufig hitzige und

hartnäckige Streitigkeiten; in diesen zeichnete sich gewöhnlich ein Herr von Friedheim durch seinen Widerspruch am meisten aus; er war ein Freund von Wildberg (so hieß der andre Offizier), aber er suchte ihm auf diese Art seinen lächerlichen Fehler am auffallendsten zu machen. Ein Fall, der oft bei Disputen eintritt, die gewöhnlich mit einem Gelächter endigen, ereignete sich auch hier. Friedheim sagte einst nach vielen Debatten, und wenn seinem Freunde auch kein anderer Geist erschiene, so wünsche er selbst bald zu sterben, um bei ihm die Rolle eines Gespenstes zu spielen. Das Gelächter ward allgemein und der Streit in eben dem Augenblicke hitziger und empfindlicher. Wildberg fühlte sich bald aufs heftigste beleidigt, Friedheim war zornig geworden, die Gesellschaft trennte sich, und Friedheim ward von dem erhitzten Wildberg gefordert. - Die Sache ward sehr in der Stille getrieben, ich war der Sekundant Wildbergs, ein anderer Freund begleitete seinen Gegner, wir taten alles, um eine Aussöhnung zu bewirken, aber die beleidigte Ehre machte unsre Versuche vergebens. Der Platz ward ausgemessen, die Pistolen geladen, Friedheim fehlte, Wildberg schoß, Friedheim fiel nieder, eine Kugel durch den Kopf hatte ihm das Leben geraubt. - Mehrere günstige Umstände trafen zusammen, so daß der Vorfall halb verheimlicht blieb; Wildberg hatte nicht nötig zu entfliehen. - Alle seine Freunde waren über die glückliche Wendung seines Schicksals vergnügt, nur er selber versank in eine tiefe Melancholie. Alle schoben dies natürlich auf den Tod seines Freundes, den er selber auf eine gewaltsame Art verursacht hatte; da sich aber sein Gram nicht wieder zerstreute, da jeder Versuch, ihn wieder fröhlich zu machen, vergeblich war, da er endlich manche unverständliche Winke fallenließ, so drang man in ihn, die Ursache seines Tiefsinns zu entdecken. Itzt gestand er nun, erst einem, dann mehreren, daß sein Freund Friedheim allerdings Wort halte, ihn nach seinem Tode zu besuchen; er komme zwar nicht selbst, aber in jeder Mitternacht rolle ein Totenkopf, von einer Kugel durchbohrt, durch die Mitte seines Schlafzimmers, stehe vor seinem Bette stille, als wenn er ihn mahnend mit den leeren Augenhöhlen ansehen wolle, und verschwinde dann wieder; diese schreckliche Erscheinung raube ihm den Schlaf und die Munterkeit, er könne seitdem keinen frohen Gedanken fassen. - Von den meisten ward diese Erzählung für eine unglückliche Phantasie, von wenigen nur, und gerade von den einfältigsten, für Wahrheit gehalten. - Wildbergs Krankheit aber nahm indessen zu; er fing itzt an, häufiger und öffentlicher seine Vision zu erzählen, er bestritt den Aberglauben nicht mehr, sondern ließ sich im Gegenteile gern von Gespenstern vorsprechen, und so kam es bald dahin, daß man ihm den Namen eines Geistersehers beilegte und ihn für einen sonst ziemlich vernünftigen Mann hielt, der nur eine unglückliche Verrückung habe. - Wildberg bat itzt zuweilen einige seiner Freunde zu sich, um in der Nacht mit ihm zu wachen, weil seine Angst und sein Schauer bei jeder Erscheinung höher stieg; auch ich leistete ihm einigemal Gesellschaft.

Gegen Mitternacht ward er jedesmal unruhig - wenn es zwölf schlug, fuhr er auf und rief: ‚Horch! itzt rasselt es an der Tür!‘ - Wir hörten nichts. - Dann richtete Wildberg seine Augen starr auf den Boden: ‚Sieh‘, sprach er leise, ‚wie er zu mir heranschleicht! O vergib, vergib mir, mein lieber Freund, ängstige mich nicht öfter, ich habe genug gelitten.‘ - Nachher ward er ruhiger und sagte uns, der Kopf sei verschwunden; wir hatten nichts gesehn. - Es ward allen seinen Freunden stets wahrscheinlicher, daß alles dies nichts weiter, als eine unglückliche hypochondrische Einbildung sei, heftige Reue über den Tod seines Freundes, die in eine Art von Wahnsinn ausgeartet sei; wir suchten ein Mittel, ihn von der Nichtigkeit seiner Vorstellung zu überführen und ihm so seine Ruhe wiederzugeben. Viele Hypochondristen sind schon dadurch geheilt, daß man ihre Einbildung ihnen wirklich dargestellt und sie nachher auf irgendeine Art vom Betrüge unterrichtet hat; auf eben diese Art beschlossen wir, sollte Wildberg geheilt werden. - Wir verschafften uns also einen Totenkopf, durch dessen Stirn wir ein Loch bohrten, wo den unglücklichen Friedheim die Kugel seines Freundes getroffen hatte, wir befestigten ihn an einen Faden, um ihn in der Mitternacht durch das Zimmer zu schleifen, Wildberg dann zu beobachten und ihn nachher zu unterrichten, wie er von uns hintergangen sei. - Wir versprachen uns von diesem Betrüge die glücklichste Wirkung; alle Anstalten waren getroffen und wir erwarteten mit Ungeduld den Augenblick, in welchem es vom Kirchturme zwölf Uhr schlagen würde. Itzt verhalte der letzte Schlag und Wildberg rief wieder: ‚Horch! da rasselt er an der Tür!‘ In eben dem Augenblicke ward von einem in der Gesellschaft unser Totenkopf hineingezogen,

und bis in die Mitte des Zimmers geschleift. Wildberg hatte bis itzt die Augen geschlossen, er schlug sie auf, und bleich, zitternd, und fast in ein Gespenst verwandelt sprang er aus dem Bette; mit einem entsetzlichen Tone rief er aus: ‚Heiliger Gott, zwei Totenköpfe! Was wollt ihr von mir?‘ „

Balder hielt hier inne. - Ich muß gestehn, der unerwartete Schluß der Erzählung hatte mich frappiert, und beschäftigte itzt meine Phantasie; ich war nur noch begierig, welche Anwendung er daraus auf seine vorigen Gedanken ziehen wollte; nach einigem Stillschweigen fuhr er fort: „Jeder Denker, der über jene großen Gegenstände forschen will, die ihm am wichtigsten sind, über Unsterblichkeit, Gott und Ewigkeit, über Geister und den Stoff und Endzweck der Welt, fühlt sich wie mit eisernen Banden von seinem Ziele zurückgerissen, die menschliche Seele zittert scheu vor der schwarzen Tafel zurück, auf der die ewigen Wahrheiten darüber geschrieben stehn. Wenn die Vernunft alle ihre Kräfte aufbietet, so fühlt sie endlich, wie sie fürchterlich auf einer schmalen Spitze schwankt und im Begriffe ist, in das Gebiet des Wahnsinns zu stürzen. Um sich zu retten, wirft sich der erschrockene Mensch wieder zur Erde - aber wenige haben den raschen frechen Schritt vorwärts getan, mit einem lauten Klang zerspringen die Ketten hinter ihnen, sie stürzen unaufhaltsam vorwärts, sie sind dem Blicke der Sterblichen entrückt. Das Geisterreich tut sich ihnen auf, sie durchschauen die geheimen Gesetze der Natur, ihr Sinn faßt das Ungedachte, in flammenden Ozeanen wühlt ihr nimmermüder Geist - sie stehn jenseit der sterblichen Natur, sie sind im Menschengeschlechte untergegangen - sie sind der Gottheit näher gerückt, sie vergessen der Rückkehr zur Erde - und der verschlossene Sinn brandmarkt mit kühner Willkür ihre Weisheit Wahnsinn, ihre Entzückung Raserei!“

Balder sahe mich hier mit einem verwegenen Blicke an. - Er fuhr fort: „Mein Freund Wildberg sah, trotz aller Täuschung, etwas, was wir nicht sahen - können wir wissen, was jene erblicken? Die Geschichte ist wahr, aber wäre sie auch nichts als ein guterfundenes Märchen, so würde sie mir doch sehr wert sein, da sie für mich einen so tiefen Sinn enthält.“

„Und wo steht denn“, fragte ich, „bei dir die Grenze zwischen Wahrheit und Irrtum?“ -

„Laß das“, indem er abbrach, „ich bin heut wider meinen Willen ein Schwätzer gewesen; da wir aber einmal davon sprachen, wollt ich dir diese seltsame Idee nicht zurückhalten.“

Wir gingen itzt wieder zur Stadt zurück und Balder war wieder tief in sich gekehrt.

Ich habe Dir, mein Eduard, dies Gespräch, so gut ich konnte, niedergeschrieben, Du kannst daraus die wunderbare Wendung kennenlernen, die der Geist meines Freundes genommen hat. - Ich will itzt schließen. Lebe wohl. -

Und doch, lieber Freund, ergreif ich die Feder noch einmal, um Dir einen Vorfall zu melden, der seltsam genug ist, so geringfügig er auch sein mag. Vielleicht daß mich heut das oben niedergeschriebene Gespräch sonderbar gestimmt hat, oder daß es eine Schwachheit ist, weil ich seit einigen Nächten fast nicht geschlafen habe, genug, ich will Dir die Sache erzählen, wie sie ist, Du wirst über Deinen Freund lächeln - aber, was ist es denn mehr? der Fall wird noch oft vorkommen. - Damit Du mich aber ganz verstehst, muß ich etwas weit ausholen.

Mein Vater hat eine kleine Gemäldesammlung, die nur sehr wenige historische Stücke und Landschaften enthält, sondern meistens aus Porträten seiner Verwandten, oder andern, ihm merkwürdigen Personen besteht. Ich ging als Knabe nie gern in dieses Zimmer, weil mir immer war, als wenn die Menge von fremden Gesichtern mit einem Male lebendig würde: vorzüglich aber fiel mir ein Bild darunter stets auf eine unangenehme Art auf. Der Kamin des Zimmers ist in einem Winkel angebracht, wo ein starker Schatten fiel und ein Gemälde, das darüber hing, fast ganz verdunkelte. Es war ein Kopf, Eduard, ich weiß nicht, wie ich ihn Dir beschreiben soll - ich möchte sagen, mit eisernen Zügen. Ein Mann von einigen vierzig Jahren, blaß und hager, sein Auge vorwärts stierend, indem das eine in einer kleinen Richtung nach dem andern schielt, ein Mund, der zu lächeln scheint, der aber, wenn man ihn genauer betrachtet, soeben die Zähne fletschen will; - eine beständige Dämmerung schwebte um dieses Gemälde und ein heimliches Grauen befiel mich, sooft ich es betrachtete, und doch heftete sich mein Blick jedesmal unwillkürlich

darauf, sooft ich durch dies Zimmer ging, daher hat meine Phantasie bis itzt dies Bild so treu und fest aufbewahrt. Ich habe auch nie jene kindische Furcht vor diesem Kopfe ganz ablegen können: mein Vater sagte mir, es wäre kein Porträt, sondern die Idee eines sehr geschickten Malers.

Ich hatte den Brief an Dich geendigt; ich gehe durch die Stadt, die Sonne war schon untergegangen und ein roter Dämmerchein flimmerte nur noch um die Dächer und auf den freien Plätzen. So will ich mich nach Hause wenden, eile vor den einsamen Weinbergen und dem alten Tempel des heiligen Theodor vorüber, gehe dann weiter nach dem Bogen des Janus, um in die belebte Stadt zurückzukehren, als ich hinter der Mauer ein Wesen auf mich zuwanken sehe; als es etwas mehr auf mich zukam, zweifelte ich, ob es ein Mensch sei, ich hielt es für einen Geist, so alt, zerfallen, bleich und unkenntlich schlich es einher - itzt stand es mir gegenüber und - - Eduard, Du errätst es vielleicht - es war jenes grauenhafte Bild meines Vaters! - Alle Gefühle meiner frühesten Kindheit kamen mir plötzlich zurück, ich glaubte in Ohnmacht zu sinken. - Es war ganz derselbe, nur itzt um dreißig Jahre älter, aber alle jene schrecklichen Grundlinien, jenes unerklärliche Furchtbare, jenes verdammnisvolle Schreckliche. - Er hatte mein Erschrecken bemerkt - er sah mich an - und lächelte - und ging fort! - Eduard, ich kann keine Worte finden, Dir diesen Blick und dieses Lächeln zu beschreiben. Mir war's, als stände mein böser Engel in sichtbarlicher Gestalt vor mir, als hört ich in diesem Augenblicke alle glücklichen Blätter aus dem Buche meines Lebens reißen, wie ein Prolog zu einem langen unglückseligen Lebenslauf fiel dieser Blick, dieses Lächeln auf mich - o Eduard, es hat mich erschüttert, darum verzeih mir, wenn ich zu ernsthaft davon spreche. Wer mag es sein? frag ich mich itzt unaufhörlich - und wie hat mein Vater ein ihm so ähnliches Bild erhalten? -

16

William Lovell an Rosa
Tivoli.

Sie haben recht, Rosa, ich fange erst itzt an, Sie zu verstehn, Was mir seit unsrer Bekanntschaft dunkel und rätselhaft war, tritt nun wie aus einem Nebel allgemach hervor; die Täler, die zwischen den Bergen liegen, werden sichtbar, mein Blick umfängt die ganze Landschaft. - Ihr Geist zieht den meinigen zu sich hinüber; eben da, wo ich mich einst mit einer zu jugendlichen Voreiligkeit (ich darf es Ihnen nun wohl gestehn) über Ihnen erhaben fühlte, seh ich mich itzt um so mehr gedemütigt.

Was machen Sie und Balder in Neapel? Seit Ihrer Abreise fühl ich mich hier einsam und verlassen; es scheint, als wenn mir stets ein Freund zur Unterstützung notwendig wäre. Kommen Sie bald zurück! Aber dennoch hab ich Ihnen, nur Ihnen allein jene Selbstständigkeit zu danken, die mir noch vor kurzem so fremd war. Sie haben mich aus jenen Wesen hervorgehoben, die in einer bejammernswürdigen Feigheit ihr Leben nicht zu genießen wagen, die sich von unaufhörlichen Zweifeln tyrannisieren lassen und wie Tantalus mitten im Überflusse schmachten; oder die sich von den Schätzen der lebendigen Natur mit Verachtung hinwegwenden, um eine dürre Klippe zu besteigen, wo sie sich dem Himmel näher dünken. Aber dort oben stehn sie verlassen; Felsenwände, die kein sterblicher Arm hinwegrücken wird, begrenzen ihre Aussicht; - um den Göttern ähnlich zu werden, sterben sie, ohne gelebt zu haben. - Nein, Rosa, hinweg mit diesem trostlosen Stolze! - Ich begnüge mich mit der Empfindung, ein Mensch zu sein; rasch entflieht das Leben, wehe dem, der vom irdischen Schlafe erwacht, ohne angenehm geträumt zu haben, denn wüste und dunkel ist die Zukunft.

Seit ich an diesem Glauben hange, lacht mir der Himmel freundlicher, jede Blume duftet mir süßer, jeder Ton klingt melodischer; die ganze Welt betrachte ich als mein Eigentum, jede Schönheit gehört mir, indem ich sie verstehe. So muß der freie Mensch durch die Natur wandeln, ein König der Schöpfung, das edelste geschaffene Wesen, indem er am edelsten zu genießen weiß. - Ich höre auf, nach Weisheit zu ringen, der sich kein Sterblicher nähern kann - warum läßt Sisyphus seinen boshafte Stein nicht endlich liegen? Warum werden die Danaiden ihrer unglückseligen Arbeit nicht überdrüssig? - Warum schaffen sich Tausende aus dieser schönen Welt freiwillig eine Hölle? -

Gönnen Sie mir diesen poetischen Enthusiasmus, denn in einer schönen Stunde

schreibe ich Ihnen, in dem Garten, der schon oft die Szene unsrer Freuden war. Die Luft ist durch ein Gewitter abgekühlt, und die schwarzen Wolken ziehn itzt hinweg, ein schmaler Strahl bricht aus der Dunkelheit hervor und wirft einen roten Streif über die grüne Wiese, golden stehn die Spitzen der Hügel da, wie elysäische Inseln in einem trüben Ozean, in der Ferne wandelt ein Regenbogen durch den grünen Wald, die Natur ist wieder frisch, die Wiesen duften; nur Ihre Freundschaft fehlt dem glücklichen Lovell.

17

Rosa an William Lovell
Neapel.

Seitdem ich Ihren Brief erhalten habe, tut es mir mehr leid als je, daß ich mit dem melancholischen Balder hiehergereist bin; ich werde so schnell als möglich zurückkommen. Er wird mit jedem Tage finsterner und verschlossener, eine seltsame Art von Schwärmerei scheint seinen Geist in einer unaufhörlichen Spannung zu erhalten. Sie werden wissen, daß bei ihm die gewöhnlichen Zerstreuungen und Freuden des Lebens übel angebracht sind, sie dienen nur, seiner Laune einen noch finstern Anstrich zu geben. - Ist es nicht kindisch, sich selbst und der ganzen Natur deswegen zu fluchen, weil nicht alles so ist, wie wir es mit unsern beschränkten Sinnen fordern? - Aber ich kenne auch die Reize, die diese Schwärmerei uns anfangs gewährt, wir ahnden eine Vertraulichkeit mit Geistern, die uns entzückt, die Seele badet sich im reinsten Glanze des Äthers und vergißt zur Erde zurückzukehren; aber die Kraft, die die Welt nach dem innern Bilde der erhitzten Phantasie umwandelt, stirbt bald, die Sinnlichkeit, (denn was ist ein solcher Zustand anders) ist auf einen so hohen Grad exaltiert, daß sie die wirkliche Welt leer und nüchtern findet; je weniger Nahrung sie von außen erhält, je mehr erglüht sie in sich selbst; sie erschafft sich neue Welten und läßt sie wieder untergehn: bis endlich der zu sehr gespannte Bogen bricht und eine völlige Schlawheit den Geist lähmt und uns für alle Freuden unempfindlich macht; alles verdorrt, ein ewiger Winter umgibt uns.

Welche Gottheit soll dann den Frühling zurückbringen? - Wohl Ihnen, daß Sie diesem Zustande entflohen sind! - Sie wissen es itzt, welche Forderungen Sie an das Leben zu machen haben. Der Schwärmer kennt sich selbst und seine dunkeln Wünsche nicht, er verlangt Genüsse aus einer fremden Welt, Gefühle, für die er keine Sinne hat, Sonne und Mond sind ihm zu irdisch: - wir, William, wollen hier unten bleiben, nicht nach Wolken und Nebeldünsten haschen, Mond und Sterne hoch über uns sollen uns nicht kümmern - und so rasch mit dem Wagen ins Leben hinein, fort über die Berge und durch die Täler mit den unermüdeten Rossen²⁶, bis wir endlich angehalten werden und aussteigen müssen. -

²⁶ Ein wirklich eindeutiges und durchschlagendes Beispiel für ein mehrmals von Goethe verwendetes Gleichnis, ist das von den wilden Pferden, die des Schicksals Wagen vorantreiben. Goethe verglich sein Schicksal, seinen Schicksalswagen, mit einer Quadriga, einem von vier Pferden gezogenen antiken Rennwagen.

1. Stelle: In einem Brief an Herder schrieb der junge Goethe (WA IV.2, Brief Nr. 88, Zeit: ca Mitte Juli 1772): „ ... *Wenn du kühn im Wagen stehst, und vier neue [gemeint ist: frische] Pferde wild unordentlich sich an deinen Zügeln bäumen, du ihre Kraft lenkst, den austretenden herbei, den aufbäumenden hinabpeitschest, und jagst und lenkst, und wendest, peitschest, hältst, und wieder ausjagst, bis alle sechzehn Füße in einem Takt ans Ziel tragen - das ist Meisterschaft, Virtuosität ...*“

2. Stelle: Am Ende des IV. Buches von >Dichtung und Wahrheit< schrieb Goethe: „ ... *Kind, Kind! nicht weiter! Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht, gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch, und uns bleibt nichts als, mutig gefaßt, die Zügel festzuhalten, und bald rechts, bald links, vom Steine hier, vom Sturze da, die Räder wegzulenken. Wohin es geht, wer weiß es? ...*“

3. Stelle: In einem Brief an den Sohn Ludwig Tieck schrieb Goethe (siehe mein Buch >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck<, Seite 37): „ ... die große Schranke fiel donnernd ein, vor mir eine große wüste Ebene, *die Zügel entfielen meiner Hand, die Rosse rissen den Wagen unaufhaltsam mit sich ...*“

Bald bin ich wieder in Rom; leben Sie wohl. Rosa.

18

Balder an William Lovell
Neapel.

Ich versprach mir manche Freuden von dieser Reise und itzt bin ich verdrüßlich, daß ich Rom verlassen habe: ja fast bin ich unzufrieden, daß ich mich je über den kleinen unbekanntem Winkel meines Vaterlandes hinauswünschte. Der Geist dürstet nach Neuem, ein Gegenstand soll den andern drängen - wie süß träumt man sich die Reise durch das schöne Italien - ach und was ist es nun am Ende weiter, als das langweilige Wiederholen einer und eben der Sache? was war es nun, daß ich zwischen Rom und Neapel, Berge, Meere und blauen Himmel sah? - Alles gleitet vor meiner Seele kalt und freudenleer vorüber.

Warum ist doch der Mensch dazu bestimmt, keine Ruhe in sich selber zu finden? - Itzt denke ich es mir so erquickend, in einer kleinen Hütte am Saume eines einsamen Waldes zu leben, die ganze Welt vergessend und auf ewig von ihr vergessen, nur mit der Erde bekannt, so weit mein Auge sieht, von keinem Menschen aufgefunden, nur vom Morgenwinde und dem Säuseln der Gesträuche begrüßt - eine kleine Herde, ein kleines Feld - was braucht der Mensch zu seinem Glücke weiter? - Und doch, wenn mich eine Gottheit nun plötzlich dorthin versetzte, würd ich nicht wieder nach der Ferne jammern? Würde sich mein Blick nicht wieder wie ehemals an des Abends goldenes Gewölk hängen, um mit ihm unterzusinken und zauberreiche, mir unbekannte Fluren zu besuchen? Würd ich nicht unter der Last einer dumpfen Einsamkeit erliegen und nach Mitteilung, nach Liebe, nach dem Händedruck eines Freundes schmachten? - Das Leben liegt wie ein langer verwickelter Faden vor mir, den auseinanderzuknüpfen mich ein boshaftes Schicksal zwingt; hundertmal werf ich die lästige Arbeit aus der Hand, hundertmal beginn ich sie von neuem, ohne weiterzukommen; o wenn mich doch ein mitleidiger Schlaf überraschte! -

Ein Fieber hat mir die Reise hierher völlig verdorben, Rosa ist mir zur Last, ich selber bin mir unerträglich. - In der Einsamkeit, unter abenteuerlichen Phantomen, schrecklichen Gemälden meiner Phantasie und trübseligen Ideen ist mir noch am besten - aber wenn ich an einen Ort komme, wo Menschen stehn und sich freuen! - wo vielleicht Musik ist und getanzt wird! - o William, es will mir die Seele zerschneiden. Ich darf nur einen verlornen Blick unter den jauchzenden Haufen fallen lassen, und er findet in allen sogleich die nackten Gerippe heraus, die Beute der Vernichtung. - Ich komme mir vor wie ein verlarvtes²⁷ Gespenst, das ungekannt und düster, still und verschlossen durch die

4. Stelle: Im Roman >William Lovell<, dessen wirklicher Verfasser nicht Ludwig Tieck, sondern dessen Vater Wolfgang Goethe ist, lesen wir: „ ... *Schon seh ich die wilden Pferde die Zügel zerreißen, rasselnd springen sie mit dem Wagen den schroffen Felsenweg hinunter, an den Klippen zerschmettert liegt das Fuhrwerk ...*“

5. Stelle: Im Roman >Diana von Montesciaros<, I. Band, Seite 208, fand ich folgende Variante von den „*wilden Pferden*“, die so leicht mit unseres „*Schicksals leichtem Wagen durchgehen*“, der absolute Beweis für Goethes Verfasserschaft: „ ... *Bin ich denn noch derselbe, der mit jugendlichem Mute den Wagen des eigenen Schicksals zu lenken gedachte; der ich wähnte, die Zügel der wilden Rosse in den starken Händen zu halten, bald hier bald dort ablenkend; der ich in reger Lust des Lebens die Bahnen rascher noch hinabzufliegen strebte ...*“

6. Stelle: im vorliegenden >William Lovell<.

²⁷ Analogon in den >Nachtwachen<, Seite /187/: „Und die Larven drehen sich im tollen, raschen Tanze um mich her - um mich, der ich Mensch heiße. - Und ich taumle mitten im Kreise umher, schwindelnd von dem Anblicke und mich vergeblich bemühend, eine der Masken zu umarmen und ihr die Larve vom wahren Antlitze wegzureißen; aber sie tanzen und tanzen nur - und ich - was soll ich denn im Kreise? Wer bin ich denn, wenn die Larven verschwinden sollten? Gebt mir einen Spiegel, ihr Fastnachtsspieler, daß ich mich selbst einmal erblicke. - Es wird mir überdrüssig, nur immer /188/ eure wechselnden Gesichter anzuschauen. Ihr schüttelt [die Köpfe] - wie? Steht kein Ich im Spiegel, wenn ich

Menschen hingeht: sie sind mir ein fremdes Geschlecht.

Antworte mir, wenn Du mich noch nicht ganz vergessen hast, wenn Du nicht zu jenen Menschen gehörst, die sich wie die Schnecke ganz in sich selber zurückziehen, unbekümmert um das Wohl oder Weh ihres Bruders. - Doch weiß ich nicht, daß ihr alle Egoisten seid und sein müßt? -

19

William Lovell an Balder

Rom.

Der Schluß Deines Briefes zwingt mich zu dieser Antwort, ob ich Dir gleich dadurch unmöglich beweisen kann, daß ich nicht zu jenen Egoisten gehöre, von denen Du sprichst. Dieser Beweis dürfte bei Dir schwer zu führen sein, so wie der, daß Du alles in der Welt aus einem unrichtigen Gesichtspunkte betrachtest und daher nichts als Elend und Jammer findest. Deinetwegen wünscht ich ein tiefsinniger Philosoph zu sein, um Dich zu überzeugen. - Ich kann Dir freilich nichts sagen, was Du nicht schon ebensogut wüßtest - aber lieber Balder, laß doch jene Grübeleien fahren, die Deinen Körper und Geist verderben; genieße und sei froh. - Das heißt, wirst Du antworten, so viel, als wenn Du zum Blinden sagen wolltest: tue die Augen auf und sieh! - Aber Du hast mich noch nie überführt, daß der Wille über diesen Zustand nicht alles vermöchte; ich halte ihn für keine physische Krankheit allein, und selbst diese wäre gewiß zu heilen. - Wenn Du aufrichtig sein willst, so wirst Du eingestehn, daß es jene unbegreifliche heimliche Wollust ist, die Dich unter Schaudern und Grausen so freundlich grüßt; jene wilde Freude, jene Entzückungen des Wahnsinns, die Dich in Deinen unterirdischen Wohnungen so fest halten. - Wenn Du dies zugibst, so sind wir beide wenigstens gleich große Egoisten. - Aber laß diese Genüsse der abenteuerlichen Phantasie fahren, die Dich zugrunde richten, kehre zur Welt und zu den Menschen zurück, vereinige Dich mit dem brüderlichen Kreise und nimm die Blumen, die Dir die mütterliche Natur mit freundlichem Lächeln hinreicht. - O könnt ich den bösen Geist beschwören, der in Dir wohnt, damit nach wenigen Wochen der glückliche Lovell den glücklichen Balder wieder in seine Arme schließen könnte.

20

Balder an William Lovell

Neapel.

Meine Lage hat sich seit meinem neulichen Briefe sehr geändert. Mein Fieber nimmt mit jedem Tage zu, so wie mein Widerwille gegen die ganze Welt. - Unter allen Menschen, die ich bisher habe kennen lernen, hat noch keiner meine Erwartungen befriedigt; auch über Dich, William, kann ich mich mit Recht beklagen, aber doch entsprichst Du noch dem, was ich von einem Menschen und meinem Freunde fordere, am meisten: darum höre itzt die Bitte Deines kranken Freundes, und erfülle Dein halb im Scherze gegebenes Versprechen, mich hier in Neapel zu besuchen. Auf eine wunderbare Weise fühl ich mich einsam, ein Schatten, ein Laut kann mich erschrecken, die Fibern meines Körpers erzittern bei jedem Anstoße auf eine schmerzhaft Art; ich weiß nicht, welches seltsame Grausen mich umgibt, meine Brust ist beklemmt, wie von fremden unsichtbaren Wesen umgeben fühl ich mich fürchterlich beschränkt; komm, vielleicht kannst Du mich trösten. - Wenn ich nach und nach der Welt wie ein verdorrter Baum absterbe, so möcht ich gern in den Armen eines Freundes verscheiden; wenn Du der bist, so laß mich nicht zu lange nach Deiner Gegenwart schmachten.

davortrete? - Bin ich nur der Gedanke eines Gedankens, der Traum eines Traumes? - Könnst ihr mir nicht zu meinem Leibe verhelfen? Und schüttelt ihr nur immer eure Schellen, wenn ich denke, es sind die meinigen? - Hu! Das ist ja schrecklich einsam hier im Ich, wenn ich euch zuhalte, ihr Masken, und ich mich selbst anschauen will. - Alles verhallender Schall ohne den verschwundenen Ton. - Nirgends Gegenstand; und ich sehe doch. - - Das ist wohl das Nichts, das ich sehe! - Weg, weg vom Ich! - Tanzt nur wieder fort ihr Larven!“

Shakespeares >Hamlet<²⁸ ist meine tägliche Lektüre; hier finde ich mich wieder, hier ist es gesagt, wie nüchtern, arm und unersprießlich das Leben sei, wie Wahnsinn und Vernunft ineinandergehn und sich einander vernichten, wie der nackte Schädel endlich über sich selber grinset und hohnlacht, und von aller Schönheit und Lust, von allem Ernst und aller Affektation nichts mehr als diese weiße widerwärtige Kugel übrigbleibt. - O meine Phantasie sieht Gestalten! - Oder war es mehr als Phantasie, was mich in der gestrigen Mitternacht so sehr erschreckte? - Wenn es etwas mehr wäre! - Und doch kann es nicht sein. - Doch welcher Sterbliche wagt es, die Grenze zu ziehn, wo die Wirklichkeit aufhören soll? Wir vertrauen unserm aus Staube gebildeten Gehirne zu viel, wenn wir nach eben den Maßen, die wir hier unten gebrauchen, auch eine Welt messen wollen, die mit der hiesigen keine Ähnlichkeit hat - voll Scham über seine Anmaßung sinkt einst der Geist vielleicht zu Boden, wenn die körperliche Hülle von ihm genommen wird.

Es war gegen Mitternacht, mein Bedienter schlief und das Nachtlicht warf nur matte Strahlen durch das Zimmer; alles war still, eine Grille zirpte im Kamine ihre einförmige Melodie ununterbrochen fort. - Ein wunderbares Ideenspiel begann in meinem Kopfe als ich zu lesen anfang. Ich sah die abenteuerliche Nacht, den Stern oben, der durch den Wipfel eines Baumes flimmerte, große Schatten vom Palaste her, und Lichter in der Ferne, Horatio in der Spannung, der der seltsamen Erzählung seines Freundes zuhört - und nun tritt plötzlich der Geist auf, langsam und leise schwebt er her, ein schwarzer Schatten, um den ein bleicher Schimmer fließt, matt wie das blaue Licht einer auslöschenden Lampe. - Ich fühlte, wie mir ein Grauen mit kalter Hand über den Nacken hinab zum Rücken fuhr, die Stille um mich her ward immer toter, ich selber ging immer weiter in meinem Innern zurück, und betrachtete in meiner innersten Phantasie mit grauendem Wohlbehagen die Erscheinung, aus der umgebenden Welt verloren.

Plötzlich hört ich einen langen, leise gezogenen Schritt durch das Zimmer, ich blickte wieder auf - und ein Mann ging hinter mir, nach der Tür meines Schlafzimmers zu, sein Auge begegnete mir, als ich mich umsaß; ein unwillkürlicher Ausruf entfuhr mir - er ging unbefangen in mein Schlafzimmer, ich sah ganz deutlich die weißen Haare auf seinem Kopfe; der Schatten an der Wand folgte ihm nach, auf eine fürchterliche Art verzogen. -

Es ist mir selber unbegreiflich, warum ich im ganzen so kalt und fast ruhig blieb, da ich doch einen Schauer in meinen innersten Gebeinen fühlte; in dem Entsetzen lag eine Art von wütender Freude, ein Genuß, der vielleicht außerhalb den Grenzen des Menschen liegt. - Ich kann mir nichts Fürchterlicheres denken, als diese Erscheinung zum zweiten Male zu sehn; und doch wiederhol ich mir vorsätzlich den Schreck, das starrende Grausen dieses Augenblicks. -

Ich rief meinen Bedienten; er hatte nichts gehört, in der Kammer war keine Spur, ich hatte sogar den Schlüssel noch auf dem Tische liegen, und sie war verschlossen. Ich ließ Rosa kommen, er kannte mich nicht wieder, er blieb bei mir, ich habe die ganze Nacht nicht

²⁸ Analogon in den >Nachtwachen<, ab Seite /231/: Ich spielte einst aus Ingrim über die Menschheit auf einem Hoftheater den Hamlet als Gastrolle (siehe dazu Goethes Roman >Wilhelm Meisters Lehrjahr<, WA I.21, ab Seite 289), um Gelegenheit zu haben, mich gegen das schweigend dasitzende Parterre eines Teils meiner Galle zu entledigen. An diesem Abend trug es sich zu, daß die Ophelia (alias Corona Schröter) aus ihrem Vexierwahnsinn Ernst machte und /232/ förmlich toll vom Theater abließ. Es gab gewaltigen Lärm und wie andere Direktoren sich mit dem Einstudieren der Rollen zu beschäftigen pflegen, so bemühte sich dagegen der anwesende, seine Prima Donna mit aller Anstrengung aus der gespielten [Rolle] herauszustudieren; - doch vergeblich. Die mächtige Hand des Shakespeare, dieses zweiten Schöpfers, hatte sie zu heftig ergriffen und ließ sie zum Schrecken aller Gegenwärtigen nicht wieder los. Für mich war es ein interessantes Schauspiel, dieses gewaltige Eingreifen einer Riesenhand in ein fremdes Leben, dieses Umschaffen der wirklichen Person zu einer poetischen, die jetzt, vor den Augen aller Vernünftigen, auf Kothurnen ernsthaft auf- und abging und abgerissene Gesänge, wie wunderbare Geistersprüche, hören ließ. So sehr man auch mit den bündigsten Gründen in sie drang, zur Vernunft zurückzukehren, so heftig protestierte sie dagegen; und es blieb zuletzt kein anderes Mittel übrig, als sie ins Tollhaus zu schicken.

geschlafen, stets sah ich den fremden Mann mit dem leisen bedächtlichen Schritte durch das Zimmer schleichen.

Wenn es nicht Phantasie war - und mein Bewußtsein kämpft gegen diese Meinung - was war es denn? - War dies keine Wirklichkeit, so steh ich im Begriffe, alle Erscheinungen der Dinge außer mir für Täuschung meiner Sinne zu erklären; und fällt dann nicht alles zusammen? Wunder und Alltäglichkeit? - und wer bin ich dann?

Dann sitz ich hier in einer weiten milden ausgestorbenen Leere, bilde mir ein, einen Brief zu schreiben, an ein Wesen, das sich nur meine Phantasie erschaffen hat - o ich muß aufhören, auf diesem Wege kann man wahnsinnig werden; - und wenn ich es würde? Vielleicht wäre dann die Schranke durchbrochen, die meinen Geist jetzt noch von allem trennt, was ihm unbegreiflich ist. -

23

William Lovell an Rosa

Rom.

Nein, Rosa, Ihre Ideen sind dem Freunde nicht unverständlich. Ist es nicht endlich einmal Zeit, daß ich Sie und Ihre Meinung ganz fasse? Freilich kann alles, was ich außer mir wahrzunehmen glaube, nur in mir selber existieren. Meine äußern Sinne modifizieren die Erscheinungen, und mein innerer Sinn ordnet sie, und gibt ihnen Zusammenhang. Dieser innere Sinn gleicht einem künstlich geschliffenen Spiegel, der zerstreute und unkenntliche Formen in ein geordnetes Gemälde zusammenzieht.

Geh ich nicht wie ein Nachtwandler, der mit offenen Augen blind ist, durch dies Leben? Alles, was mir entgegenkommt, ist nur ein Phantom meiner innern Einbildung, meines innersten Geistes, der durch undurchdringliche Schranken von der äußern Welt zurückgehalten wird. Wüst und chaotisch liegt alles umher, unkenntlich und ohne Form für ein Wesen, dessen Körper und Seele anders, als die meinigen organisiert wären: aber mein Verstand, dessen erstes Prinzip der Gedanke von Ordnung, Ursach und Wirkung ist, findet alles im genauesten Zusammenhange, weil er seinem Wesen nach das Chaos nicht bemerken kann. Wie mit einem Zauberstabe schlägt der Mensch in die Wüste hinein und plötzlich springen die feindseligen Elemente zusammen, alles fließt zu einem hellen Bilde ineinander - er geht hindurch und sein Blick, der nicht zurücke kann, nimmt nicht wahr, wie sich hinter ihm alles von neuem trennt und auseinanderfliegt.

Willkommen, erhabenster Gedanke,
Der hoch zum Gotte mich erhebt!
Es öffnet sich die düstre Schranke,
Vom Tod genest der matte Kranke
Und sieht, da er zum ersten Male lebt,
Was das Gewebe seines Schicksals webt.

Die Wesen sind, weil wir sie dachten,
In trüber Ferne liegt die Welt,
Es fällt in ihre dunkeln Schachten
Ein Schimmer, den wir mit uns brachten:
Warum sie nicht in wilde Trümmer fällt?
Wir sind das Schicksal, das sie aufrecht hält!

Ich komme mir nur selbst entgegen
In einer leeren Wüstenei.
Ich lasse Welten sich bewegen,
Die Element' in Ordnung legen,
Der Wechsel kommt auf meinen Ruf herbei
Und wandelt stets die alten Dinge neu.

Den bangen Ketten froh entronnen,
Geh ich nun kühn durchs Leben hin,

Den harten Pflichten abgewonnen,
Von feigen Toren nur ersonnen.
Die Tugend ist nur, weil ich selber bin,
Ein Widerschein in meinem innern Sinn.

Was kümmern mich Gestalten, deren matten
Lichtglanz ich selbst hervorgebracht?
Mag Tugend sich und Laster gatten!
Sie sind nur Dunst und Nebelschatten!
Das Licht aus mir fällt in die finstre Nacht,
Die Tugend *ist* nur, weil ich sie *gedacht*.

So beherrscht mein äußerer Sinn die physische, mein innerer Sinn die moralische Welt. Alles unterwirft sich meiner Willkür, jede Erscheinung, jede Handlung kann ich nennen, wie es mir gefällt; die lebendige und leblose Welt hängt an den Ketten, die mein Geist regiert, mein ganzes Leben ist nur ein Traum, dessen mancherlei Gestalten sich nach meinem Willen formen. Ich selbst bin das einzige Gesetz in der ganzen Natur, diesem Gesetz gehorcht alles. Ich verliere mich in eine weite, unendliche Wüste - ich breche ab.

25

Balder an William Lovell
Neapel.

Rosa will nach Rom zurückreisen; wenn Du noch einiges Mitleids fähig bist, so leiste mir einige Tage über Gesellschaft. Ich bin in einer fürchterlichen Lage, meine Krankheit, (wenn ich es so nennen kann) nimmt mit jedem Tage zu, alle Freuden und Hoffnungen verlassen mich, in einem kalten Trübsinne sehe ich der Leere jedes folgenden Tages entgegen. Mein Gehirn ist wüst, eine heiße Trockenheit brennt in meinem Kopfe, alles flieht, ich kann keinen Gedanken festhalten: alles saust mir vorüber, kein Ton dringt mehr in meine Seele.

Mir ist zuweilen, als stehe ich auf dem Scheidewege, um vom Leben Abschied zu nehmen, oft ist mir sogar zumute, als wenn schon alles in einer weiten, weiten Ferne läge, wie von der Spitze eines Turmes seh ich mit trübem Auge in die Welt hinunter und vermag keinen Gegenstand deutlich zu unterscheiden. Zuweilen aber werde ich wieder zurückgerissen, meine Sinne tun sich den Eindrücken wieder auf, und die Seele kömmt zu ihrem Körper zurück. - Komm doch zu mir, William, in Deiner Gegenwart gewinne ich vielleicht eine bestimmtere Existenz, entweder ich komme ganz wieder zu den Menschen hinüber, oder ich werde jenseits in ein dunkles, chaotisches Gebiet geschleudert, das sich dann vielleicht meinem Geiste entwickelt: daß ich dann mit der Seele einheimisch bin, wohin mir kein Gedanke der übrigen Sterblichen folgt.

Ja, Lovell, ich bin immer noch in Zweifel darüber, was aus mir werden würde, wenn die Leute mich wahnsinnig nennen; o ich fühle es, daß ich in vielen Augenblicken diesem Zustande so nahe bin, daß ich nur noch einen einzigen kleinen Schritt vorwärts zu tun brauche, um nicht wieder zurückzukehren. Ich brüte oft mit anhaltendem Nachdenken über mir²⁹ selber; zuweilen ist's, als risse sich eine Spalte auf, daß ich mit meinem Blicke in mein innerstes Wesen und in die Zukunft dringen könnte; aber sie fällt wieder zu, und alles, was ich fesseln wollte, entflieht treulos meinen Händen. - Als Kind stand ich oft mit Ehrfurcht und ahnender Seele vor dem Klavier meiner Eltern und betrachtete stumm und unverwandt den künstlich ausgeschnitzten Stern des Resonanzbodens; ich sahe scheu durch ihn in die Dunkelheit hinein, weil ich wähnte, dort unten wohne der Genius des Gesanges, der leise mit den Flügeln rausche, wenn die Tasten angeschlagen wurden. Ich sah ihn oft in meinen Gedanken emporsteigen, wie er leise schwebend von seinen süßen Tönen getragen wird und immer höher und höher steigt und ein glänzendes Gewimmel von Harmonieen sich um ihn versammelt, dann wieder still und langsam in seine Tiefe hinabsinkt und schweigend unten wohnt. - Als ich älter ward, dachte ich oft mit Lächeln an diese seltsame

²⁹ Eigentümliche Grammatik Goethes: >mir< anstatt >mich<.

Idee meiner Kindheit und fühlte mich, wunder wie klug! – Aber verstand ich darum die Entstehung und seltsame Wirkung der Töne?

So kommen mir itzt mehr Ideen aus meinen frühesten Jahren wieder; ich sehe ein, daß ich itzt ebenso mit ahndender, ungewisser Seele vor dem Rätsel meiner Bestimmung und der Beschaffenheit meines Wesens stehe. - Vielleicht, daß das Kind, das im ersten Augenblicke den Lichtstrahl des Tages erblickte, klüger ist als wir alle. Die Seele weiß noch nicht die ihr aufgeladenen Sinne und Organe zu gebrauchen, die Erinnerung ihres vorigen Zustandes steht ihr noch ganz nahe, sie tritt in eine Welt, die sie nicht kennt und die ihrer Kenntnis unwürdig ist; sie muß ihren höhern eigentümlichen Verstand vergessen, um sich mühsam in vielen Jahren in die bunte Vermischung von Irrtümern einzulernen, die die Menschen Vernunft nennen. - Vielleicht, daß ich wieder dahin zurückkommen kann, wo ich war, als ich geboren ward.

Vergib mir mein Geschwätz, das Dir vielleicht überdies unverständlich ist; aber komm zu mir, komm! o laß mich nicht vergebens bitten.

Ich habe schreckliche Träume, die mir alle Kräfte rauben, und fürchterlich ist es, daß ich auch im Wachen träume. Heere von Ungeheuern ziehn mir vorüber und grinsen mich an, wie ein heulender Wassersturz fallen Gräßlichkeiten auf mich herab und zermalmen mich. Ich schlafe nicht und kann nicht wachen; wenn ich schlafe, ängstigt mich meine boshafte Phantasie, ich wache dann auf und kann nicht erwachen, sondern setze meine Träume fort. - Heulende Orkane jagen hinter mir her, und betäuben mich mit ihrem Brausen; ich fahre erbleichend zusammen, wenn ich meine Hand aufhebe: wer ist der Fremdling, frage ich erschrocken, der mir den Arm zum Gruße entgegenstreckt? - Ich greife ängstlich darnach und ergreife schauernd meine eigne, leichenkalte Hand, wie ein fremdartiges Stück, das mir nicht zugehört. - Phantome jagen sich mir vorüber, die all mein Blut in Eis verwandeln. Fürchterliche Gesichter drängen sich aus der Mauer, und wenn ich hinter mich sehe, streckt sich mir ein schneebleiches Antlitz entgegen, und begrüßt mich mit wehmütig entsetzlichem Lächeln. - Komm, William, und rette mich - je nun, so komm, komm doch! hörst Du nicht das ängstliche Geschrei Deines armen Freundes? - Du lachst? O wehe Dir und mir, wenn Du mich verspottest; dann schicke ich Dir einst alle Gespenster zu, daß sie Dir auch den Schlaf und die Ruhe wegquälen. - Vergib mir, aber komm.

Eine blinde Wut könnte mich ergreifen, wenn ich das armselige Geschwätz der Ärzte von Fieberhitze und Paroxysmus höre. Die Narren! weil ihre Sinnen erblindet und betäubt sind, so halten sie den für töricht, der mehr sieht, als sie. - O ich höre recht gut das leise schauerliche Rauschen, von den Flügeln meines Schutzgeistes, ich sehe recht gut die Hand, die mich ernst hinüberwinkt. - Lebe wohl, William! Ich folge, und werde nie zu Dir zurückkehren.

Viertes Buch
Balder an William Lovell
Neapel.

Ich will Worte schreiben, William, Worte - das, was die Menschen sagen und denken, Freundschaft und Haß, Unsterblichkeit und Tod - sind auch nur Worte. - Wir leben jeder einsam für sich, und keiner vernimmt den andern, antwortet aber wieder Zeichen aus sich heraus, die der Fragende ebensowenig versteht; - aber so wie unser ganzes Leben ein unnützes Treiben und Drängen ist, das elendeste und verächtlichste Possenspiel, ohne Sinn und Bedeutung, so will ich Dir in einer schwermütig lustigen Stimmung einen Brief schreiben, über den Du lachen sollst.

Ich weiß selbst nicht, warum ich schreibe - aber ebensowenig weiß ich, warum ich Atem schöpfe. - Es ist alles nur um die Zeit auszufüllen und etwas zu tun, die elende Sucht, das Leben mit sogenannten Geschäften auszufüllen - Länder erobern, Menschen bekehren, oder Seifenblasen machen, eine Sucht, die bei der Geburt unserer Seele eingimpft ist - denn sonst würde schon der Knabe die Augen zumachen, sich vom langweiligen Schauspiel entfernen und sterben; diese Wut also etwas zu tun, macht, daß ich Papier und Feder nehme, und Gedanken schreiben will - das Unsinnigste, was der Mensch sich vorsetzen kann.

Ich wette, Du lachst schon jetzt, so wie ich über den Anfang meines Briefes gelacht

habe, daß mich die Brust schmerzt. - Du liest den ganzen Brief nämlich nur aus Dir heraus, und ich schreibe Dir im Grunde keinen Buchstaben. Aber mag's sein. Bin ich doch auch wohl ehemals ein Tor gewesen, ganze Bücher mit Vergnügen durchzulesen, und mir einzubilden, daß ich den Geist des Verfassers dicht vor meinen Augen habe. Mein Bedienter ist gutwillig genug und so geschäftig, mir Papier, Dinte, Feder und alles übrige zu besorgen, als wenn von diesem meinem Schreiben das Heil ganzer Länder abhinge. Daß es noch Menschen gibt, die das, was man Geschäfte nennt, ernsthaft treiben können, ist das Wunderbarste in der Welt: - oder, ob sie noch gar nicht darauf gefallen sind, sich selbst und andre näher zu betrachten, wie lächerlich, possenhaft und weinerlich alles, alles, selbst Sterben und Verwesen ist? -

Manche von den Menschen, die mich besuchen, geben sich viele Mühe, sich zu meinem kranken Verstande herabzulassen, wenn sie von ihren wichtigen Armseligkeiten sprechen. Sie glauben, ich verstehe sie nicht, wenn ich über dem düstern Abgrunde meiner Seele brüte, und setzen mir dann auf eine ekelhafte Art ihre Zwerggedanken auseinander. Ich höre sie in meiner Spannung³⁰ zuweilen wie aus einer tiefen Ferne in meine Seele hineinreden, wie ein unartikulierter Wasserfall, der gegen die Ufer schlägt, ich antworte ihnen mit Worten, ohne sie zu überlegen, und sie verlassen mich mit tiefem Bedauern und halten mich für höchst unglücklich, weil ich ihre tiefe Ideen nicht verstehe.

Neulich war ich in einer Gesellschaft von einigen Menschen, die sich untereinander Freunde nannten. Es waren Künstler, und zwei darunter hielten sich für Dichter. Man hatte mich aus Mitleid gebeten, um mich zu zerstreuen und meinen trüben Geist aufzuheitern. Ich saß wie eine Statue unter ihnen, und hörte dabei jedes Wort, das sie sprachen. Man machte sich gegenseitige Komplimente, einer sprach von den ungeheuern Talenten des andern, ließ aber dabei doch seinen Neid ziemlich deutlich hervorblicken. Der eine sprach von seinen Idyllen, die einer seiner Feinde in einer gelehrten Schrift heruntergesetzt habe, weil er ihm seinen großen Ruhm beneide; er bat den andern Dichter, eine Satire auf diese Zurücksetzung zu schreiben, und man sprach mit einem Eifer und Feuer von der ganzen Kinderei, als wenn das Wohl der Welt darauf beruhe. Der Dichter sprach immer langsam und akzentuierte jedes Wort hart und feierlich; der andere bildete sich wieder ein, lebhafter zu sein, und schrie und sprach schneller, jeder hielt es für notwendig, irgend etwas Charakteristisches an sich zu haben, damit nicht die großen Seelen so leicht miteinander verwechselt würden. Ach das Brausen von Mühlrädern ist verständiger und angenehmer als das Klappern der menschlichen Kinnbacken; der Mensch steht unter dem Affen, eben deswegen, weil er die Sprache hat, denn sie ist die kläglichste und unsinnigste Spielerei: mir gingen hundert wilde Gedanken mit harten Tritten durch den Kopf, alle diese Menschen wurden plötzlich so weit von mir weggerückt, daß ich sie nur noch wie Larven in einem fernen Nebel dämmern sah, daß ich ihr Gekreisch wie Sumsen von Grillen hörte; ich stand in einer fernen Welt und gebot herrschend über die niedrigen Schwatztiere, tief unter mir. - Ich ward begeistert und stand prophetisch auf, und rief den Fleischmassen zu: „O ihr Armseligen! - ihr Verblendeten! - Merkt ihr denn nicht auf eure Nichtigkeit³¹ und bedenkt nicht, was ihr seid? - Klumpen von toter Erde, die über kurzem wieder in Staub verwehen; deren Andenken wie Schatten von Wolken vorüberfliegen - euer Leben fährt wie ein Rauch dahin und euer Ruhm ist eine halbe Stunde, in der ein müßiger Schwätzer von euch spricht und euch verachtet. Und ihr steht, als wenn ihr Erde und Himmel beherrschtet; du hältst dich für Gott und betest dich selber an, weil du jämmerliche Verse gezimmert hast! - Ihr werdet sterben, sterben: - die Verwesung empfängt euch und fragt nicht nach eurem überirdischen Genie! die Hunde wühlen einst eure Gebeine aus, und fragen nicht darnach, ob das derselbe Kopf war, der einst Stanzen schrieb! - O Eitelkeit, du nichtswürdigster Teil des Menschen! - Tiere und Bäume sind in ihrer Unschuld verehrungswürdiger, als die verächtliche Sammlung von Staub, die wir Mensch nennen!“

Ich kann mich nicht erinnern, was ich ohngefähr weiter gesagt haben mag; aber ich verachtete sie so tief, daß ich sie mit den Füßen hätte zertreten können, daß ich es für eine Wohltat an ihnen selbst hielt, sie zu vernichten. - Als ich zum gewöhnlichen Leben

³⁰ Offensichtlich handelt es sich um eine pathologisch-psychische Spannung.

³¹ Im Sinne von: Endlichkeit.

zurückkehrte, fand ich mich von ihren Armen festgehalten, man hatte meine Wut gefürchtet, und man schaffte den überlästigen Redner nach Hause.

Könnt ich nur Worte finden, um die Verachtung zu bezeichnen, in der mir alles erscheint, was Mensch heißt! - mein Arzt ist sehr für meine Gesundheit besorgt, weil es sein Gewerbe mit sich bringt. Wenn ich nicht gern vom Wetter mit ihm spreche, findet er meine Umstände bedenklicher, will es mich aber nie merken lassen, daß er mich für wahnsinnig erklärt. Er gibt mir viele kühlende Mittel, und behandelt mich wie eine tote Maschine, ob er mir gleich selber so erscheint. Er schüttelt zu allen meinen verwirrten Gedanken den Kopf, weil er sie nicht in seinen Büchern gefunden hat, und im Grunde bin ich wahnsinnig, weil ich nicht dumm und phlegmatisch bin. Daß Gewohnheit und Dummheit die Menschen so wie ein dicker Nebel umgeben kann, aus dem sie nie herauszuschreiten vermögen! Lag es nicht von Jugend auf wie eine Gewitterwolke in mir, die ich mir selbst mit Armseligkeiten verdeckte, und mir log, ich sei froh? Kündigte sich nicht oft der innerste dunkle Genius durch einen Ton an, dem ich eigensinnig mein Ohr verstopfte? - Ich verstelle mich nicht mehr und bin wahnsinnig! - Wie vernünftig die Menschen doch sind!³²

O ich muß fort, fort, ich will in wilden Wäldern die Seelen suchen, die mich mehr verstehen, ich will Kinder erziehen, die mit mir sympathisieren: es ist nur nicht Mode so zu denken, wie ich, weil es nicht einträglich ist.

Ich spiele mit den Menschen, die zu mir kommen, wie mit bunten Bildern. Ich gab mir neulich die Mühe, mich zu dem dummen Geschwätze meines Arztes herunterzulassen; wir sprachen über Stadtneuigkeiten, über Anekdoten, die er ungemein lächerlich fand; ich ließ ihm meine Zunge zum Dreinklingen und er fand, daß ich mich ungemein bessere. Mit Selbstzufriedenheit verließ er mich, und ich konnte es nicht unterlassen, ihm nach unsrer feierlichen Unterhaltung ein so lautes Gelächter nachzuschicken, daß er sich erblappend umsah, und wieder alle Hoffnung verloren gab.

Ich habe ehemals einen Menschen gekannt, der taub, stumm und blind war. Keine Seele schien sich in ihm zu offenbaren, und er war vielleicht der Weiseste unter den Sterblichen.

Rosa hält sich für sehr klug, und sieht mich immer mit Mitleid an, und ich möchte nicht er sein; ein Narr, den jeder Blick eines Mädchens entzückt, der immer, wenn er spricht, Epigramme drehselt und seine Worte nur für ein dankbares Lächeln verkauft; dessen Lebenslauf kleine Zirkel sind, die er unaufhörlich von neuem durchläuft. Wenn er stirbt, wird ihm die Scham gewiß am meisten weh tun, daß er ordentlich verwesen muß.

Ich wohne jetzt in einem Garten vor dem Tore. Wie auf der See treiben meine Gedanken ungestüm hin und wider, ich fürchte mich vor dem blauen gewölbten Himmel über mir, der dort gebogen wie ein Schild über der Erde steht, unter welchem wir Gewürme wie gefangene Mücken sumsen, und nichts sehen und nichts kennen und fühlen. - Ich mag auch gar nichts mehr denken und ersinnen. - Es geht ein Sturm durch die Wölbung und die fernen Wälder zittern rauschend, die See fürchtet sich und murmelt leise und verdrossen, es donnert fernab im Himmel, als wenn ein Gewitter zurechtgelegt wird, und der Werkmeister unachtsam den Donner zu früh aus der Hand fallen läßt. - -

Ich schreibe beim heftigsten Gewitter. - Es braust mit Hagel und Regengüssen und

³² Analogon in den >Nachwachen<, ab Seite 112: „Dieser verdammte Widerspruch in mir geht so weit, daß z. B. der Papst selbst beim Beten nicht andächtiger sein kann als ich beim Blasphemieren, da ich hingegen, wenn ich recht gute erbauliche Werke durchlese, mich der boshaftesten Gedanken dabei durchaus nicht erwehren kann. Wenn andere verständige und gefühlvolle Leute in die Natur hinauswandern, /113/ um sich dort poetische Stifts- und Thaborshütten zu errichten, so trage ich vielmehr dauerhafte und auserlesene Baumaterialien zu einem allgemeinen Narrenhause zusammen, worin ich Prosaisten und Dichter beieinander einsperren möchte. Ein paarmal jagte man mich aus den Kirchen, weil ich dort lachte, und eben so oft aus Freudenhäusern, weil ich d’rin beten wollte.“

Eins ist nur möglich: Entweder stehen die Menschen verkehrt oder ich. Wenn die Stimmenmehrheit hier entscheiden soll, so bin ich rein verloren.“

der Sturmwind und Donner³³ stimmen sich, und einer singt dem andern den tobenden Wechselgesang nach. Wie fliehende Heere jagen Wolken Wolken, und die Sonne flimmert bleich auf fernen Inseln, die ganz weit weg wie goldene Kinderjahre in der Sturmfinsternis dastehen; das Meer schlägt hohe Wogen und donnert in seinem eigentümlichen Ton. - Ich lache und wünsche das Wetter immer lauter und lauter, und schreie dazwischen und schelte den Donner furchtsam: - brause du und stürme wirbelnd, und reiße die Erde und ihre Gebilde zusammen, damit ein andres Geschlecht aus ihren Ruinen hervorgehe!! -

Die Alltäglichkeit kömmt wieder, und das Wetter fliegt weiter. Wie eine reisende Komödiantentruppe spielen die Wolken in einer andern Gegend nun dasselbe Schauspiel; dort zittern andre Menschen jetzt, wie vor kurzem hier viele bebten - und alles verfliegt und verschwindet und kehrt wieder, ohne Absicht und Zusammenhang - Ich fürchte mich des Nachts nicht mehr. - Als ich neulich allein um Mitternacht in meinem Zimmer stand und aus dem Fenster den Zug der trüben Wolken sah, und mir alles wie Menschengedanken und Empfindungen am Himmel dahinzog, als ich sichtbarlich in Dunstgestalt manche Erinnerung vor mir fliegen sah - und ich zu ruhen und zu sterben wünschte - da drehte ich mich plötzlich leise um, wie wenn mich ein Wind anders stellte. Und alle meine Vorfahren saßen still und in Mänteln eingehüllt an meinem Tische, sie bemerkten mich nicht und aßen mit den nackten Gebissen von den Speisen, heimlich reckten sie die dünnen Totenarme aus den schwarzen Gewändern hervor, um kein Geräusch zu machen, und nickten gegenseitig mit den Schädeln. Ich kannte sie alle, aber ich weiß nicht woran. Als ich meinen Vater bemerkte und daran dachte, wie vielen Kummer, wie vielen Verdruß ich ihm gemacht hätte, mußte ich weinen, daß er jetzt so abgehärmt und jämmerlich aussah, und verschämt das nackte Gerippe mehr verdeckte als die andern. Sie hörten mich schluchzen und gingen still, wie mit bösem Gewissen zur Tür hinaus, aber doch so langsam und gesetzt, daß sie glauben mußten, ich hätte sie nicht bemerkt. - Wenn wir ohne Schauer unter unsern Möbeln sitzen, warum wollen wir uns denn vor Totengerippen fürchten? Aus den Knochen der Tiere arbeiten sich die Menschen Putz heraus, und entsetzen sich vor den näher verwandten Gebeinen.

Ich durchstrich noch in derselben Mitternacht das tote Gefilde [richtig: das Totengefilde = Friedhof] und rief alle Gespenster³⁴ herbei und gab ihnen Gewalt über mich. Ich rief es in alle Winde, aber ich ward nicht gehört. - Die Glocken schlugen aus der Ferne, und sprachen so langsam und feierlich wie betende Priester; Wälder und Winde sangen Grabgesang, und prophezeiten allem, was da lebt, den unausbleiblichen Tod, aber alle Geschöpfe schliefen fest und hörten nichts davon, der Mond sah weinend in die verschleierte Welt hinein; - es gibt nichts mehr, das mich entsetzt; und das macht mich betrübt. Der menschliche Geist kann alle Ideen sehr schnell erschöpfen, weil er nur wenige fassen kann. Er hat wie ein Monochord nur sehr wenige Töne.

Lebe wohl, wenn es in dieser Welt möglich ist; sei recht glücklich, mag ich nicht hinzufügen, weil es kein Glück gibt, als zu sterben, und ich weiß, daß Du den Tod fürchtest. - Ich habe schon oft heimliche Verwünschungen ausgestoßen und gräßliche Sprüche versucht, um die Gegenstände um mich her in andre zu verwandeln. Aber noch hat sich mir kein Geheimnis enthüllt, noch hat die Natur nicht meinen Bezauberungen geantwortet: es ist gräßlich, nichts mehr zu lernen, und keine neue Erfahrung zu machen; ich muß fort - in die Wildnisse der Apenninen und Pyrenäen hinein - oder einen noch kürzern Weg in das kalte wüermervolle Grab.

³³ Analogon in den >Nachtwachen<, ab Seite //: da führte plötzlich der Sturmwind hoch oben in /19/ den Lüften die Gewitterwolke wie ein nächtliches Schreckbild herüber und bald hatte sie ihr Grabtuch am ganzen Himmel ausgebreitet. Die Kerzen um den Sarg verlöschten, der Donner brüllte zürnend wie eine aufrührerische Macht herunter und rief die festen Schläfer auf, und die Wolke spie Flamme auf Flamme aus, wodurch das starre blasse Antlitz des Toten allein grell und periodisch beleuchtet wurde.

³⁴ Siehe in den >Nachtwachen<, 16. Nachtwache, das Kapitel >Der Geisterseher<.

Weitere Indizien - Ausreden und Entschuldigungen Ludwig Tiecks

Wenn Ludwig Tieck nicht der Verfasser ist, sondern sein Vater, Wolfgang Goethe, so heißt das, die Manuskripte mußten mehrere „Methamorphosen“ und Stationen durchlaufen, bis sie an den jeweiligen Verleger gelangten. Goethe diktierte das Werk seinen Schreibern in die Feder³⁵; diese Erstschrift wurde eventuell noch von Goethe korrigiert, falls er Lust und Laune dazu hatte. Kopisten fertigten davon eine oder zwei Reinschriften - Kopien - an, eine davon wurde an Ludwig Tieck, oder, aus Vorsichtsgründen, zuerst an einen Mittelsmann und Vertrauten (z. B. Reichardt) gesandt, der das Goethewerk an Ludwig Tieck weitergab. Tieck schickte das Manuskript dann an den oder die Verleger und gab es als sein Werk aus. Da das Manuskript meistens von der Hand eines Kopisten in Reinschrift geschrieben war, mußte sich ein Verleger auf Ludwig Tiecks Wort verlassen, nämlich, daß er der „geistige Vater“ des Werkes sei. Bei den „Straußfedern-Geschichten“ bestand nun das Problem, daß sie in gewissen zeitlichen Abständen erschienen, demnach die Manuskripte „termingerech“ abgeliefert werden sollten. Aber Ludwig Tieck, respektive Wolfgang Goethe, der von anderen künstlerischen Interessen und sogar von einigen Hofpflichten stark „unter Streß“ stand, befand sich meistens, um nicht zu sagen immer, in Zeitdruck und lieferte daher die Manuskripte für die „Straußfedern“ mindestens einige Male, wenn nicht sogar immer, verspätet ab.

Schwerwiegende Indizien für meine These fand ich in den Briefen Tiecks an seinen Verleger, den Herausgeber der „Straußfedern-Geschichten“, Friedrich Nicolai.

1. Ausrede: (Brief Nr. 9, Tieck an Nicolai, Berlin am 7. Okt. 1795)

„... ein Freund, der von der Reise gekommen, hat mich seit einigen Tagen so zerstreut, daß ich etwas nachlässig geworden bin und es [das Manuskript] nicht ganz in Ordnung gebracht habe; ich bitte deshalb recht sehr um Verzeihung, wenn Sie es aber erlauben, schicke ich es Ihnen sehr bald nach Leipzig nach ...“

Kommentar: Ludwig Tieck getraute sich möglicherweise nicht, die Änderungs- oder Verbesserungswünsche des Verlegers selber an dem Goethewerk vorzunehmen. Er sandte es daher an den Vater nach Weimar zurück, der die Änderungen selber vornehmen sollte. Dieser mußte es ein zweites Mal an Ludwig Tieck senden, so daß leicht Wochen vergehen konnten, bis der Verleger das verbesserte Manuskript zurückerhielt. Nicolai mahnte daher das Manuskript bei Tieck an und dieser „erfand“ die Ausrede, daß ein Freund ihn (angeblich) von der Arbeit abgehalten habe.

2. Ausrede: (Brief Nr. 10, Tieck an Nicolai, am 12. Dez. 1795)

„Ich schicke Ew. Wohlgebor'n das Manuskript zu den Straußfedern, bitte aber um Verzeihung, daß die Geschichte noch nicht geendigt ist, der Abschreiber hat mir den Rest morgen, spätestens übermorgen versprochen.“

3. Ausrede: (Brief Nr. 11, Tieck an Nicolai, am 1. März 1796)

„Es tut mir unendlich leid, daß ich das Verlangen Ew. Wohlgebor'n nicht sogleich befriedigen, indem ich die letzte Erzählung zum fünften Bande der Straußfedern noch nicht geschlossen habe, und sie auch noch nicht abgeschrieben ist; sie soll aber unfehlbar zum künftigen Posttage fertig sein ...“

4. Ausrede: Brief Nr. 12, Tieck an Nicolai, ca. Mitte des Jahres 1796)

³⁵ Bei den ersten Goethe-Werken, die Ludwig Tieck unter seinem Namen veröffentlichen durfte, könnte es sich um relativ frühe Werke Goethes gehandelt haben, die ganz oder teilweise von Goethes Hand geschrieben waren. Daher musste Tieck diese Werk unbedingt abschreiben, um nicht durch die Handschrift Goethes entlarvt zu werden. Bei späteren Werken bediente sich Goethe immer irgendwelcher Schreibgehilfen, denen er seine Gedanken diktierte. Der Berliner Verleger Nicolai kannte mit Sicherheit Goethes Handschrift.

„Ew. Wohlgebor'n werden verzeihn, wenn ich das versprochene Mskpt. einige Stunden später schicke; der Abschreiber ist krank geworden, und ich habe die Erzählung, die den Band beschließen wird, selber abschreiben müssen ...“

Kommentar: Es kam auch vor, daß eine mit Goethes Handschrift geschriebene Erzählung bei Ludwig Tieck eintraf, es könnte sich um ein älteres Werkchen gehandelt haben oder Goethe schrieb es an einem Ort, wo ihm kein Schreiber zur Verfügung stand. Ludwig Tieck mußte daher das Werk zuerst abschreiben, da Nicolai Goethes Handschrift kannte. Unter allen Umständen mußte vermieden werden, daß der Verdacht entstand, Ludwig Tieck habe die Werke nicht selber geschrieben. Trotzdem wurde Nicolai am Ende mißtrauisch und zweifelte offensichtlich an Tiecks Verfasserschaft. Siehe weiter unten.

5. Ausrede: (Brief Nr. 13, Tieck an Nicolai, 8. Sept. 1796)

„Ich habe um Verzeihung zu bitten, daß ich noch keinen Band der Straußfedern abgeliefert habe, aber in vierzehn Tagen können ihn Ew. Hochwohlgebor'n gewiß bekommen; es fehlt nur noch, daß ich das Ganze übersehe und die letzte Erzählung schließe ...“

6. Ausrede: (Brief Nr. 15, Tieck an Nicolai, 3. Mai 1797)

„Ich bitte ... recht sehr um Verzeihung, daß ich Ihnen noch keine Antwort gegeben habe, und anhaltende Unpäßlichkeit ist allein daran Schuld gewesen. Ich glaubte es richtig berechnet zu haben, daß das Mskpt zu den Straußfedern hinlänglich wäre, daher kann ich Ihnen den Rest nicht sogleich schicken, aber gewiß mit dem Ausgange dieses Monats. Ich würde es Ihnen früher versprechen, wenn ich nicht befürchten müßte, daß meine jetzige Kränklichkeit mich an der Ablieferung hindern möchte ...“

Kommentar: Ludwig Tieck vertröstete den Verleger Nicolai von Anfang Mai (3. Mai) bis zum Ende des Monats, also auf vier Wochen, bis er den Rest liefern könne. Demnach dauerte es erfahrungsgemäß ca. einen Monat, bis Tieck dem Vater geschrieben hatte, daß noch einige Seiten fehlen zu dem neuen „Straußfedern-Band“, und dieser noch eine Geschichte gedichtet und an den Sohn übersandt hatte, der es dann dem Verleger schickte.

7. Ausrede: (Brief Nr. 16, Tieck an Nicolai, 15. Juni 1797)

„Ich habe eine Reise zu machen, die notwendig ist; am Montag reise ich schon ab; Ihr Herr Sohn aber sagt mir, daß er die Rechnung mit mir nicht eher abschließen könne, bis alles abgedruckt sei; es fehlen aber nur noch einige Bogen, deren Beendigung ich unmöglich abwarten kann ...“

Kommentar: Ludwig Tieck läßt seinen Verleger auf den Schluß eines Werkes oder eines Straußfedern-Bandes warten, diese Unzuverlässigkeit ist natürlich schlecht für einen Autor.

8. Ausrede: (Brief Nr. 18, Tieck an Nicolai, ca. Ende des Jahres 1797)

„Ich überschiere hiemit ... das Mskpt der Straußfedern; das Abschreiben und Durchsehn hat mich etwas länger aufgehalten ...“

Kommentar: Obwohl Ludwig Tieck dem Verleger in Brief Nr. 16, vom 15. Juni 1797, versicherte, daß er „in diesem Sommer fast nichts weiter zu tun“ habe, „so daß ich Ihnen diesmal das Mskpt zum 8ten Band der Straußfedern gewiß vor Michaelis lief're“, so kam er offensichtlich erneut in Verzug mit der rechtzeitigen Fertigstellung und Ablieferung, bzw. Goethe, der wirkliche Verfasser, kam in Verzug, denn der war tatsächlich mit schriftstellerischer und sonstiger Tätigkeit überlastet, im Gegensatz zu Ludwig Tieck.

9. Ausrede: (Brief Nr. 19, Tieck an Nicolai, 23. Dez. 1797)

„Ich überschiere ... die Fortsetzung des Mskpts; es fehlen nur noch wenige Blätter, die ich wegen plötzlicher Augenschmerzen noch nicht habe abschreiben können ...“

Kommentar: Ludwig Tieck schreibt an den Verleger Nicolai, dass er ein Manuskript wegen „plötzlicher Augenschmerzen“ noch nicht habe abschreiben können, dass

„unvermutete eilige Geschäfte“ (siehe 10. Ausrede) ihn abgehalten haben, ein Manuskript abzuschreiben. Kein einziges Mal schreibt er, daß ihn irgendwelche Umstände vom Dichten abgehalten hätten. Er bezeichnet sich selber immer als Abschreiber und nicht als Dichter!

10. Ausrede: (Brief Nr. 20, Tieck an Nicolai, 3. März 1798)

„Ich sehe mich genötigt, ... noch einmal um den Aufschub eines Posttags in Ansehung des Mskpts zu ersuchen. Kränklichkeit und unvermutete eilige Geschäfte haben mich abgehalten, das Mskpt abzuschreiben, aber am Dienstag Mittag werde ich es Ihnen gewiß überschicken ...“

11. Ausrede: (Brief Nr. 21, Tieck an Nicolai, ca. eine Woche später?)

„Ich bin sehr beschämt, und es tut mir unendlich leid, daß ich ... auch heute noch das Mskpt nicht überschicken kann, ich hatte einige nötige Geschäfte, die mich abgehalten haben, es in Ordnung zu bringen und abzuschreiben, aber künftigen Sonnabend denke ich es Ihnen gewiß zu senden ...“

12. Ausrede: (Brief Nr. 22, Tieck an Nicolai, ca Mitte des Jahres 1798)

„Sie werden mich entschuldigen, wenn ich Ihnen sage, daß ich noch krank war und daß ich mich seitdem verheiratet habe; die Einrichtungen haben mich so verwirrt gemacht und mir alle meine Zeit geraubt, so daß ich wirklich in der Unruhe die >Straußfedern< vergessen [?] hatte. Vor Ende dieses Monats schicke ich Ihnen gewiß den Rest des Mskpts ...“

Merkwürdig ist wiederum, daß das Datum dieses Briefes fehlt. Tieck heiratete Malchen Alberte am 3. Mai 1798, die >Straußfedern-Geschichten< erschienen an Michaeli, Ende September, und wiederum ein halbes Jahr später, ca Ende März 1799!

Ludwig Tieck hatte im Jahre 1798 alles Vertrauen bei Nicolai verspielt. Nicolai, der alte, erfahrene Verleger, zweifelte sogar an Tiecks Verfasserschaft. So berichtet Köpke in seiner Tieck-Biographie, Seite 202:

„Als er [Tieck] seine Erzählung [gemeint ist die Erzählung: >Die beiden merkwürdigsten Tage aus Siegmund's Leben<] Nicolai [...] überreichte, war dieser durch ihre Vorzüge vor den frühern nicht wenig überrascht. Er [...] wünschte eine genaue Nachweisung des Originals. [Das heißt mit anderen Worten: Nicolai glaubte Ludwig Tieck nicht, daß er der Verfasser dieser Erzählung sei!] Tieck's Antwort, er habe sein [geistiges] Eigentum gegeben, wies er [Nicolai] mit ungläubigem Lächeln ab. Als später einmal beide allein waren, kam er [Nicolai] auf dieselbe Frage zurück, und begann im Tone väterlicher Ermahnung: „Jetzt, lieber junger Mann, sind wir allein; nun können Sie es mir, dem älteren Freunde, offen gestehen, woher Sie jene Geschichte genommen haben. Wo steht das Original?“ Auf Tieck's Versicherung, daß er nichts zu gestehen habe, die Geschichte sei Original und sein Eigentum, erwiderte er: „Für so eitel hätte ich Sie doch nicht gehalten!“ und brach das Gespräch nicht ohne Empfindlichkeit ab ...“

Wie kam es dazu, daß Nicolai die Ungeheuerlichkeit, ja die Tollkühnheit begehen konnte, die Werke Ludwig Tiecks in einer unrechtmäßigen Ausgabe - ohne vom Verfasser dazu legitimiert zu sein - herauszubringen? War Nicolai so „geschäftsuntüchtig“, so naiv, um nicht genau zu wissen, daß er deswegen vor Gericht belangt werden könnte? Oder steckt dahinter etwas ganz anderes? Ich wage diese Hypothese: Nicolai unternahm das „Experiment“ einer illegitimen Ausgabe von (angeblichen) Werken Tiecks, die bisher teilweise unter Pseudonymen oder völlig anonym veröffentlicht wurden, um den wahren Verfasser der Werke Ludwig Tiecks zu provozieren und um seinen Namen herauszubekommen.

Die nächste Panne Tiecks bei Nicolai grenzt ans Groteske. Rudolf Köpke berichtet:

„Jetzt übersandte er [Tieck] Nicolai die drei ersten Akte der >Verkehrten Welt<, dann ließ er nach einiger Zeit die beiden letzten folgen ... Er [Ludwig Tieck] hatte in

seinem Eifer völlig übersehen, daß es sich hier um ein einziges Drama handle. Weil es ihm in zwei Sendungen zugegangen war, hatte er zwei verschiedene Lustspiele daraus gemacht!“

Ich bin der Überzeugung, daß Ludwig Tieck den Fehler oder die Nachlässigkeit beging, das Drama mit dem 3. Akt für abgeschlossen anzusehen. Wahrscheinlich hatte er sich nicht einmal die Mühe gemacht, das Werk seines Vaters zu lesen! Einige Wochen später erhielt er von Goethe auch noch den 4. und 5. Akt übersandt. Tieck glaubte, es wäre ein neues Werk und sandte es ebenfalls an Nicolai. Daher ist es keineswegs verwunderlich, wenn der Verleger Nicolai langsam aber sicher an dem „Dichter“ Ludwig Tieck zu zweifeln begann.

Köpke möchte nichts Geringeres als ein „Ammenmärchen“ für Wahrheit ausgeben, wenn er uns folgendes berichtet:

„Es fehlten [in Nicolais unrechtmäßiger Ausgabe von Tiecks Werken] die Erzählungen in den >Straußfedern<, [außerdem die Werke] >Allamoddin<, >Der Abschied< und >Herr von Fuchs<, drei dramatische Jugendversuche, welche Wackenroder während Tiecks Abwesenheit 1797 hatte in Leipzig drucken lassen, um den Freund zu überraschen ...“

Wer jemals versucht hat, ein schöngeistiges Werk bei einem Verlag anzubringen, der kann sich in seinem Leben nur noch einen Freund wie W(ackenroder) wünschen! So ganz nebenbei, während Ludwig Tieck „abwesend“ war, hatte der edle Freund W. drei Dramen (nicht nur ein Drama, nein, gleich drei!) bei einem Verleger unter Vertrag gebracht! Diese Lüge Köpkes ist so grandios, daß man erst bei genauerem Nachdenken erkennt, wie plump und dummfroh sie eigentlich ist. In Wirklichkeit waren es Werke Wolfgang Goethes, die von Goethe selber unter Pseudonymen oder völlig anonym einem oder mehreren Leipziger Verlegern zugespült wurden.

Ein weiteres Indiz für meine These: Nicolai konnte ja gar nicht wissen, daß Tieck der Verfasser der Werke >Allamoddin<, >Der Abschied< und >Herr von Fuchs< ist, daher konnte er sie auch nicht in seine Ausgabe von Tiecks „gesammelten Werken“ aufnehmen!

Ludwig Tiecks wahres Verhältnis zu Sophie Tieck

Wir wissen bereits, daß Sophie Tieck nicht die leibliche Schwester, sondern nur die Ziehschwester Ludwig Tiecks war. Dieses Geheimnis kannten, außer Goethe und einigen Vertrauten, nur noch das weimarische Herzogs- und das preußische Königshaus. Die Zensur des Zweiklassensystems verhinderte, daß die Lebensgeheimnisse des „weimarischen Olympiers“ an die Öffentlichkeit gelangen konnten.

Das außergewöhnliche Verhältnis zwischen den beiden „Geschwistern“, die gar keine Blutsverwandte waren, führte zu grassen Mißverständnissen über Ludwig und Sophie Tieck. Am strengsten und ungerechtesten wurde über Sophie geurteilt. Josef Körner, der Entdecker und Herausgeber eines umfangreichen „Briefschatzes“ aus den Jahren der Frühromantik, betitelte Sophie noch mit dem wenig schmeichelhaften Namen „Vampir-Weib“. Für Frauenrechtlerinnen bietet sich hier noch ein weites und unbearbeitetes Feld. Ich beschränke mich in den beiden folgenden Kapiteln auf die Darstellung von Sophies Verhältnis zu ihren drei Liebhabern, Ludwig Tieck, August Wilhelm Schlegel und Baron von Knorring. Ihren Ehemann Bernhardi, den sie zwischenzeitlich heiratete, hatte sie, laut einem Brief an A. W. Schlegel, angeblich nie geliebt.

Dr. Theodor Mundt schrieb in einem Artikel über Ludwig Tieck (siehe das Kapitel: Ludwig Tieck im Urteil der Literaturkritik), daß er mit seiner Schwester Sophie in „unzüchtigen Flammen“ gestanden habe. Der Tieck - Biograph E. H. Zeydel folgerte daraus eine inzestuöse Beziehung. Theodor Mundt irrte wohl nur in der Frage der Blutsverwandtschaft: Er konnte nicht wissen, daß Sophie und Ludwig Tieck gar keine leiblichen Geschwister waren. In Berlin scheint jedenfalls, bereits zu Tiecks Lebzeiten, das

Gerücht kursiert zu sein, daß der angebliche „König der Romantik“, Ludwig Tieck, der Schriftsteller ohne Tabus und Moral, siehe sein angebliches Werk >William Lovell<, auch mit seiner Schwester ins Bett gegangen sei.

Geliebt haben die Beiden sich mit Sicherheit. Mit Sicherheit war auch Sophies Liebe zu Ludwig größer als umgekehrt. Ob es auch zur körperlichen Liebe kam, was zu damaliger Zeit nicht ohne sichtbare Folgen bleiben konnte, dafür habe ich bislang keinen Anhaltspunkt finden können. Höchstwahrscheinlich hat das Eingreifen Seiner Exzellenz, des Herrn Geheimrat von Goethe, die Gefahr noch rechtzeitig gebannt, zumindest den Skandal vertuscht, falls es bereits zu spät gewesen sein sollte.

Das Verhältnis zwischen Ludwig und Sophie Tieck war bereits vor Beginn von Ludwigs Studienzeit mehr als ein rein geschwisterliches. Ludwig wusste spätestens bei seinem Umzug aus dem Haus des Pflegevaters Tieck in das des Komponisten Johann Friedrich Reichardt, dass er der natürliche Sohn des weimarischen Geheimrats Johann Wolfgang von Goethe war. Damit veränderte sich sein Verhältnis zur Ziehschwester Sophie grundlegend. Auch Sophie Tieck erfuhr noch vor Beginn von Ludwigs Studium in Halle, dass er nicht ihr leiblicher Bruder war. Das Unheil geschah: Die beiden Geschwister, die gar keine Blutsverwandten waren, verliebten sich ineinander. Natürlich mussten die beiden Liebenden ihre Liebe vor den Verwandten und Bekannten vorerst geheim halten. So lange zumindest, bis Ludwig sein Studium abgeschlossen haben und über eigenes Einkommen verfügen würde. Aber die Briefe, die sie sich schrieben, sprechen eine zu deutliche Sprache.

1. Brief: Ludwig an Sophie – Bülzig vor dem 1. Mai 1792³⁶

Liebe Schwester

Wie geht es dir? Was machst du? Ich bin ganz wohl, und wenn diese Nachricht etwas du deinem Wohl beitragen kann, so glaube es nur ganz zuverlässig. Ich denke bei meinen Spaziergängen recht oft an dich und dann fällt es mir immer recht lebhaft ein, wie sehr du mich geliebt hast, so daß ich jetzt wirklich gar nicht einsehe, wie ich dir diese Liebe einst vergelten könnte, ja auch, einmahl wie ich dir dafür danken soll. Wenn du zu meinem Glück recht [v]iel beitragen willst, so bleibe stets recht gesund, sei vergnügt und heiter, und dies wird auch mich vergnügt und heiter machen. [...]

Kommentar: Der Satz „und dann fällt es mir immer erst recht lebhaft ein, wie sehr du mich geliebt hast, so daß ich jetzt wirklich gar nicht einsehe, wie ich dir diese Liebe einst vergelten könnte“ ist höchst merkwürdig. Es beschleicht mich der Verdacht, dass dieser erste Brief Ludwig Tiecks Teil eines systematischen Planes war, nämlich der Ziehschwester halbversteckt und schonend deutlich zu machen, dass eine Fortsetzung ihrer Liebesbeziehung nicht möglich sei. Ich bin überzeugt, Ludwig Tieck wurde durch den Komponisten und Kapellmeister Reichardt, hinter dem wiederum Goethe steckte, beredet, ja geradezu eindringlich beschworen, die Liebelei mit seiner Schwester Sophie während seines Studentenlebens langsam einschlafen zu lassen und zu beenden. Es kam jedoch alles ganz anders.

3. Brief: Sophie an Ludwig - [Berlin] Montag den 6tn May [1792]

Lieber, bester Bruder

[...] Ach mein lieber Bruder ich vermisse jetzt recht deine Gesellschaft ich bin jetzt so einsam ach wen ich dich doch nur einmal spechen könnte aber dazu habe ich noch lange keine Hofnung ich bitte dich recht sehr schreib mir doch ja bald ich sehne mich recht nach einem Brief von dir mir ist immer als wärest du recht böse auf mich. [...] Lebe wohl mein Bester und höre nicht auf mich zu lieben deine Freundschaft ist der einzige Ruhepunkt auf welchen ich gern verweile das ich dich immer gleich starck lieben werde daran wirst du nicht zweifeln. Lebe wohl.

Sophie Tieck

³⁶ Dieser wie auch die folgenden nummerierten Briefe sind, sofern nicht ausdrücklich erwähnt, abgedruckt in >Letters to and from Ludwig Tieck and his circle<, collected and edited by Percy Matenko, Edwin H. Zeydel and Bertha M. Masche, Chapel Hill 1967.

4. Brief: Ludwig an Sophie – Halle, ca. Mitte Mai 1792

Liebste Schwester

Auch deinen zweiten Brief habe ich erhalten und ich muß gestehn, daß er mir mehr Freude gemacht hat, als der erste, du schreibst schon vergnügter und beruhigter, über den ersten habe ich mich etwas gekränkt, du sprichst so krank und matt darinn, daß man glauben sollte, du gehörtest zu den Emp[f]indlerinnen. [...]

Tieck

7. Brief: Ludwig an Sophie – Halle, den 9ten Juli 1792

Liebste Schwester

Ich schicke die Quittung und das üb[ri]ge ab, grüße meine Eltern und laß doch von Griesen oder Vatern daß Stipendium heben, daß du es künftigen Posttag abschicken kannst, den ich brauche jetzt wirklich Geld. – Man darf nur beim Stadtverordneten oder Kirchenvorsteher und zugleich Brauer Matthes in der Stralauer Strasse die Quittung und das übrige vorzeigen. Wenn es irgend möglich ist, so schicke gleich nach Empfang dieses das Geld auf die Post. [...] In größter Eil. J. L. Tieck

8. Brief: Ludwig an Sophie – Halle, am 17. Juli 1792

Liebe Schwester,

wie kömmt's denn, daß ich keine Antwort von dir erhalte habe. – Ich erwartete heute so gewiß eine Antwort und auch das Geld, weil ich es ziemlich nöthig brauche, allein du hast nicht geschrieben [...] Das Geld [das Stipendium] wird vom Brauer und Kirchenvorsteher Matthes in der Stralauerstraße abgefordert. [...]

10. Brief: Sophie an Ludwig – Berlin, den 4ten [August] 1792

Liebster Bruder [...] ich habe keinen Groschen und Vater kann auch nicht die 100 Thaler sind uns nun am Dienstag versprochen dan will ich sie auch sogleich schiken. Der Prediger Lüdeke läßt dich grüßen er wundert sich daß du ihm die Quitung nicht schickts [schickst] er kann dir das Geld denselben Tag schiken an welchem er sie erhält ich weis nicht wie du daß hast vergeßen können da dir daß Geld doch mangelt. Ach liebster Bruder du magst recht in Verlegenheit sein es quält mich recht daß ich dir nicht helfen kann sei nur deshalb nicht böse auf mich [...]

11. Brief: Ludwig an Sophie – Halle, den 7ten Aug. 1792

Liebste Schwester,

wie hast du es nur über das Herz bringen können zu denken, daß ich deinen Brief unwillig hin werfen würde, weil du mir kein Geld schickst? Nicht wahr, es ist nicht dein Ernst? Es thut mir überhaupt ausserordentlich leid, daß du dich über diese Kleinigkeit so ängstigst, da ich dies Geld so ausserordentlich nöthig gar nicht brauche, als du dir einzubilden scheinst, es wäre besser wenn ich es hätte, aber da es ist nicht, so verliehre ich gar nichts dabei, meine Lebensart geht dennoch fort, wie sonst [...]

Ob ich und Schmol noch Freunde sind? – Wenigstens sind wir nicht das Gegentheil. Ich will dir aufrichtig schreiben: Schmol ist kein Mensch für mich, du mußt dich aber ja hüten, daß du deswegen da ich aufrichtig bin, nicht auf mich böse wirst, statt es auf S[chmohl] zu werden, da ich weiß, daß du viel Theilnahme an ihm nimmst, und mehr als er verdient, denn du (ich schmeichle nicht) denckst und empfindest unendlich feiner, du bist bei weitem klüger als er, du denckst ungleich männlicher als er, und verdienst in jeder Rücksicht tausendmahl den Vorzug vor ihm, wenn du auch nicht meine Schwester wärest, ich würde eben so sprechen. Daß er ein gutes, sehr gutes Herz habe, kann und will ich nicht läugnen, aber ein guter Mensch, der nichts weiter als gut ist, ist noch sehr wenig. Und ob er auch diese Herzensgüte stets behalten wird? Wenigstens möchte ich mir wünschen, daß sie in einen Kampf mit seinen Hauptneigungen käme, wenigstens ist sein Character manchmal sehr zweideutig. Daß er die Eitelkeit selbst ist, wirst du zugeben [...] Seit ich ihm d[ie]se Schwachheit erwiesen [im Sinne von: gezeigt oder gesagt] habe, ist er (dencke wie armselig) mein Vertrauter nicht mehr. Er verheimlicht mir izt alles. Er ist im Denken und Empfinden ein Pedant, in seinen Augen ist kein Mensch (ohne Ausnahme als etwa Biester)

verehrungswürdig als der Bauer: Diesen und [die] Künstler schätzt er nur, um keine Blöße zu geben, denn er ist ohne allen jugendlichen und poetischen Enthusiasmus. [...] – Schon in Berlin (ich habe d[ie]sen Streich [von Schmohl] erst vor einiger Zeit erfahren) schrieb er an Reichardts, er war besorgt, Bothe [Bode?³⁷] mögte übel von ihm sprechen und so aus der Gunst Reichardts verdrängen (welche kleinliche armseel'ge Besorgniß!) er theilte mir diesen Gedanken mit und auch den, daß er R[eichardt] schreiben wolle, sie sollten sich vor Bothen [Boden] in Acht nehmen. – [...] In einem andern Brief aus Berlin an R[eichardt] hat er nun entsezliches Geschwätz gemacht von unserm Zusammenwohnen, von unsrer Einrichtung, unsrer Armuth, der Vorsehung und gnädigen Gönnern [wie Goethe] u. s. w. – Du weißt, wie entsezlich verhaßt mir eine solche anscheinliche Bettelhaftigkeit ist (wenn sie es im Grunde auch nicht sein mag) es ist kein verhaßteres Verhältniß, als jemandem Verpflichtungen zu haben, (wenn er nicht mein vertrauter Freund ist) und das mit mir und R[eichardt] nun gar nicht einmahl der Fall ist, war mir der ganze Brief, als wenn er drinn bäte, sie mögten uns doch recht oft zum Essen einladen; du kannst denken, wie ich mich ärgerte, - doch di[e]se Alteweiberschwatzhaftigkeit habe ich ihm verziehen. [...] An einem Nachmittage, wo ich bei Rei[c]h[a]r[ds] bin, sucht er meinen Kofferschlüssel, schließt ihn auf, und liest den ganzen Brief von dir, worinnen du ihn gegen mich vertheidigt hast? – Thut dies wohl ein offener Mensch, der nur einige Delikatesse besitzt, ich will nicht sagen ein ehrlicher? – Auch diesen dummen Streich habe ich ihm verziehen, und fast hätte ich ihm um Verzeihung bitten müssen, so eigensinnig war er und so wenig fühlte er das Gemeine seiner Handlung [...]

Für dein neuliches liebes Geschenck dancke ich recht sehr, tausendmahl, - aber liebe Schwester, - nicht unnöthig in der Zukunft, hörst du? – Zwinge dir nicht selbst etwas Nothwendiges ab, um es mir etwa zu schicken, denn ich habe die Aussicht wirklich, ziemlich gut zu leben, - ich schreibe jetzt für Rambach eine kleine Erzählung, dann einen ansehnlichen Roman, dann schicke ich ihm Alla-Moddin, und Anna Boleyn, - alle d[ie]se Sachen sind schon bei mir bestellt, - aber sage keinem Menschen etwas davon, - daher bitte ich dich auch recht sehr, meine lieben Eltern nicht dahin zu bewegen mir etwas [Geld] zu schicken, denn ich weiß, wie nö[h]ig es mein Vater braucht, vorzüglich für den guten Christian [noch ein weiteres Kind der Eheleute Tieck?] – also hörst du? Nicht so etwas? – Wenn ich hier fleissig bin, kann es mir nie mangeln mein lieber Rambach hatt es mir zu gewiß versproch[en], der Contract mit dem Buchhändler (der mir wenigstens 150 R[eichs]t[haler] verschafft) ist auch schon seit Ostern gemacht – Verzeih, daß ich von Geldsachen spreche, es ist sonst meine Sache gar nicht, es geschehe auch bloß um dich zu beruhigen. [...]

Pieskern hab' ich selbst gesprochen, ich bin nach Bilzig zu Schmole mit Schwiegern geritten, wo ich den lieben alten guten Jungen antraf, er und Spillner lassen herzlich grüssen. [...] Ich gehe viel mit Burgsdorf um, der mich sogar bereden will auf Michaeli mit ihm nach Göttingen zu gehen; wenn ich kein Stipendium hätte³⁸, wer weiß, was ich thäte, denn er ist unter allen hier mein bester Freund! Von ihm kann ich auch soviel Geld leihen, als ich will, wenn ich es sehr nöthig brauchte, also mach dir ja keine unnöthige Sorgen. [...]

12. Brief: Sophie an Ludwig – Berlin, den 8ten August 1792

[Anfang fehlt] Jetzt eben erhalte ich daß Versprechen daß Vater dir durch Wackenroder etwas [Geld] schicken will wen[n] Wackenroder nämlich noch vor Dienstag in Halle ankommt [...] Zudem lieber Bruder kann ich mich darüber gar nicht freuen weil es Vater dir wieder [am Stipendium] abziehen will wen[n] er das Geld erhält. Vergib ihm daß liebster Bruder er mus daß jetzt thun er ist jetzt sehr gedrängt er würde dir sonst gern recht

³⁷ Möglicherweise ist der Freimaurer und Illuminat Johann Joachim Christoph Bode (1730 – 1793) gemeint, der seit 1778 bis zu seinem Tode in Weimar lebte.

³⁸ Ludwig Tieck ging trotzdem nach Göttingen, obwohl er dadurch sein Stipendium verlor. Wer kam für seinen Unterhalt auf? Der arme Seilermeister Tieck auf keinen Fall. Und ausgerechnet Ludwig Tieck soll das Kunststück fertiggebracht haben, von seinen schöngeistigen literarischen Werken existieren zu können? Unmöglich! Goethe kam natürlich für die Unterhaltskosten auf.

viel geben es kränkt ihn selbst daß er dich wie einen Fremden behandeln mus den[n] so eine Auslage von einigen Tagen würde man für einen jeden machen. [...]

13. Brief: Ludwig an Sophie – Halle, am 1ten Sept. 1792

Liebe Schwester

Ich reise nun bald von hier [von Halle] ab, spätestens den 12. Sepr. Das ist nun ba[l]d, ich möchte aber vorher alles in Richtigkeit bringen [gemeint ist: die Schulden begleichen], und daß dazu die 3 Louisd'or nicht gereicht haben, kannst du dir wohl selbst denken. – Jetzt brauche ich nun das Geld recht nöthig, bitte doch meinen lieben Vater, daß er es mir ja recht bald, gleich noch denselben Tag, da er diesen Brief empfängt herschickt, ich hatte es schon heute erwartet, je mehr je besser, die ganze Summe wäre mir am liebsten, doch brauche ich sie nicht ganz. – Mit Pieskern werde ich mich wohl acht Tage unterwegs aufhalten, dann komme ich nach Berlin. – Wackenroder wirst du wohl schon gesehn haben.

(Ich habe ihm nie etwas von Schmohl geschrieben, künftig darüber etwas mehr.) [...]

Kommentar: Jedem Fälscher passieren Fehler. So auch hier. In den Briefen W's, alias Goethes, an Ludwig Tieck, wird sehr wohl über den „Fall“ Schmohl gesprochen. Also hat Ludwig Tieck gelogen. Die Lüge oder der literarische Betrug besteht darin, Wackenroder als den Verfasser der Briefe seines Vaters Goethe auszugeben. Siehe oben >Unbekannte Briefe Goethes an Ludwig Tieck<, 7. Brief.

Ludwig Tieck verließ wohl Anfang September Halle. Nach einem Besuch in Berlin, wo er seine geliebte Ziehschwester Sophie sah, reiste er über Dahme, Leipzig und Nordhausen nach Göttingen, wo er am Abend des fünften November ankam.

14. Brief: Ludwig an Sophie – Göttingen, am 6ten Novbr. 1792

Liebste Schwester

Verzeih doch ja, daß ich dir in so langer Zeit nicht geschrieben habe, aber es war mir nicht eher möglich, denn ich bin erst gestern Abend in Göttingen angekommen. [...]

Ich befinde mich hier [in Göttingen] recht wohl, ich wohne charmant, in der besten Straße, die Stadt ist sehr niedlich, die Seiten mit Quadren gepflastert, was man in Berlin nicht einmahl hat, auch die nächtliche Beleuchtung ist weit besser als in Berlin, des Mittags esse ich in einem schönen Gasthofe mit lauter Grafen und Herrn und trincke täglich zu vier Gerichten meinen schönen Rheinwein, einige Collegia habe ich auch schon angenommen, kurz, ich lebe hier so angenehm, als ich es nur verlangen kann. Es gefällt mir hier unendlich mehr als in Halle.

Sage meinem lieben Vater, daß er ja nicht glauben soll, daß ich Geld nöthig habe, nicht im mindesten, ich weiß, er braucht es weit mehr als ich. Ich dancke ihm noch einmal für seine zärtliche Fürsorge. – Meine Sachen schicke mir doch sobald als möglich, (wenn dafür das Postgeld bezahlt werden könnte wäre es mir sehr lieb, denn ich habe fast kein Geld mehr übrig) vorzüglich vergiß meine Papiere nicht, gar nichts daran mußst du vergessen, packe lieber etwas zu viel als zu wenig ein, denn ich möchte nichts gern vermissen, suche doch nach einem Manuscript von Rambach, es ist der Anfang eines Ritterromans, auch dies schicke mir. Noch eins, bitte doch Wackenroder, der dir diesen Brief bringen wird, daß er dir von Bernhardi den zweiten Act der >Anna-Bolyn< holt, packe auch diesen ja mit ein, auch die Briefe vergiß nicht, - kurz nichts, nichts meiner schriftlichen Sachen, - auch die nicht, die von Schmols Hand sind, wie >Das Reh< und >Abdallah<. [...]

Dein Dich zärtlichst liebender Bruder, Tieck.

Kommentar: Schmohl half Ludwig Tieck beim Abschreiben (Kopieren) der Werke Goethes. So kam er hinter das Geheimnis, dass Tieck gar nicht der Verfasser der Werke war, die er kopierte.

15. Brief: Ludwig an Sophie – [ca Anfang November 1792]

Liebe Schw[ester]

Du bist doch noch gesund? Ich will es hoffen, ich wünschte, du hättest izt nur die Hälfte von meiner Gesundheit, denn ich befinde mich hier ganz ausserordentlich wohl. [...]

Ich will dich nochmals erinnern, ja nichts von meinen Papieren zu vergessen, wenn du die Sachen noch nicht abgeschickt hast, so laß doch noch von Bernhardi den Anfang des >Philopömen< holen, grüsse ihn von mir, wenn du ihn sehn solltest, doch ich vergesse mich, du erhältst ja diesen Brief durch ihn, und ich wollte dir eben auftragen ihm zu sagen, daß er auch heut einen Brief von mir bekommen sollte. Suche doch ja nach der Scene zwischen Anna und der Rochford im dritten Act, ich kann nicht weiter arbeiten [richtiger: nicht weiter abschreiben], wenn ich die [Szene] nicht habe. [...] Suche ja recht nach allen meinen Papieren, auch meine Briefe vergiß ja nicht. [...]

Dein zärtlicher Bruder.

17. Brief: Ludwig an Sophie – [Göttingen], am 20ten Novbr. 1792

Liebste Schwester

Wie geht es dir denn? Mich wundert, daß ich noch keinen Brief aus Berlin erhalten habe, doch, die Post ist wahrscheinlich daran Schuld, du bist doch wohl, und meine lieben [Pflege] Eltern auch und alles im ganzen Hause steht doch noch wie sonst? – Ach, wenn ich erst eine Weile wieder von dir gewesen bin, dann fühle ich erst recht, wie viel du mir bist, werde um Gottes willen nicht krank, das mußst du mir ja nicht zu Leide thun, wenn ich von dir entfernt bin, dann fangen mir meine Dummheiten erst recht an, zu gereuen, wodurch ich dich so manchmal, selbst diesen Michaelis noch beleidigt habe, du mußt sie nicht auf meine Rechnung schreiben, denn glaube mir, ich liebe dich so sehr, als ich nur irgend etwas in der Welt lieben kann, ich kenne aber auch nur sehr wenig Menschen, die es so sehr verdienen sollten als du, und es bleibt dabei! Wir ziehn noch ein[m]ahl zusammen, du kannst dich darauf verlassen: Auf Ostern freue ich mich schon recht sehr, vollends wenn unsre Reise noch zu Stande kömmt. – Mein neuerliches Urtheil über Schmoln widerrufe ich, er hat mir einen langen Brief geschrieben und darinn die bitterste Reue über seinen dummen Streich gezeigt, er bittet mich und dich tausendmahl um Vergebung.[...] Hat Wakkenrod[er] dich indeß besucht? Ist ein Ofen in der Stube gesetzt? Hast du englisch gelernt? – Antworte mir und schreibe mir immer hübsch lange Briefe, - du solltest auf Ostern gleich mit nach Erlangen gehen, das wäre wohl das gescheidteste. [...] Ich bin hier übrigens sehr fleißig, nicht so faul wie in Halle, ich besuche die Collegia sehr regelmäßig. – D[ein] [z]ärtlichster Bruder, Tieck.

19. Brief: Sophie an Ludwig - [Berlin ohne Datum]

[Anfang fehlt] ... dieser Welt so selten werden unsere Wünsche erfüllt das Glück unseres Lebens hängt so oft von einem kleinen ohngeferen Zufal ab doch was schreibe ich schon wieder ich will durchaus so etwas nicht mahl denken.[...] Lebe wohl mein bester [i]ebster Bruder ich sehne mich jetzt recht nach dir – ich kann die Thränen ohnmöglich unterdrücken das mein heißes Wünschen vergeblich ist lebe wohl ich küße dich in Gedanken lebe wohl und denke oft an Deine zärtliche Schwester Sophie Tie[c]k.

20. Brief: Ludwig an Sophie – Göttingen, am 23ten Decbr. 1792

Liebste Schwester

Tausend, tausend Danck für deinen schönen langen Brief, er hat mir erstaunlich viel Freude gemacht, schreib mir doch ja öfter so und bleibe nur immer, so wie meine lieben [Pflege] Eltern, gesund, dann will ich auch hier in Göttingen, 40 Meilen vor dir, recht vergnügt und froh leben. Verzeih mir, daß ich dir in so langer Zeit nicht geschrieben habe [...]

Daß ich dich liebe, und ewig lieben werde, davon kannst du versichert sein, du mußt mich ja auch in dieser Rücksicht schon kennen, mache dir also deshalb keine unnütze Bedenklichkeiten (im Sinne von: unnütze Gedanken), sei darüber ganz ruhig, ich werde immer der bleiben, der ich izt bin. [...]

In deiner Besorgniß wegen der Wellern, erkenne ich deine ganze Liebe, allein sie ist wirklich ohne Grund, liebe Schwester, denn aufrichtig gesagt, sie ist mir jetzt wirklich ziemlich gleichgültig, denn ich habe gefunden, daß sie im Grunde nichts als ein gewöhnliches Frauenzimmer ist. Du siehst also wohl, daß sie mich nicht von meiner Thätigkeit abhalten wird, und daß sie dir noch weniger Eintrag thun kann, du hast

überhaupt diese ganze Sache zu ernsthaft genommen, es war bloß eine Art von vorübergehender Trunckenheit, weiter nichts! Ich habe ihr zwar von hier [Göttingen] geschrieben, allein sie kommt vielleicht nicht nach Berlin, nicht weil sie nicht hinwollte, sondern weil ich sie wirklich nicht gern mitbringen möchte, es würde im Hause viel Unruhe machen, und dann könnt' ich deinen Umgang ja noch weniger genießen. [...]

Dein aufrichtiges Urtheil über meinen >Adalbert< hat mir sehr gefallen und was noch mehr ist, du hast in allen Stücken Recht, den Schluß in Versen etwa ausgenommen. Du weißt ja wohl von mir, daß ich nicht zu den eiteln Schriftstellern gehöre, die gleich böse werden, wenn man sie tadelt, ich gewöhne mir auch von Tag zu Tag den Fehler immer mehr ab, wo ich ihn ja noch irgendeinm[a]hl an mir bemercke. [...]

Ob Wak[enroder] es übel nehmen wird, daß du ihm nicht nach seinem Stande begegnest? Wie kam dein sonst so gesunder Menschenverstand zu dieser närrischen Frage? Das sage mir nur ein[m]ahl. – Als wenn sich nicht alle Menschen in der Welt gleich wären, nur das Herz adelt, alle ohne Ausnahmen sind sich gleich. Wenn Wak[enroder] so etwas übel nehmen könnte, so könnte er auch von diesem Augenblick an mein Freund nicht mehr sein. Ich bin überhaupt in meinem Demokratismus (dies Wort wird dir doch wohl nicht fr[e]md sein) eher eifriger als kälter geworden. – Ich glaube nicht daß diese Idee dein Ernst war, die Welt wird überhaupt wahrscheinlich nächstens dahin kommen (wenigstens müssen es alle vernünftigen Menschen wünschen) daß man all' das schaaale Complimentenwesen abschafft, daß nur Verdienst geschätzt wird und jeder Thor und schlechter Kerl verachtet [wird], er mag auf dem Thron sitzen oder einen Plundermatzkarren schieben.

Ich habe vor einigen Tagen auch deinen zweiten lieben Brief erhalten.

Schmol ist ein Narr, nichts weiter. –

[...] Wie wir unsre Comödien schrieben, das war doch wahrhaftig keine üble Zeit, jetzt ist nun auch die Zeit da, wo wir oft mit einer peinigenen Ungeduld das Aufstehn des Vaters und unser Weihnachtsgeschenck erwarteten, um uns kranck zu essen, und ein bischen zu prügeln. Alles das ist freilich izt vorbei. Zum Theil ist es gut, zum Theil wieder nicht, wie man es nimt.

[...] Lebe du recht wohl, zu tausendm[a]hle, Dein zärtlicher Brud. Tieck.

21. Brief: Ludwig an Sophie – Göttg. Am 16ten Jan. 1793

Liebe Schwester

[...] Ich habe wieder ein großes Werk an Rambach geschickt, Wakk[enroder] wird wohl so gut sein, es dir zu bringen, oder auch vorzulesen, es ist aufrichtig gesagt noch schlechter als >[Adalbert und] Emma<. [...]

Ich werde dich immer lieben, so lieben, wie ich nur jemand lieben kann, davon kannst du überzeugt sein [...]

Dein zärtlichster Brud. Ti[e]k.

Den folgenden Brief Ludwig Tiecks an Sophie fand ich im Staatsarchiv Berlin. Er ist, meines Wissens, noch nicht publiziert worden.³⁹ Ich mußte mich also zuerst einmal an die mühsame Arbeit machen, den Brief aus der altdeutschen Handschrift zu übersetzen. Dieser Brief ist höchstwahrscheinlich ein Originalbrief Ludwig Tiecks, während mehrere andere, die im Goethehaus in Frankfurt, in der Sammlung Kippenberg in Düsseldorf und im Staatsarchiv in Berlin aufbewahrt werden, Abschriften von Rudolf Köpke sind, die daher nur mit allergrößter Vorsicht verwendet werden können, da der Makel der Unehrllichkeit und der bewußten Manipulation an ihnen haftet.

Ludwig Tiecks an Sophie Tieck – Göttingen, 10. August [17]93⁴⁰

Liebste Schwester

Du hast gewiß schon lange auf einen Brief von mir gewartet und ich muß es zugeben, meine Trägheit im Briefschreiben ist unverzeihlich. Doch, verzeihe mir, liebe

³⁹ Nicht abgedruckt in >Letters to and from Ludwig Tieck and his circle<, collected and edited by Percy Matenko, Edwin H. Zeydel and Bertha M. Masche, Chapel Hill 1967.

⁴⁰ Im Besitz der Staatsbibliothek Berlin, Autogr. I/1871.

Schwester, bald will ich nun alle diese Sünden in Berlin wieder gut machen, denn es dauert nun gar nicht mehr lange, so bin ich dort. Nur noch einige Wochen, denn am 10ten September reise ich schon von hier [Göttingen] fort nach ... [unleserlich] und dann komm ich gleich nach Berlin. - dann will ich dir von bösen Krisen erzählen, jetzt habe ich nicht Zeit, oder Ernst dazu. - Was macht deine Gesundheit - Nimm dich ja bei dem jetzigen Wetter vor Erkältungen in Acht, die Reise ist in den hiesigen Gegenden sehr scheußlich und gefährlich. [Sophie wollte wohl gerne zu ihrem Geliebten – Ludwig Tieck - nach Göttingen reisen.] Auch vor Zahnschmerzen hüte dich, wenn du auch zuweilen Entkräftigung spürst, so trinke doch zuweilen ...[unleserlich], die soll gegen die Auszehrung sehr gut sein und ich fürchte immer so viel für dich! - Nimm dich ja in Acht! hörst du!

Was machen meine Eltern? - Was macht der Künstler? Ich freue mich ausserordentlich, euch alle nun so bald wieder zu sehen.

Frage doch den Künstler einmahl, ob er wohl aus einem Kupferstich eine gute Büste machen könne; wenn das geht, so soll er mir in Berlin den Schakspear [Shakespeare] abgießen. Ich wünsche, daß es möglich wäre. - Er ist doch gesund? ... [unleserlich] Ich mag an keinen Menschen nun noch viel schreiben, da ich so bald nach Berlin komme.

Schicke doch den inliegenden Brief sogleich auf die Post, der [für] Piesker ist. Auch ein sehr großes Weh, daß er mir gar nicht schreibt.

... [unleserlich] Grüße alle Menschen, die auch etwas von mir wissen wollen, vorzüglich aber dich selbst, damit du nicht wieder glaubst, ich hätte dich vergessen; eine Krankheit, die du wie schon so oft gehabt hast und die dich jetzt gewiß wieder umgewendet hat. Meine liebe Schwester, ich denke Tag und Nacht an dich und fürchte beständig, du möchtest [dir] Kummer machen; auch um meine [Pfleger]-Eltern bin ich besorgt, manchmal fällt mir auch der Künstler ein [gemeint ist: Ziehbruder Friedrich Tieck, „der Künstler“ genannt, weil er Bildhauer war], der sich immer gern so große Sachen in den Kopf setzt, oder von Treppen herunterfällt, und dergleichen mehr.

Vergiß nicht, daß ich am 10ten September von hier abreise; antworte mir also baldmöglich [auf] diesen Briefen, sonst könnte ich deine Antwort leicht nicht mehr in Göttingen erhalten.

Göttingen, den 10ten August [17]93 dein zärtlicher Bruder Tieck
[Name unleserlich, möglicherweise: W(ackenroder)] läßt dich herzlich grüßen.

Die Affaire Ludwig Tiecks mit der Weller aus Dahme, siehe 25. Brief in >Letters to and from Ludwig Tieck and his circle<, Kapitel V: Tieck and his sister Sophie, übergehe ich, da sie wohl wirklich harmlos war, wie Ludwig Tieck gegenüber der Ziehschwester versicherte. Im Oktober 1793 kehrte Ludwig Tieck von Erlangen nach Göttingen zurück, um sein Studium fortzusetzen. Er hatte Sophie zutiefst enttäuscht, weil er sie nicht in Berlin besuchte.

28. Brief: Sophie an Ludwig – Berlin, den 26ten August 1793

[...] Du hattest mir versprochen im Sommer [des Jahres 1793] zu kommen. Du kamst nicht und schriebst ich würde dich auf Mi[c]haeli gewiß sehen. Ich muste also meine Freude ein par Wochen weiter hinaus sch[i]eben und nun schreibst du ich würde dich erst auf Ostern [des Jahres 1794] vielleicht gar erst auf Pfingsten [1794] sehen dan[n] verlangst du ich soll darüber nicht traurig sein und frägst um mich zu beruhigen was du mir in ein par Tagen sein kanst. Überdenke das einmal recht genau und dan frage ich dich ob du meinen Schmerz so ungerecht nennen kanst. [...] Bernhardt besucht mich jezt oft ich liebe ihn sehr er ist mein Freund er schreibt mir Briefe – liest mir seine Schri[f]ten vor kurz wir bringen manchen Abend angenehm mit einander zu wir sprechen viel und oft von dir und freuen uns gemeinschaftlich auf den Augenblick wo wir dich wiedersehen werden [...] Vergiß mich ja nicht schreib ja bald lebe wohl Deine
zärtliche Schwes[ter] S[ophie] Tieck.

Nr. 1 [Schweikert]: Sophie Tieck an Ludwig Tieck – Berlin den 5ten Octb. (1793)⁴¹
Liebster Bruder

Ich sehe Dich also vor Ostern nicht wieder, und darüber soll ich nicht traurig sein. Wirklich lieber Bruder Du verlangst sehr viel, zu viel. Du fragst was Du mir in einigen Tagen sein kannst. Gewiß diese Frage kam nicht aus Deinem Herzen sonst könntest Du ja auch fragen was Du mir in 14 Tagen sein könntest. O Gott was wollte ich darum thun Dich einen Tag eine Stunde bei mir zu haben und Du fragst was Du mir in einigen Tagen sein kannst. Überhaupt lieber Bruder hat mir Dein Brief aus mereren Gründen sehr wehe gethan es herrscht ein Ton darin den ich mir nicht erklären kann [...]

Du weist das ich alle Hoffnungen und Wünsche auf Dich eingeschränkt habe, wen[n]ich nun glauben müste das[s] Du mich jemals weniger lieben würdest als jetzt. Wen[n] Du Dich jemals erstlich fragtest was ich Dir in ein zwei Tagen sein könnte. Wen[n] es Dir jemals etwas leichtes sein kön[n]te die Freuden des Wiedersehens ein halbes Jahr aufzuschieben wie Du das jetzt von mir verlangst. Lieber Bruder ich würde dan[n] jkede Hoffnung auf eine frohe Stunde aufgeben. Glaube nicht lieber Bruder das[s] ich ohnmöglichkeiten verlange, Du kannst nicht kommen und so wehe mir das thut so mus ich damit zufrieden sein; aber Du forderst ich soll nicht traurig sein das ist ohnmöglich das kann ich nicht unterdrücken. [...]

Schreib mir nur ja sogleich wieder so wie Du diesen Brief erhält ich bitte dich liebster bester Bruder verschiebe es ja nicht den[n] wen[n] ich jetzt lange auf einen Brief warten müste so würde mich das mehr quälen als jemals ich würde dan[n] den Gedanken nicht unterdrücken können das[s] Dich meine Offenherzigkeit beleidigt hätte und das[s] ich dan[n] keinen Augenblick ruhig sein könnte darf ich Dir wohl nicht erst sagen. Schreib ja gleich das ist das einzige was ich jetzt von Dir bitte und das[s] Du mich lieb behälst.[...]

Ich denke es mir jetzt schon so lebhaft wie angenehm er sein wird wen[n] wir uns wieder mündlich unsere Gedanken mittheilen können. Freilich wirst Du dan[n] auch nicht so oft bei mir sein können wie ich wohl wünschte.[...]

Aber Du wirst mir das gewiß vergeben den[n] selbst wen[n] ich Dir unrecht gethan habe so ist es aus zu ängstlicher Besorgnis um dich geschehen. Deine Liebe und Deine Freundschaft ist mir alles und es würde mich unglücklich machen wen[n] ich auch nur einen kleinen Theil davon verliehren sollte. Schreib mir doch auch ob ich Dir den Mantel hinschicken soll und schreib mir ja bald ja gleich wen[n] Du mich nur ein klein wenig liebst. [...] Lebe recht wohl bleibe gesund und vergiß mich nie so wie Dich nie vergeßen wird Deine Dich ewig zärtlich liebende Schwester

Sophie Tieck

35. Brief: Ludwig an Sophie – Göttingen, ohne Datum
Liebste Schwester

[...] Es thut mir innig weh, daß du ängstl. und besorgt um mich bist, daß du dich meinewegen härmst, ich weiß nicht, wie ich dir d[ie]se Liebe zu mir vergelten soll; ich fühle eine wahre Sehnsucht, dich, und meine lieben Eltern und meinen Bruder einmahl wieder zu sehn, ich bin nun fast in einem ganzen Jahr nicht in Berlin gewesen, aber komm ich izt wieder hin, so will ich dafür auch recht viel bloß für dich leben; ich freue mich auf d[ie]se Tage, wie ich mich auf wenig freue. [...]

Dein dich ewig liebender Brud. [Ludwig] Tieck

In diesem jahrelangen Hin und Her von Ludwigs rationalem Entsagenwollen und Sophies irrationalem Festhaltenwollen an ihrer Liebe siegte am Ende – Sophie. Ludwig Tieck kehrte ohne Studienabschluss im Sommer des Jahres 1794 nach Berlin zurück und wurde von Sophie sozusagen in Besitz genommen. Sie lebten bald darauf tatsächlich zusammen. Jedoch gibt es über diese Zeit, von Juli 1794 bis 31. Juni 1797, keine brieflichen Zeugnisse von und über die beiden Liebenden. Das spätere Zerwürfnis und die Zensur leisteten wohl hierbei ganze Arbeit.

⁴¹ Quelle: Uwe Schweikert, >Korrespondenzen Ludwig Tiecks und seiner Geschwister – 68 unveröffentlichte Briefe<, in: Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts, 1971, S. 312-429.

„Um ganz sich selbst zu leben, bezogen Bruder [Ludwig] und Schwester [Sophie] in den Jahren 1795 bis 1796 eine Sommerwohnung auf dem sogenannten Mollard'schen (nachher Wollank'schen) Weinberge vor dem Rosenthaler Tor. Da gab es freilich weder Wein noch Berge, wohl aber versammelte sich auf einer zwischen Sandhügeln liegenden Oase von Kastanienbäumen die elegante Welt Berlins. Hier besprachen die Geschwister [die keine Blutsverwandte waren] und Freunde [Eingeweihte] in Scherz und Ernst die gemeinsamen Interessen in Poesie, Literatur und Kunst“, so der Tieck - Biograph Köpke.

Genau in diesen Zeitraum von 1795 bis 1796 muß die „Zeit der höchsten Liebe“ zwischen dem Geschwisterpaar fallen, die gar keine Blutsverwandte waren.

Der Romantikforscher James Trainer konnte neue Briefe von Sophie Tieck an Ludwig Tieck identifizieren. Er veröffentlichte sie im >Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft<, 24. Jahrgang 1980.

Der 1. Brief ist zu Beginn des Jahres 1800 geschrieben. Sophie spricht darin von „inniger Liebe“ für ihn [Ludwig Tieck], die sie „bis zu ihrem letzten Augenblick begleitet“. Und er, Ludwig, konnte durch Bernhardi, ihren Ehemann (von dem sie bereits getrennt lebte), verleitet werden „mich mit Dingen zu quälen, womit sich die gewöhnlichsten Menschen beleidigen, die nie eine Ahnung von unserer Liebe gehabt haben“.

Im 3. Brief, nach James Trainer nach der Geburt ihres Sohnes Felix, am 2. November 1802, geschrieben, gesteht sie Ludwig „mit einer rechten Angst wacht oft die Liebe zu dir in meinem Herzen auf und ich möchte nur gleich [zu Dir?] hin, tausend Dinge kann ich dir nur mündlich sagen ...“.

Im 4. Brief, nach James Trainer wohl Anfang des Jahres 1803 geschrieben, gesteht sie Ludwig: „Ich kann es nicht aussprechen, welche Sehnsucht ich habe wieder mit dir zu leben und ich begreife nicht, warum du zögerst mir zu schreiben ...“.

44. Brief: Sophie Tieck-Bernhardi an Ludwig Tieck– ca 1804

Liebster Bruder

Mich hat dein Brief mit einer so unaussprechlichen Wehmuht erfüllt, daß ich in Strömen von Tränen mein Leben hingießen möchte. Ich finde keine Worte dir zu sagen wie ich dich liebe und mich erhält in tausend Stunden wie ich dem Schmerz unterliegen würde die Hoffnung das[s] ein neues schönes Leben für uns beginnen soll. Ich bitte ich flehe dich aber laß endlich doch jeden Zweifel enden waß braucht noch zwischen uns hinweg gehoben zu werden ich weiß es nicht. Laß doch die Klagen trüber vergangener Tage vergangen sein warum wollen wir uns immer von neuen quälen mit den Schmerzen die einer dem andern unbewußt zugefügt hat. Warlich wen ich über dich klagte so war es ja nur Verzweiflung daß du meine Liebe nicht ganz so erkennen wolltest wie sie mir im Herzen glühte. Liebster bester Bruder mein geliebter Freund, es schließt sich mir wen[n] ich diese letzte Zeit noch überwunden habe eine himmlisch schöne Zukunft auf und ich denke oft daß ich sie durch diese martervolle Zeit verdienen muß. Ich mag nicht mir selbst alle meine Schmerzen wiederholen. Aber glaube mir ich habe ganz den bittersten Kelch des Lebens ausgetrunken. Kom nur mein geliebter Bruder ich erwarte dich oft mit sensüchtiger Angst und mir scheint die Zeit noch unermeßlich lang. Liebster Bruder quäle mich nicht mehr daß es immer ist in Deiner zärtlichsten Liebe als wen du etwaß noch im Herzen zurickbehieltest irgend ein Mistrauen irgend einen Verdruß Gott weiß daß in meinem Herzen nur die reinste Liebe für dich ist und daß ich an deine Liebe glaube. Ist es den aber anders möglich wie wir eins sind in allen unseren Gefühlen in allen Gedanken wen[n] ich dan[n] zuweilen doch etwaß fremdes etwas abweichendes bemerke daß mich das nicht recht scharf und schmerzlich treffen sollte. Mann sollte es mit stiller Trauer ertragen daß wir doch zwei sind so sehr wir auch vereinigt sind und ich habe gewiß unrecht wen[n] ich meinen Schmerz und meine Klagen darüber laut werden lasse. Du nen[n]st dich alt laß mich die Hoffnung nicht aufgeben daß wir noch von neuen in rechter Jugend wieder aufblühen. Du weist selbst daß mir bis jetzt das Leben noch nie erfreulich war und gränzenloß hart hat mich seine Last in den Jahren wo wir getrennt waren gedrückt. In Freiheit in Ruhe umgeben von der Liebe hoffe ich nun erst Glück und Freude. Da ich dan[n] in Freiheit sein werde so kann mich ja

nichts hindern zu dir nach Dresden zu kommen und von dort nach Tepliz zu gehen das dürfen wir nur verabreden und uns über die Zeit vereinigen wan[n] es geschehen soll und so kannst du dich darauf verlassen daß es geschieht. Ach lieber Bruder und wie ich mir selbst auch alle Hoffnungen vorhalte so muß ich doch zagen wen[n] ich denke wie viele Wochen ich noch hier bleiben muß. Mit meiner Gesundheit geht es nicht gut. Doch bin ich überzeugt wird es besser wen[n] ich von hier weg bin und den täglichen Gram und Verdruß und die unzähligen Kränkungen von mir genommen sehe. Eines lieber Bruder bitte ich dich noch laß mich nicht mehr kleine Unbedachtsamkeiten in meinen Äusserungen wen[n] wir wieder beieinander sind so hart entgelten od[er] auch die schroffe und harte Art Dienge und Menschen anzusehn. Ich kann es nicht ändern ich habe alles gethan um meine Natur zu bekämpfen aber es ist vergeblich und ich glaube ich habe mit dem härtesten Leiden genug für diesen Fehler gebüßt. Du weißt ja selbst das[s] kein Falsch in mir ist und daß kein liebloser Gedanke in mein Herz kom[m]t. Ja ich w[oll]te mein ganzes Herz kön[n]te offen vor deinen Augen liegen so wäre auf einmal alles aufgehoben waß uns irgend kränken kann und Du wütest auf einmal meine unaussprechlichen Schmerzen und meine schönsten Hoffnungen. Ach lieber Bruder ich kann mich vor Tränen und Wehmut nicht fassen du must es fühlen wie in tausend Stunden meine weinenden Augen nach dir aussehen [ausschauen] meine zittrenden Lippen nach dir seufzen. Lebe wohl mein geliebter Bruder ich mag nicht mehr schreiben. Wen[n] du kom[m]st so wirst du doch nicht eher abreisen als bis ich auch nach Weimar gehe. Lebe tausendmal wohl und grüße Malchen.
S[ophie] T[ieck]

Im 5. von James Trainer herausgegeben Brief, am 21. April 1830, also über 30 Jahre später aus Erwita, Estland, geschrieben, wird wiederum die große Liebe Sophies zu ihrem Ziehbruder Ludwig deutlich erkennbar. Dies kann keine Geschwisterliebe gewesen sein, das war tatsächlich die krankmachende, tief verletzende Geschlechterliebe zwischen Mann und Frau:

„Mein inniglich geliebter Bruder.

Es erregt mir ein Grauen, wenn ich denke, wie viele Jahre verflossen sind, ohne daß ein Wort der Liebe zwischen uns gewechselt ist. Wenn ich denke wie unmöglich es mir schien meine Seele von der deinen zu trennen, so ergreift mich eine Wehmuth die mich in Schmerz aufzulösen droht ... Ich bitte dich mich nicht so tief mehr zu verletzen, laß uns, wenn wir uns wiedersehen als liebende Geschwister mit einander die kurze Zeit noch leben, die mir vielleicht noch vom Leben bleibt. [...]

Wenn wir nun wieder beisammen sind [Plan einer Reise nach Deutschland], dann geliebter Bruder, beweise es mir zum Trost, daß du die Liebe zu mir immer im Herzen getragen hast, wie ich dich immer zärtlich geliebt habe, wenn auch Empfindlichkeit und Reizbarkeit mich schweigen ließ ...“

Kommentar des Hrsg.: Es kann kein Zweifel mehr bestehen. Sophie Tieck verliebte sich in ihren Ziehbruder Ludwig, der nicht blutsverwandt mit ihr war. Die Liebesbriefe Sophies an Ludwig sprechen eine überdeutliche Sprache. Wer war der wirkliche Vater Ludwig Tiecks. Auch darüber kann kein Zweifel mehr bestehen. Es war Johann Wolfgang Goethe.

Skandaljahre der Frühromantik

Im August des Jahres 1929 gelang dem Romantikforscher Josef Körner ein sensationeller Fund. Ich lasse ihn selber darüber berichten⁴²:

„Die für den umstürzenden Wandel der Frühromantik aus der zügellosen Freiheit ihrer Anfänge⁴³ in die starren Bindungen ihrer Spätzeit so entscheidenden Jahre 1804 - 1812, die wahren Krisenjahre der ganzen Bewegung, sind durch keinerlei Zeugnis vertreten; daher blieb auch Walzels Briefwerk für diesen ganzen Zeitraum stumm; er war bislang der dunkelste innerhalb der romantischen Periode.

Die Befürchtung, daß die in Dresden fehlenden Papiere der Nachwelt verloren seien, hat sich aber zum Glück nicht bewahrheitet; sie waren nur verschollen und glücklicher Zufall hat sie finden lassen. Ein Besuch in Coppet, am Genfer See, dem berühmten Verbannungssitz der Frau von Stael, unternommen in der Absicht, dort nach A. W. Schlegels Korrespondenz mit dieser seiner Herrin zu fahnden, förderte zwar nicht das Gesuchte zutage, wohl aber einen unverhofften anderen Schatz: im dortigen Archiv, das sonst nur handschriftlichen Nachlaß der großen Französin birgt, fanden sich zwei mächtige Kartons, in denen sämtliche Briefschaften vereinigt sind, die A. W. Schlegel zwischen 1804 und 1812 empfangen hat. Der Hausgenosse, Reisegefährte, Freund und literarische Berater Frau von Staels hat, eh er mit ihr Ende Mai 1812 in abenteuerlicher Flucht vor Napoleon über Österreich und Rußland nach Schweden reiste, seinen literarischen Haushalt bestellt, seine Manuskripte und Korrespondenzen sorgfältig geordnet und versiegelt - Möglichkeit oder gar Datum einer Rückkehr nach Coppet war ja sehr ungewiß. Als er nach dem Tode der Freundin in die deutsche Heimat rückkehrte, brachte er nach und nach alle seine Papiere in das neue Bonner Heim, aus dem sie schließlich in die Sächsische Landesbibliothek gelangt sind, nur jene zwei Kartons hielt der Zufall in Coppet fest; ausdrücklich werden sie noch erwähnt in Schlegels Briefen an August von Stael vom 31. Mai 1819 und 24. Juli 1820. Ob er sie später vergessen oder aus welchem sonstigen Grunde er sie dort belassen hat, wissen wir nicht, jedenfalls sind die im Frühjahr 1812 aufgedruckten Siegel erst im August 1929 von dem Entdecker [Josef Körner] gelöst worden.

Rund vierzig Päckchen waren zu erbrechen, jedes einzelne von Schlegels Hand säuberlich überschrieben, insgesamt über zweitausend Briefe (nebst verschiedenen teils schon veröffentlichten, teils ungedruckten eigenen Niederschriften) enthaltend, darunter - der kostbarste Fund - gegen hundert ausführliche Schreiben Friedrich Schlegels bzw. seiner Gattin Dorothea an den Bruder; sie machen die Walzelsche Sammlung nun vollständig ...“

Die Entdeckung Josef Körners machte alle Vernichtungsaktionen und Verschleierungsversuche der preußischen Administration zunichte, zu deren Handlangern ich außer Rudolf Köpke auch Varnhagen von Ense zähle. Heinrich Heine nannte den letzteren treffenderweise den „Statthalter Goethes auf Erden“. Von Ense bekannte selbst in einem Brief an Ludwig Tieck vom 1. Juli 1836 (Quelle: >Ausgewählte Schriften<, Bd. 2, Leipzig 1871): „Die Lebenden will ich überhaupt geschont wissen, und ich glaube, daß ich es meinerseits nur allzu sehr gethan habe; in welchem Ausmaße, könnte nur der beurtheilen, der einsähe, was alles in meinen unendlichen Papieren ich zum Schweigen gebracht habe.“

Der von Josef Körner entdeckte Briefschatz enthält auch die Liebesbriefe Sophie Tiecks, verheiratete Bernhardi, an ihren Geliebten A. W. Schlegel. Aus diesen geht eindeutig hervor, daß A. W. Schlegel der Vater von Sophies Sohn Felix ist. Hier stimme ich Josef Körner nicht bei, der glaubte, Sophie wollte A. W. Schlegel die Vaterschaft „nur“ zuschieben, also der Ehemann Bernhardi sei der Vater gewesen. Ein klares Indiz für meine These: Bei der Scheidung (Wien 1808) verlangte Bernhardi nur seinen ältesten Sohn Wilhelm, dessen Vater er war. Den jüngsten Sohn, Felix, ließ er der Mutter; mit Sicherheit

⁴² Josef Körner, >Krisenjahre der Frühromantik – Briefe aus dem Schlegelkreis<, Bern 1958.

⁴³ Damit ist unter vielem anderen auch das angebliche inzestuöse Verhältnis zwischen Ludwig und Sophie Tieck umschrieben.

nur aus dem einen Grund, weil er nicht dessen Erzeuger war: August Wilhelm Schlegel war der Vater.

Ich lasse an dieser Stelle die wichtigsten biographischen Informationen in Briefauszügen folgen. Sie sind entnommen aus Josef Körners Buch >Krisenjahre der Frühromantik<, aus Edgar Lohners Briefband >Ludwig Tieck und die Brüder Schlegel - Briefe<, sowie aus >Caroline - Briefe aus der Frühromantik<, herausgegeben von Erich Schmidt. Diese Zusammenstellung ist, im wahrsten Sinne des Wortes, ebenfalls ein echter „Briefroman“, aber einer, den das Leben geschrieben hat.

F. Schlegel an F. Schleiermacher - Jena, 14. Februar 1800

... Caroline [A. W. Schlegels Frau] ist schon, seit wir hier sind, von meinem Bruder im Stillen getrennt, und mit einem andern Freund [Schelling] verbunden ...

Dorothea Schlegel an Rahel Levin – Jena den zweyten Juny 1800⁴⁴

... Von Carolinens Geschichte ist mirs zu weitläufig zu schreiben, das erzähle ich Ihnen einmal [gemeint ist: die Geschichte der Caroline Böhmer-Schlegel - ihre Schwangerschaft durch Goethe (siehe weiter unten) und ihre Scheidung von A. W. Schlegel - war Dorothea Schlegel zu skandalös, um es niederschreiben zu können] Sie haben freylich recht mit Nachsicht; das ist das erste was man haben muß; auch bin ich nicht mit dem *was* unzufrieden, nur mit dem *wie!* So hätten wir beyde es nicht gemacht! Schelling gefiel Ihnen? Das wundert mich; ich habe gefunden daß man ihn lieben muß um ihn liebenswürdig zu finden. Wollen Sie die Begebenheit als Henriade nehmen, so werden Sie den Umstand noch dazu nehmen müssen, que l'auguste verité n'y est point descendue des cieux das ist doch schon sehr schlimm. Wer wird eine Maskerade zur ewigen unabläßigen Beschäftigung machen? – Ob Wilhelm [Schlegel] rassasié, occupé ou aveugle ist? – tous les trois, ma chere Infant. Er hat sich auch eben nicht zum schönsten dabey genommen, und oft hat man nicht gewußt soll man fluchen, lachen oder weinen? Und darum hat man alles auf einmal thun müssen ...

A. W. Schlegel an Ludwig Tieck - Berlin, den 28. Mai 1801

... ich bin auf einem andern Weg so gut von der Lage der Sachen unterrichtet, wie ich es durch einen Brief von dir [Ludwig] nur immer sein könnte ...

Kommentar: Ich halte dies für eine versteckte Andeutung A. W. Schlegels, daß er durch seine Geliebte, Sophie Bernhardi-Tieck, über Ludwigs wirkliche Abkunft informiert wurde.

Sophie Bernhardi, geb. Tieck an A. W. Schlegel - Berlin, Mitte August 1801

... Lieber Wilhelm, teurer Freund, vergiß mich nicht, darum beschwöre ich Dich mit heißen Tränen, vergib, wen[n] ich Dich zuweilen gekränkt habe und denke nie mit Kälte daran, wie [daß] ich mich Dir so ganz ohne Rückhalt hingegeben habe, wie ich in Deinen Armen Schutz suchte gegen manches Leiden, was ich noch empfinde, wie ich an Deiner Brust Trost fand für so manche bitter verlebte Stunde ...

Sophie Bernhardi, geb. Tieck an A. W. Schlegel - Berlin, den 25ten August 1801

... Nicolai [der Verleger] spricht von Schlangen und Mücken und nennt dann Sie [A. W. Schlegel] und [Ludwig] Tieck, so daß Sie als eine Schlange anzusehen sind ...

Kommentar: Für Ludwig Tieck bliebe dann die Mücke übrig.

Sophie an A. W. Schlegel - Berlin, den 25 August 1801

... Ich [Sophie] kann es mir nicht ableugnen, daß, wenn ich Bernhardi auch nicht hintergehe, daß ich ihm doch [etwas] verheimliche, und oft, wenn ich ihm freundlich bin, erscheint es mir als eine Treulosigkeit gegen Dich und gegen ihn. Ich fühle, daß meine Liebe zu Dir das Edelste und Höchste ist, was mein Herz erreichen kann; er [Bernhardi] hat diese Liebe nie von mir erwartet, aber er hat vielleicht vorausgesetzt, daß mich nach

⁴⁴ In >Caroline und Dorothea Schlegel in Briefen<, hrsg. von Ernst Wieneke, Weimar 1914.

meinem Bruder [gemeint ist: Ziehbruder Ludwig] kein Wesen mehr so heftig und gewaltig berühren würde, und ist dann mein Verfahren nicht Betrug?

Verzeih, daß ich darüber spreche; ich weiß, Du kannst diesen Kummer [Liebeskummer um Ludwig Tieck] nicht mit mir teilen, denn Du kannst ihn nicht ehren, so wenig wie Bernhardi meine Liebe zu Dir verstehen würde, darum muß sie ihm ein Geheimnis bleiben, so wie ich diesen Gram [Liebesgram um Ludwig] allein tragen muß ...

... Bernhardi ist mit Fichte aus, immer noch werden die alten Vergnügungen getrieben, wie mir diese rohe Freude in der Seele zuwider ist ...

Sophie an A. W. Schlegel - Berlin, ca 30. August 1801

... Und wenn denn der alte Stolz in mir aufwacht und ich es fühle, welchen reichen Schatz ich Dir gebe und doch den Zweifel nicht überwinden kann, so möchte ich verzweifeln. Dann fällt mir wieder die unglückliche Aurelie aus dem >Meister< [Goethes >Wilhelm Meister<] ein, die nicht liebenswürdig war, wenn sie liebte, und es erscheint mir als mein Geschick und ich verzeihe Dir, wenn Du Dich von mir ab nach liebenswürdigen Frauen wendest, und beweine nur mich. So quäle ich mich unaufhörlich und bin selten froh in dem Gedanken, daß Du mir dennoch angehörst, und doch kann ich ihn [Ludwig Tieck] nicht aufgeben, doch ist er zu meinem Leben notwendig ...

A. W. Schlegel an Sophie - Jena, 4. September 1801

... Ich kann es nun nicht länger unterlassen, aus dem Herzen an Dich zu schreiben, was auch daraus entstehen mag. Wie konntest Du glauben, daß mich irgend etwas andres davon abhielte, als die Besorgnis, der Zufall möchte den Brief in fremde Hände spielen ...

... mir wäre es eine Freude, Dir mündlich und schriftlich ohne Ende zu wiederholen, daß ich Dein bin, Dir ganz angehöre, einzig für Dich leben will; daß ich mein Schicksal als an Dich geknüpft betrachte, und nicht umhin kann darauf zu sinnen, auch das Deinige fester mit dem Meinigen zu verknüpfen. Ich will nicht eher ruhen, bis ich Dich durch meine Liebe ganz glücklich sehe, bis der alte innere Zwist ausgeglichen und Dir alles Erlittene [darunter auch der Liebeskummer wegen ihrer hoffnungslosen Liebe zu Ludwig Tieck] ersetzt ist ...

Kommentar: Goethe nahm es in die Hand und erreichte auch bei dem Herzog von Weimar, daß A. W. Schlegel von seiner früheren Ehefrau Caroline geschieden werden konnte. Aber damit war nur die Hälfte des Problems gelöst, denn Sophie mußte auch noch geschieden werden. Bernhardi widersetzte sich jedoch einer Scheidung.

Sophie an A. W. Schlegel - Berlin, Mitte September 1801

Es ist eine seltsame Empfindung, mit der ich an Dich schreibe - es ist heute mein Hochzeitstag; wie viele ungehoffte [im Sinne von: unerwartete] Schmerzen haben mich in diesen beiden Jahren gefoltert und fast mein Herz ermattet. Das Schicksal macht es ewig mit uns besser und schlechter als wir glauben, und wir wissen immer nicht: sollen wir ihm danken oder fluchen. Ich meinte vor zwei Jahren, ich hätte Abschied von allem genommen, was die Erde mir bieten könnte, und in dieser Ergebung [gemeint ist: die Einwilligung zur Heirat mit Bernhardi] gab ich mit meiner Freiheit das letzte Gut meines Lebens hinweg. Jetzt habe ich nur Dich - soll ich sagen - gewonnen? ...

A. W. Schlegel an Ludwig Tieck - Jena, den 17. September 1801

Liebster Freund!

... Es ist mir sehr angenehm, daß du einmal wieder ein Zeichen des Lebens gibst. Dein Bruder [der Bildhauer Friedrich Tieck] ist vor beinahe 14 Tagen in Weimar angekommen. Am Dienstage vor acht Tagen fuhr er mit Catel [der in Weimar am Schlosse Arbeit hat, und bei dem er wohnt] nach Jena herüber, ich war aber gerade denselben Tag nach Weimar geritten, um ihn aufzusuchen und verfehlte ihn also dort. Das schlechte Wetter hielt mich ab, den Abend noch wieder zurück zu reiten, ich brachte also den Tag bei Goethe zu, und kam am andern Morgen nach Jena zurück. Glücklicher Weise hatte mich dein Bruder abgewartet, und blieb nun ein paar Tage bei uns. Ich habe ihn gleich sehr lieb gewonnen, wir sind wie alte Bekannte ...

Sophie an A. W. Schlegel - Berlin, ca 30. September 1801

... alle meine Brüder machen es schlimm mit mir. Daß Sie [gemeint ist: A. W. Schlegel] nicht schreiben, kann ich mir erklären, da Sie M[adame] Unzelmann sehen ...

Sophie an A. W. Schlegel - Berlin, 13. Oktober 1801

Für den Almanach danke ich Ihnen recht sehr, so wie für Ihren Brief. Mein Bruder [Ludwig Tieck] hat mir alle diese Umstände selbst geschrieben und ich bedaure es recht sehr, daß ich ihn nun so lange nicht sehen werde. Sie, mein lieber Freund, sind unfreundlich mit uns (beiden) umgegangen, da Sie meinem Bruder einen so wunderlichen Begriff von unsern Gesprächen über ihn beigebracht haben, der [gemeint ist: Ludwig Tieck] nämlich glaubt, wir hätten ihn als eine wilde Bestie beschrieben, daß ich gar nicht recht weiß, daß Sie die freudige Hoffnung ihn zu sehen, die, um die tiefe Rührung bei seinem Andenken zu unterdrücken, sich in Schmerzen über ihn ergoß, so übel ausgelegt haben. Doch das sind Kleinigkeiten und mein Bruder kann wohl selbst nicht glauben, was er sagt, daß ich ihn wie ein curioses Tier präsentiert habe ...

Kommentar: Ludwig Tiecks befürchtete offensichtlich, daß Sophie ihrem Liebhaber in einer „schwachen Stunde“ anvertrauen könnte, oder bereits anvertraut habe, in welcher einer geheimnisvollen Beziehung er zu Goethe stünde.

Sophie an A. W. Schlegel - Berlin, 14. Oktober 1801

Ich [Sophie] ertrage gewiß mit mehr Standhaftigkeit als irgend ein Mensch die Sorge für das äußerliche Leben und schone Bernhards, dessen weichliches Gemüt ich kenne, so viel als möglich. Du hast schon bei Deinem Hiersein bemerkt, welcher unedlen Trägheit er sich hingibt. Es war nun endlich unvermeidlich notwendig, mit ihm zu sprechen und ihm vorzustellen, daß er sein Betragen ändern oder irgend ein anderes Mittel anwenden müsse, um mich der täglichen Sorge, die meine Gesundheit zerstört, zu überheben. Ich erschrak über die törichte Verzweiflung, der er sich [bei dieser Aussprache] hingab; und als ich meinen Zorn über dieses kindische Benehmen nicht unterdrücken konnte, geriet er in so gemeine Wut, vor der mein Herz erbebt. Ich fühlte mich ganz verloren, es kam mir wie ein furchtbarer Traum [vor], daß ich unwiderruflich, unabänderlich an ein Wesen gefesselt bin, das mir so durchaus fremd erschien. Er war so roh, mir vorzuwerfen, daß wir doch eigentlich durch meinen Bruder [Ludwig Tieck] in eine so drückende Lage wären; meine Augen füllten sich mit Tränen, ich sahe in meinen Tränen Dein Bild und mein Herz wurde von einer heftigen Wehmut ergriffen, daß es mir war, als würde mein ganzes Wesen zerfließen ... Bernhards bat mich nachher um Verzeihung, ich konnte kein Wort reden, ich ließ mich küssen wie er wollte, ohne mich zu regen; und nun erst, nun er mich verlassen hat, wünsche ich, daß ich mein Leben mit meinen Tränen hinströmen [lassen] könnte. Nun erst ringe ich meine Hände voll Verzweiflung, daß ich die Bande, worin ich mich leichtsinnig fügte, nicht zerreißen kann ... Er [Bernhards] weiß es, daß ich ihn nie geliebt habe, aber er glaubt, daß wir ewig vereint, von einer zärtlichen Freundschaft begleitet, das Leben beschließen müssen ...

Wie will ich glücklich sein, wenn Du und mein Bruder [Ludwig] erst hier bist. Mich hat es halb gefreut, daß er wahrscheinlich nach Weimar zurück geht, ich kann doch dann recht ernstlich darauf bestehen, hinzureisen. Und bin ich nur erst dort [in Weimar], so wird es sich schon machen lassen, daß ich recht lange dort bleibe, doch muß man darüber noch nichts bestimmen, das macht sich dann von selbst ...

Kommentar: A. W. Schlegels Scheidung war nur noch ein Problem der Zeit. Sophie Bernhards, geb. Tieck berichtete dem Geliebten offensichtlich von dem Versuch, Bernhards Einwilligung zu einer gütlichen Scheidung zu erhalten. Sophie wünschte die Trennung, um A. W. Schlegel heiraten zu können, Bernhards willigte jedoch nicht ein.

Kurz vor der Niederkunft Sophies mit A. W. Schlegels Kind, sandte der Geliebte ihr dieses Gedicht:

Oft, ach mit wie bangem Zagen!
Mußt' ich sehn in diesen Zeiten
Unter meinen Zärtlichkeiten
Dich ein grausam Schicksal schlagen.

Doch dir haben Gram und Plagen,
Wie du, Fromme, still gerungen,
Nicht des Lebens Kraft bezwungen,
Noch den zarten Keim verdrungen,
Der mit deinem ist verschlungen:
Rettend ihn, hast du's ertragen.

Darum stille nun die Klagen,
Sanfte Heldin reiner Triebe,
Doch nicht Märtyr'in der Liebe,
Laß dir Dank und Jubel sagen.
Schöne Hoffnung will ich wagen,
Will mein Herz der Freud' erschließen,
Daß sie drinnen möge sprießen,
Süße Tränen sie begießen,
Und dein Atem lind' umfließen,
Wie die Luft in Frühlingstagen.

Bald muß nun die Stunde schlagen,
Wo die Blüt' in deinem Schoße,
Noch umknospet wie die Rose,
Sich soll aus der Hülle wagen.
Wird sie lang noch, muß ich fragen,
An des Lebens Grenze säumen?
Schon mag ihr in Himmels-Träumen
Das Gewölk sich golden säumen,
Wie ein Flor nur vor den Räumen,
Wo ihr Licht und Liebe tagen.

Noch den letzten Kampf⁴⁵ zu tragen,
Sammle hohen Mut im Herzen,
Zürne nicht mir in den Schmerzen!
Alles will ich für dich wagen,
Aller Lust um Lieb entsagen,
Selbst der Lust in deinen Armen:
Gönnt dein zärtliches Erbarmen
Nur ein jungfräulich Umarmen,
Darf die Lipp' im Kuß erwarmen,
Soll mein Sehnen niemals klagen.

Bald vorüber ist das Zagen,
Und das neu entsproß'ne Leben
Wird in frohem Wachstum streben,
Seines Ursprungs Rätsel fragen,
Und uns unser Bündnis sagen.
O du, meines Herzens Wonne,
Reiner Güte Quell und Bronne,
Meines geist'gen Himmels Sonne,
Bald nun, heilige Madonna,
Wann du wirst dein Kindlein tragen.

Kommentar: Dieses Gedicht ist ein eindeutiges Indiz dafür, daß August Wilhelm Schlegel überzeugt war, daß Sophie von ihm schwanger ist und nicht von ihrem früheren

⁴⁵ Gemeint ist wohl Sophies Niederkunft mit einem Kind A. W. Schlegels.

Ehemann Bernhardi. Dieses Kind, Ludwig getauft, starb jedoch bereits am 28. Februar 1803.

Ludwig Tieck reiste im Oktober 1801 nach Weimar und besuchte seinen Vater, Wolfgang Goethe.

Am 2. Januar 1802 wurde in Weimar das Schauspiel >Ion< uraufgeführt. Warum schlug diese Theateraufführung so hohe Wellen in der Weimarer Gesellschaft? Ich bin überzeugt, in der Figur des Ion wurde Ludwig Tieck, der unehelich gezeugte Sohn Goethes, verherrlicht. Siehe auch Brief Caroline Schlegels an A. W. Schlegel, worin sich merkwürdige Andeutungen über die wahre Verfasserschaft des >Ion< befinden.

A. W. Schlegel an Ludwig Tieck - Berlin, den 15. März 1802

... Indessen hat die Königin [Friederike von Preußen] es selbst verschiedentlich gesagt, und hinzugefügt: sie wünsche den Bildhauer Tieck besonders auch deswegen kennen zu lernen, um mit ihm von seinem Bruder zu sprechen, den sie als Dichter so sehr habe rühmen hören. - Es scheint, daß wir jetzt unter den Prinzen bei Hofe und sonst, verschiedene Freunde haben; es wäre drollig, wenn einmal die verrufene Partei die protegierte würde ...

Schiller schrieb an Körner - Weimar 5. Juli 1802

„Mit dem >Alarcos< [von Friedrich Schlegel] hat sich Goethe [bei der Aufführung des >Alarcos< auf dem Weimarer Theater] allerdings kompromittiert; es ist seine Krankheit, sich der Schlegels anzunehmen, über die er doch selbst [heimlich und in Gegenwart Schillers] bitterlich schimpft und schmält.“

Kommentar: Jetzt wissen wir, warum Goethe sich mit den Schlegels kompromittierte, obwohl er heimlich bitterlich über sie schimpfte: die Schlegels wußten von Goethes unehelichem Sohn Ludwig Tieck. Und A. W. Schlegel wusste oder ahnte zumindest, dass nicht alle Werke, die den Namen von Ludwig Tieck trugen, von Ludwig Tieck verfasst waren. Goethe biederte sich den Schlegels geradezu an, um zu verhindern, dass sie ihn öffentlich ruinieren würden. Der politische Kampf zwischen dem alten Feudalsystem und der bürgerlichen Emanzipation verhinderte, dass Goethes Lebensgeheimnisse publik wurden. Die Aristokratie war fest entschlossen, alle Skandale von Adelligen von der Zensur zu unterdrücken. Goethes Glück bestand darin, dass er Weimarer Geheimrat war. Dies schützte ihn vor allen politischen und auch persönlichen Angriffen.

Ludwig Tieck an Sophie Bernhardi und A. W. Schlegel - Dresden, September 1802

Schon längst, geliebteste Schwester, habe ich dir schreiben wollen, dir für deine Liebe danken, dir sagen, wie sehr ich dich liebe, und wie es mir weh tut, wenn Du jemals daran zweifeln könntest, wenn du verdrießliche Stimmungen, Mißmut und Melancholie, denen ich [Ludwig Tieck] nur zu sehr unterworfen bin, anders auslegtest. Gedenke meiner mit derselben Liebe, wie ich an dich denke, so bin ich deines innersten Herzens gewiß. Wie geht es dir? Ich hoffe ziemlich wohl, und euch allen. Wie freue ich mich auf dies Frühjahr, wenn wir hier [in Dresden] beisammen leben werden ...

Ludwig Tieck an Sophie Bernhardi und A. W. Schlegel - Ziebingen, den 15ten Oktober 1802

Geliebteste Schwester,

... wünschte ich zu wissen, wann du deine Niederkunft rechnet ... Ich träume auch in jeder Nacht von dir, und es ist, kann ich versichern, keine Minute, in der ich nicht mit Liebe an dich dächte ... Lebe recht wohl, meine geliebteste Schwester, Gott behüte Dich, denke immer mit der Liebe an mich, wie ich an dich denke, lebe tausendmal wohl; vielmals und mit der größten Freundschaft grüßt Dich Malchen [Ludwigs Ehefrau] ...

Kommentar: Im November 1802 kam Sophie mit einem zweiten Kind von A. W. Schlegel nieder, Felix getauft.

Ludwig Tieck an Sophie Bernhardi und A. W. Schlegel - Ziebingen, Januar 1803

Meine geliebteste Schwester,

Du mußt mir vergeben, daß ich Dir deinen liebevollen Brief nicht schon früher beantwortet habe, ich war in diesen Tagen nicht wohl ... Schone deine Gesundheit, suche froh zu sein, geliebtestes Kind, halte dich von meiner innigsten Liebe überzeugt, fasse unüberwindlichen Glauben zu mir, wie ich ihn zu Dir habe, und wir können glücklich sein ... Die Liebe ist ja alles, der heilige Geist, der Tröster: laß uns alles andre vergessen und ihr nur leben. Ich sehe nicht ein, warum du ihm [gemeint ist wohl: A. W. Schlegel] nicht diesen Brief mitteilen könntest. Ich möchte euch alle durch Liebe und Freundschaft verbunden sehen, und daß ich nicht ausgeschlossen wäre: darum soll keiner den andern beurteilen, sondern an ihn glauben. Oder, Geliebteste, wie kann ich dem Worte anvertrauen, was Du mir immer gewesen bist, bist und sein wirst, auch in Ewigkeit. Dies Band, das uns knüpft, ist mehr als alle Verwandtschaft, oder was die Menschen Liebe nennen ...

Clemens Brentano an Antonie Brentano, Ende Januar 1803

... Von [Ludwig] Tieck hört man gar nichts in der Litteratur, der >Oktavian< ist noch nicht da, der zweite Band vom Novalis ist ein erschrecklich Buch, der >Offterdingen< ist nicht vollendet, so geht in einen Melusinenschwanz über alle Personen des Märchens und des Romans werden dieselben, und das Ganze wird eine ekelhafte Verkauung, Tieck schreibt auf eine sehr langweilige Art, wie der Roman sich habe endigen sollen, und dann folgt der Abdruck aller Novalischen zurückgelassenen Papiere, in denen das Merkwürdigste sein [Ludwig Tiecks] Urtheil über Goethe ist, den er gegen die Mode dieser Herrn herunter setzt, und erklärt, daß seine Arbeiten sich zum Kunstwerke verhielten, wie Wedge Wood Gefäße ...

A. W. Schlegel an Ludwig Tieck - Berlin, den 28. Mai 1803

... Deine Schwester läßt dich herzlich grüßen. Es hat uns sehr leid getan, von Genelli zu erfahren, daß wir für jetzt die Hoffnung aufgeben müssen, dich wieder hier [in Berlin] zu sehen. Hufelands Kur schlägt sehr gut an, sie [Sophie] hat sich innerhalb vierzehn Tagen ganz bedeutend erholt. Der Kleine ist auch glücklich entwöhnt worden, und sehr gesund. Nun sinnt sie nur darauf, die Reise nach Dresden, welche Hufeland sehr anrät, noch vor Ende des nächsten Monats zu bewerkstelligen. - Melde doch etwas von der Zeit deiner Ankunft in Dresden, wovon uns Genelli nichts zu sagen wußte ... Lebe recht wohl, grüße deine Lieben und Burgsdorff, und empfehle mich der Finckenstein'schen Familie ...

Sophie Bernhardi, geb. Tieck an A. W. Schlegel - Dresden, Anfang August 1803

Ich fürchte, liebster Freund, daß Sie auf mich böse sein werden, da Sie gar von mir nichts hören. Sie hätten aber doch unrecht gegen mich. Ich bin seit einiger Zeit keine Stunde für mich gewesen, worin ich Ihnen hätte schreiben können. Mein Bruder [Ludwig] ist seit einigen Tagen hier, und Sie können denken, daß er sein Verreisen bei mir gut zu machen strebt und mich fast gar nicht verläßt. Sie wissen, wie wenig er schreibt und also hat er keine Achtung vor Briefen und meint, die könne man so in wenigen Zeilen abtun ... Knorring [Sophies späterer Liebhaber] hatte eine Spazierfahrt auf dem Wasser mit Musik veranstaltet, und ich glaube, einen so schönen Abend erlebe ich niemals wieder. Das ruhige Wasser, die sehr gute Musik, das Echo von den Ufern und dabei der Himmel ringsum mit fernen Gewittern umzogen in der schönsten milden Luft, wo sich die Blitze recht von allen Seiten antworteten und der ferne Donner zuweilen in die Musik hinein sprach, die herrlichen Ufer auf beiden Seiten und endlich der Mond, der sich recht dunkel golden aus den schwarzen Wolken herauf drängte und sich gleich wieder im Wasser spiegelte. Heiterkeit und Ruhe bemeisterte sich aller ... wie ich nun erst recht, da er [Ludwig Tieck] hier ist, meines Bruders Verhältnis zu Burgsdorff mißbilligen muß, davon will ich nächstens schreiben, mich erfüllt es mit Betrübniß ...

Sophie Bernhardi, geb. Tieck an A. W. Schlegel - Dresden, ca 10. August 1803

... Aus Bernhardis Briefe sehe ich, daß ihr [der frühere Ehemann (Bernhardi) und der Geliebte (A. W. Schlegel)] sind gemeint!] mit Miene unzufrieden seid; ich bitte inständigst, es doch nur noch bis ich zurückkomme zu ertragen; ich werde die gute Ordnung wieder

herstellen. Lieber Freund, noch eine Sorge quält mich recht bitter, das ist Ihre [A. W. Schlegels] Geldverlegenheit; könnte ich dem nur abhelfen; es erfüllt mein ganzes Herz mit Traurigkeit, daß Sie um meinetwillen so alles entbehren, daß Sie sich ängstigen müssen, meine Wirtschaft zu versorgen.

Clemens Brentano an Achim von Arnim, Weimar, 23. August 1803

... Tieck hat in der letzten Zeit nichts gethan als das Heldenbuch, die Nibelungen und Minnesänger gründlich studirt ... Er lebt ganz auf dem Gute des Herrn v. Burgsdorf Ziebingen zwischen Frankfurt a der Oder und ich weiß nicht - Auch habe ich gehört, theils auch von ihm, daß er [Ludwig Tieck] Pfarrer dort werden wird, waß daraus entstehen mag; weiß Gott; ich sage er ist etwas zu närrisch katholisch dazu, und er wird durch seinen Kahlkopf eben so viel Unfug treiben, als der Zopfprediger Schulz weiland durch seinen Zopf ...

Ludwig Tieck an Friedrich Schlegel - Ziebingen, den 16ten Dezember 1803

... Von Wilhelm [Schlegel] wirst du vielleicht schon erfahren haben, daß dieser Winter schon der zweite ist, welchen ich bei Burgsdorff verlebe, hier in Ziebingen, in der größten Einsamkeit, wenigstens von allen Menschen und allen städtischen Zerstreungen abgesondert ...

... Was dasjenige, was die meisten Leute jetzt Poesie nennen, aus seinen Anhängern machen könne, sehn wir am allertraurigsten an Goethes Beispiel. Im höchsten Bewußtsein und Pochen auf Virtuosität, Bildung und dergleichen kann man doch wohl nichts Ungeschickteres und Armseligeres zu stande bringen, als diese >Eugenie< [gemeint ist: Goethes Drama >Die natürliche Tochter<, vereinfacht nach der Hauptperson >Eugenie< genannt.]. Wahrlich, es tut mir weh, aber ich finde, daß jetzt Goethe, Schiller, Wieland, Herder, Kotzebue, Iffland und Boehlendorf, und dem ähnliche, durchaus auf einer Linie stehn, daß man von der Schlechtigkeit der Zeit lieber nicht sprechen soll, wenn man noch Ausnahmen macht und Goethe in seinem vornehmen Dünkel bestärkt, denn neben der Armut der Poesie finde ich in dieser Komödie oder Drama zugleich die niedrigsten Gesinnungen, und überhaupt das sündliche [Bestreben], aus dem Niedrigsten und Verwerflichsten, welches die verderbte menschliche Natur in Verhältnissen, politischen Verbindungen, Urteilen und Vorurteilen aufgestellt hat, etwas Schönes und Edles heraus zu bilden, und nicht aus mitleidender, liebender Ironie (wie Cervantes und Shakespeare), sondern recht aus subjektiver Verehrung, die der anmaßlichen Objektivität sehr ungezogen auf die Füße tritt. Wenn die >Eugenie< zu den Fortschritten unserer Zeit gehört, so soll man auch nicht unbillig dazurechnen, daß ich mich jetzt selbst rasiere, welche Veränderung in meiner äußerlichen Lage du also hiermit auch zugleich erfährst; dieses darf zur Not bekannt werden, doch bitte ich, jene anscheinend unhöflichen Urteile [über Goethes Werk] noch eine zeitlang zu verschweigen, weil Goethe und mancher Hof- und Schulmeister sonst in vier Wochen erfahren, und Böttiger und Merkel [es] drucken lassen, ich hätte als Kritik über Goethe gesagt, er sei ein Schwein oder Rind, und halte dies für einen feinen satirischen Einfall, der ihm am Hofe und in der vornehmen Welt beträchtlichen Schaden zufügen sollte, und darauf sei diese Bemühung von mir eigentlich abgesehen. - Sonst könnte ich darüber weinen, daß Goethe noch von Tränen spricht, den ich so geliebt habe, und diese Liebe [Sohnesliebe] zu ihm werde ich ewig lieben ...

F. Schlegel an A. W. Schlegel - Paris, den 26ten März 1804

... Was von Goethe erscheint, erhalte ich hier doch; bin aber von der >Eugenia< [gemeint ist >Die natürliche Tochter<] nicht sehr erbaut. Sie schillert mehr, als ich es je für möglich gehalten, so wie hingegen die >Braut von Messina< mir so sehr brentanoisch zu sein scheint, daß Brentano selber es nicht mehr sein kann. Kennst Du die französischen Memoiren, aus denen Goethe die >Eugenia< genommen hat? - Die Person lebt noch - wird auch wohl eben so unbefangen fortleben, als Don Clavigo [alias Goethe] immer noch tut ...

Kommentar: Dieser Brief Friedrich Schlegels an seinen Bruder August Wilhelm ist ein Indiz, daß die beiden Brüder inzwischen von der Liebestragödie Goethes mit Urania

wußten.⁴⁶ Und sie hatten auch erfahren, daß das Drama >Clavigo< ebenfalls ein dichterisches Denkmal für die verstorbene Geliebte war und Goethe sich im Don Clavigo selber darstellte. Goethe hat es mit Sicherheit dem Sohn offenbart, Ludwig Tieck gab es an seine Ziehschwester Sophie weiter, diese erzählte es ihrem Geliebten A. W. Schlegel und dieser wiederum seinem Bruder Friedrich.

A. F. Bernhardi an A. W. Schlegel - Berlin, den 1ten Mai 1804

Daß es bei Leipzig nicht bleiben würde, lieber Freund, das hat mir mein prophetisches Gemüt längst gesagt, es gehört auch nicht viel divinatisches Vermögen dazu; denn wenn eine Frau (gemeint ist: Frau von Stael) im Stande ist, in acht Viertelstunden einen Mann [gemeint ist: A. W. Schlegel] zu einer achttägigen Reise [nach Leipzig] zu bewegen, so kann sie ihn in acht Tagen zu acht Wochen und zu acht Monaten bestimmen. Übrigens ist es durchaus bekannt, daß Du nach der Schweiz gehst [nach Coppet], ich weiß es von Fichte, dem es Brinkmann gesagt hat, dem Du es geschrieben haben sollst ...

Kommentar: Sophie Bernhardi - Tieck wandte sich von dem mittellosen August Wilhelm Schlegel ab und dem Baron von Knorring zu, der zwar rein gar nichts arbeitete, aber dessen Vater Großgrundbesitzer war und von diesem Unterhaltsgelder aus Estland erhielt.

Die Frau von Stael fand offensichtlich Gefallen an August Wilhelm Schlegel. Sie rettete ihn von seinen drückenden Schulden, ja von gänzlicher Mittellosigkeit und nahm ihn mit sich nach Coppet. Die Trennung von Sophie muß bereits vor der Abreise von Berlin erfolgt sein, zumindest war sie einvernehmlich. Was konnte ein mittelloser Gelehrter, der kaum genug für seinen eigenen Lebensunterhalt verdiente, Sophie auch wert sein? Im Mai 1804 schrieb sie ihrem früheren Geliebten einen Dankesbrief, der bezeugt, daß sie in vollem Einvernehmen und in echter Freundschaft auseinander gegangen waren. (Siehe der übernächste Brief an A. W. Schlegel.)

Sophie an ihren Bruder Ludwig Tieck⁴⁷

Weimar, den 8ten [Mai] 1804

Ich habe Dir, lieber Bruder, jeden Tag schreiben wollen und bin immer - theils von Krankheit und theils von einer traurigen Stimmung des Gemüts - davon zurückgehalten [worden]. Ich kann mich nicht enthalten, mein Leben mit Wehmut zu betrachten; wie ich schon so früh nicht glücklich war und wie sich nun auf die besten Jahre alles Elend gehäuft [hat], das ein menschlich Herz nur erdulden kann. Lieber Bruder, mein geliebter Freund, spiegle Dir nicht vor, daß ich durch Fantasien mir vieles Unglück [vor-] mache, sondern erinnere Dich vielmehr, mit welchem standhaften Mut ich jedes Leiden ertrage, ehe es nur über meine Lippen kömmt und dann nur kannst Du das rechte Mitleid mit mir haben, da es mich so übermannt, daß ich fühle, es muß zerstörend auf mein Leben wirken, wenn ich mich den Gedanken nicht entziehen kann. Ich fühle mich entehrt, entweiht, wenn ich denke, daß nur die Hand, nur die Lippen des Menschen [Ehemann Bernhardi ist gemeint] mich berührt haben; ich fühle mich erniedrigt, wenn ich mich erinnere, daß meine Vertraulichkeit ihm doch in einzelnen Stunden mein Herz aufgeschlossen hat, daß er mich doch hat zu Gedanken und Handlungen [hat] bestimmen können. Ach, liebster Bruder, dies ist ein wahrhaft verlorenes Leben, das einem solchen Menschen hingegeben war. Wie hämisch, wie schändlich [be-] nimmt er sich gegen mich. Ich frage mich selbst, ob es möglich ist, daß mir dies begegnen kann; und bin ebenso erstaunt und betrübt, wenn ich es überdenke.

Unser Bruder [Friedrich Tieck] hat Dir einen tückischen Brief gesendet und Du siehst daraus gewiß die Furcht, welche er hat, daß ich wieder kommen möchte, denn er fügt dem Wunsch, daß ich es möchte, immer eine Beleidigung hinzu, die es unmöglich macht; nur mit meinen Kindern will er mich quälen, wenn es anginge, mir die von Herzen reißen.

⁴⁶ Siehe L. Baus, >Goethes Musengöttin Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon – Die Liebestragödie des jungen Goethe<, VIII. erweiterte Auflage.

⁴⁷ Gefunden in: >Sophie Bernhardi geb. Tieck als romantische Dichterin<, Inaugural-Dissertation von Moses Breuer, Frankfurt a. M. 1914.

Marie⁴⁸ und der Bruder haben über diese Angelegenheiten gesprochen; und sie, die ich ehre und liebe, hat freiwillig ohne mein Zutun, sich meinem Bruder entdeckt und ihm diese Erklärung gegeben, welche ich hier beifüge. Du, lieber Bruder, hast Marie gegen mich oft schwach genannt; wenn Du sähest, mit welcher Größe der Seele sie ein großes Unglück trägt, so würdest Du dieses Urteil zurücknehmen; es kommt am Ende nicht darauf an, wie in Kleinigkeiten ein weiches Herz sich leicht regieren läßt. Sie vereinigt ihre Bitten mit den meinigen und unseres Bruders um die Briefe, welche Bernhardi an Dich in dieser Angelegenheit geschrieben hat.

Nicht daß unsere Hände oder unsere Augen sich so erniedrigen sollten, die Schriftzüge dieses Menschen noch zu berühren, sondern nur, daß alles auf den äußersten Fall beisammen ist, wünschen wir, daß Du sie in die Hand unseres Bruders niederlegen mögest. Du kannst keinen Grund mehr haben, sie [die Briefe uns] zu [ver-] weigern, so wie ich, nachdem Marie entschlossen war zu handeln wie sie thut, keinen mehr hatte, sie nicht von dem zu unterrichten, was schon in dieser Sache geschehen ist. Daß ich ihre Liebe für mich fühle und erkenne, wirst Du mir zutrauen; auch ohne Worte und auch, daß mir ihr Betragen Pflichten gegen sie auflegt, die ich mir heilig schwöre zu erfüllen. Sie ist meine Schwester durch ein gemeinschaftliches Unglück, wie durch die Liebe. Sie ist an ihrem Elend unschuldig, wie ich es bin, denn ich habe mir nichts vorzuwerfen als nur das eine, daß ich nicht standhaft oft gegen mein besseres Gefühl mein Herz denen aufschloß, die es mishandelten; für dieses Verbrechen an mir selbst büße ich so grausam. Du, mein geliebter Bruder, nimm es nicht für einen Vorwurf. Gott weiß, mir blutet das Herz, wenn ich denke, Du könntest es. Du hast eine Zeitlang Deines Lebens nicht gut an mir gehandelt; Du hast ein innerliches Leben in mir zerrüttet und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft in mir getötet; aber wie ich Dir das von ganzem Herzen vergeben habe, so bitte ich Dich, vergieb Du mir, wie ich meinen Jammer darüber ließ zum Zorn und mein Misvergnügen zum Mißtrauen verwandeln; vergieb mir das, wie ich Dir, und sei mir ganz mit dem alten Herzen der alte.⁴⁹ Laß mich nicht mehr die Kränkung erfahren, daß fremde Ansichten die Deinigen bestimmen und erkenne doch in mir Dein angeborenes Blut.⁵⁰

Ich bitte Dich, handle Du nun in der Sache mit B[ernhardi] gar nicht mehr, sondern überlaß es unserem Bruder, dessen entschlossene Kälte ich - bei dem höchsten Abscheu gegen B[ernhardi] - bewundern muß. Es würde mich kränken, wenn Du nur etwa noch nur ein Wort noch geschrieben hättest, das wie eine Verteidigung meiner aussehen könnte; aus dem Grunde auch hat dich der Bruder gebeten, Schlegels Briefe nicht ihm, sondern uns hierher zurück zu schicken, denn wie können wir hoffen, einen [Bernhardi] zu überzeugen, der es nicht sein will; und darum wäre es eine Erniedrigung für mich, wenn nur noch ein solches Wort gewechselt würde, weil, wenn ein gerichtliches Verfahren nötig ist, er dies alles ja doch wiederholt.

Und nun, liebster Bruder, Du hast mir versprochen, uns hier zu besuchen; erfülle dieses Versprechen und erfülle es bald; erstlich, weil unser Bruder in kurzer Zeit auf einige Tage nach Berlin reisen muß und B[ernhardi] dann leicht darauf kommen könnte, in dieser Zeit hierher zu kommen, wenn er glauben darf, daß ich hier ohne den Schutz meiner Brüder bin; und dann, damit wir hier über alle zu nehmenden Maßregeln einig werden und gemeinschaftlich handeln; und endlich, liebster geliebter Bruder, damit wir einmal wieder wie in der alten guten Zeit alle drei im Herzen einig bei einander leben. Laß Dich durch diesen wichtigen Grund bewegen und komm bald zu uns; mit Liebe und mit Sehnsucht wirst Du erwartet. Laß uns noch einmal wieder nach so langem Leid wie die Kinder

⁴⁸ Es könnte Marie Alberti, Ludwig Tiecks Schwägerin, gemeint sein, die angeblich von Bernhardi schwanger war.

⁴⁹ Diese Zeilen sind versteckte Andeutungen auf die frühere Liebe zwischen den beiden „Geschwistern“, die in Wirklichkeit gar keine Blutsverwandte waren. Im nächsten Satz zerstreut sie für den Außenstehenden, den Uneingeweihten, wiederum jeglichen aufkommenden Verdacht.

⁵⁰ Der Satz „und erkenne doch in mir Dein angeborenes Blut“ ist natürlich eine Vernebelung und soll wohl so viel sagen wie „liebe mich doch wenigstens so wie eine richtige (leibliche) Schwester“.

glücklich sein. Vieles liegt mir schwer auf dem Herzen und hat mich zu Boden gedrückt; ich will mich in Deiner Gegenwart davon erholen; darum bitte ich Dich flehentlich komm. An meiner Gesundheit leide ich wieder sehr; die Kälte und der Gram ziehen mir die Brust zusammen und wenn ich mich nach ein wärmeres Klima sehne, so überfällt mich doch die Traurigkeit, daß es mich so von Dir trennt, darum wäre es grausam, wenn ich gehen sollte, ohne Dich noch wiederzusehen. Die Arbeiten des Bruders halten ihn hier; aber wenn es auch möglich wäre, daß er sich losmache und Dich in Ziebingen besuche, so kann ich es nicht, denn ich habe nicht den Mut, den preußischen Boden zu betreten. Laß Dich durch so viele Gründe und Bitten bewegen und erzeuge einmal gemeine Freude dadurch, daß Du schreibst, Du wirst kommen. Marie ist noch hier und bis jetzt hat sie noch keine Gelegenheit fort zu kommen, vielleicht triffst Du sie noch und wie erquickend, wie tröstend würde ihr Dein Anblick, das Gefühl Deiner Liebe sein. Wie sehr sich Knorring freuen würde, dich wiederzusehen und ganz ungestört mit Dir zu leben, brauche ich Dir nicht zu sagen. Riepenhausens würden dann mit ihren Vater und Bruder wiederkommen, um Dich zu sehen und zu hören, und das ist ganz wie aus der alten frommen Zeit, wo ein Vater mit seinen drei Söhnen eine weite Reise macht, um einen Dichter zu sehen, den er liebt, daß es mich fast zu Thränen bewegt hat. Und endlich, wie glücklich würde der Bruder sein, Dich hier zu sehen. Siehst Du, so hast Du es in der Gewalt, recht viele Menschen glücklich zu machen durch den Entschluß, einige unangenehme [Reise-] Tage zu ertragen. An Geld, diese Reise zu machen, soll es Dir nicht fehlen, schreib uns nur, daß Du kommen willst, und wir werden Dir es dann zu verschaffen suchen.

Ich wünsche, daß Marie noch hier bleiben mag; erstlich und hauptsächlich, weil ich sie liebe und dann auch ihres Vorteils wegen, denn ihr Bild, nach Holbein, ist eigentlich verkauft; der Geheime Rat Voigt läßt es nur so lange auf die Ausstellung, ob es die Prinzessin nicht kaufen wird; geschieht dies aber nicht, so behält er es selbst; so sehr hat es ihm und allen Leuten hier in Weimar gefallen. Ich wünschte nur, Marie hätte ihren Corregio hier, es wäre sehr möglich, daß ihn ihr die Prinzessin zu ihrer Capelle, wozu sie außerordentlich schlechte Bilder mitgebracht hat, kaufte und ihn ihr gut bezahlte. Ich habe sie gebeten, an Riedel zu schreiben, ob ihr Bild verkauft und auf den Fall, daß es nicht ist, hierher kommen zu lassen. Sie wird auch selbst nächstens schreiben; ich kann nichts mehr hinzufügen als die Bitte: erfülle Dein Versprechen und komme zu unser aller Freude hierher. Liebster Bruder, schicke doch die Abschrift, welche ich beilege, ja recht bald zurück. Mariens eigene Handschrift will der Bruder an Ber[nhardi] schicken und dies wird Dir nur mitgeteilt, um Dich von der Lage der Sachen und von jedem Schritt, welcher geschieht, zu unterrichten; und es ist wichtig, daß der Bruder diese Abschrift besitzt, auf den Fall, daß B[ernhardi], nach seiner gewöhnlichen Schlechtigkeit, das Original verbrennen sollte. Leb wohl und behalte mich mit der gleichen Liebe im Herzen wie ich Dich

Deine Schwester S[ophie] Tieck.

Sophie an A. W. Schlegel - Weimar, den 9. Mai 1804

Ich fange an zu schreiben, an Sie, liebster Freund, mit einem so tiefen Gefühl der Wehmut, daß ich mich fast nicht der Tränen erwehren kann ... Erhalten Sie mir, mein lieber Freund, nur dieselbe Treue und Freundschaft, mit der sich so lange Ihr Leben an das meinige schloß, und noch viele frohe Tage werden mir in der Zukunft aufgehen. Ist es doch Ihr Werk, daß ich nicht lange schon in jedem Elende verging. Immer wird es mich mit der tiefsten Rührung, ja ich darf es sagen, mit der innigsten Dankbarkeit erfüllen ... Felix [A. W. Schlegels natürlicher Sohn] leidet nur ein wenig an den Augenzähnen ... Das Bild von Buri [ein Portrait A. W. Schlegels] muß doch ähnlicher sein, als es mir scheint, denn die Kinder erkannten es sogleich ... auch Felix, der noch nicht recht Schlegel sagen kann, bemüht sich sehr es auszusprechen und zeigt immer nach dem Bilde hin. Sie sehen also, Sie werden von niemand vergessen ...

Kommentar: Ein gravierender Grund für die Bewahrung der Freundschaft zu A. W. Schlegel mag für Sophie gewesen sein, weil sie sich erhoffte, daß er für den Unterhalt seines unehelich gezeugten Sohnes Felix auch zukünftig seinen Beitrag zu leisten unternähme.

A. W. Schlegel an Sophie - Coppet, den 28. Mai 1804

... Ihr [Sophies] Vergnügen und Ihre heit're Stimmung mache ich [Friedrich?] Tieck, und, wenn er schon in W[eimar] angekommen ist, Kn[orring] verantwortlich ...

Haben Sie [Sophie] Goethe immer noch nicht gesehen? Und mit wem von den dortigen Damen und Herren unterhalten Sie sich sonst? Geben Sie mir auch Nachricht von Mad. Vo[i]gt, überhaupt von allen ...

A. W. Schlegel an Ludwig Tieck - Coppet, 8. Oktober 1804

Schon lange habe ich Dir schreiben wollen, geliebter Freund, denn es ist mir ein Bedürfnis, von meinen Freunden in der Entfernung nicht vergessen zu werden; ich habe nur immer nicht zum Entschluß kommen können. Jetzt geben mir die häuslichen Verhältnisse Deiner Schwester, die sich hoffentlich einer befriedigenden Auflösung [Scheidung] nähern, einen dringenden Antrieb dazu ... Bernhardi hatte sich der Sorge für seine Familie so sehr entzogen, daß es ihn gar nicht hätte wundern dürfen, wenn einmal plötzlich aus Mangel an dem Unentbehrlichsten sein häusliches Leben sich aufgelöst hätte. Der Gedanke, als ob in dieser Art Anforderungen an ihn gemacht werden könnten, war ihm ganz abhanden gekommen; er blieb unbekümmert, wiewohl er sich selbst durch fremde Sorge ernährt sah, und es ihm eigentlich ein Geheimnis sein mußte, wie es bewerkstelligt wurde, daß die Kinder nicht aus Mangel an Pflege verkamen.

Ich bin beinahe drei Jahre Hausgenosse [richtig: der Geliebte] Deiner Schwester gewesen, vom Frühjahr 1801 bis zu meiner Abreise von Berlin im April 1804 ...

Was Bernhardis Amt eintrug, weißt Du; daß man mit kaum 400 Thaler in Berlin und in der uns anständigen Lebensweise eine Familie nicht erhalten kann, sieht ein jeder leicht ein ... er hätte also, wie andre wackre Schulmänner in Berlin, mit Privatstunden beträchtlich viel verdienen können ...

Sophie an A. W. Schlegel - München, den 28ten Januar 1805

... Ich war in der letzten Zeit in Weimar in einer furchtbaren Spannung [gemeint ist: Angst], da Bernhardi geschrieben hatte, er wolle hinkommen. Seine Niederträchtigkeit ging so weit, daß er nun die Rolle umkehrte und tat, als ob ich durch mein Verhältnis mit Ihnen [Schlegel] und mit Knorring seine Ehre beleidigte. Nun schrieb [er], er wolle hinkommen [nach Weimar] und sich selbst davon überzeugen, in wie weit dies gegründet sei. Da ich befürchten mußte, gleich tot bei seinem Anblick zu bleiben und auch bei meiner Schwäche der Arzt es befürchtete, so war ich ängstlich abzureisen und doch wollte ich meinen ältesten Bruder erwarten, den wir aufgefordert hatten, mich so lange zu begleiten, bis der andere [Bruder] zu mir kommen könnte. Die doppelte Angst quälte mich nun, daß Bernhardi kommen und daß der Bruder [Ludwig] nicht kommen würde und ich höchst ungern mit Knorring allein gereist wäre. Ich dann auch hätte glauben müssen, daß jeder Funke der Liebe zu mir in meines Bruders [Ludwig] Brust erloschen wäre. Er kam aber und hat mich hierher nach München begleitet, und wir erwarten nun hier den anderen Bruder [Friedrich], der mag jetzt wohl in Berlin sein, um seine und meine Sachen in Ordnung zu bringen ...

Ludwig Tieck an den Verleger Dieterich - München, den 8. Februar 1805

Ew. Wohlgebohrn werden mir verzeihen, daß ich nicht schon viel früher auf ihren freundschaftlichen Brief geantwortet habe, allein eine plötzliche unvorhergesehene Reise hat mich von aller Correspondenz abgehalten; da ich jetzt so weit entfernt bin und Deutschland auf einige Zeit verlasse, um Italien zu sehen, so ist mein Freund, der Herr Regierungs-Rath Voigt in Weimar von der Güte gewesen, während meiner Abwesenheit die Correspondenz und meine Geschäfte zu übernehmen; ich habe ihm auch die Vollmacht gegeben, alles in meinem Namen abzuschließen, auch wenn Sie durch ihn das Mskpt. d[er] >Niebelungen< erhalten, die Hälfte davon, wie ich glaube, in 2 Monaten etwa: der Kürze wegen bitte ich Sie, da der Aufenthalt in Weimar es verzögert [hat] und ich nur noch einen Monat hier zubringe, oder bis Anfang März, die Summe von 60 Friedrichdor mir hieher

nach München unter meine Adresse zu übermachen. Gegen Michaelis erhalten Sie das ganze Mscpt. ...⁵¹

Clemens Brentano an Achim von Arnim, Heidelberg, 15. Februar 1805

... Alle Worte, welche Tieck in Erlangen und Nürnberg geredet hat, wo er 2 Tage bei Le Pique gewesen, da [richtig: das] dieser wieder umständlich an seine hiesige Bekannte geschrieben, wo sie jetzt coursiren, er hat dort ausdrücklich allgemein gesagt, er gehe nach Italien, und schreibe einen Antifaust, in dem er die ganze Litteratur lächerlich mache, welches ihm besser gelingen wird, als die Eugenie [gemeint ist Goethes Werk >Die natürliche Tochter<] schlecht zu machen. Gott sei Dank wer eine Faust im Spiel hat, wird nicht lächerlich werden. Diese Leute wissen nicht, waß sie mit Göthe mächen sollen, der durch ihre Satire selbst gedeihen wird, unter einen Baum schießen, heist ja ihn düngen ...

Clemens Brentano an Friedrich Karl von Savigny - Heidelberg, Anfang März 1805

... [Ludwig] Tieck der etwas sehr faul und gek zu allen war, spricht übrigens wie ein Gott der den Schäfern die Weißheit lehrt. Nur macht einem oft dies Sprechen den Eindruck eines fertig gepakten Mantelsaks. Arnim hat viel mit ihm gefochten. Die Eugenie [Goethes Drama >Die natürliche Tochter<] ist nach Tieck das elendeste Product, ein sozusagen klassisches Werk, die Verklärung des Nichts, und ein wahrer Antichrist aller Poesie, er [Ludwig Tieck] glaubt dieses, ja er weinte dabei vor Wahrheit ...

Sophie an A. W. Schlegel - München, den 14ten März 1805

... Mein ältester Bruder [Ludwig] kam nach Weimar, um mich zu begleiten, und wir reisten hierher mit 700 Thaler ab, hier [in München] wollten wir drei Wochen bleiben, dann [richtig: das] versprach mein Bruder [Friedrich] auf das allerteuerste, uns hierher nachzukommen; er mußte [richtig: sollte] acht- bis neunhundert Thaler gewiß [aus Berlin] mitbringen, und so könnten wir in der größten Sicherheit nach Rom kommen ... stattdessen bleibt er bis gegen Ende Februar in Weimar, geht dann nach Berlin, wo er [jetzt] noch ist und läßt uns hier sitzen ... Stattdessen kommt vor einigen Tagen ein Brief [aus Berlin], woraus sich ergibt, daß er [Friedrich Tieck] noch gar nicht weiß, wann er von Berlin abreisen wird ... wodurch B[ernhardi] und sein Vater, der hauptsächlich darauf besteht, den Wilhelm zu haben, Zeit gewinnt, seine Anstalten zu machen, wodurch ich nun hier in Todesangst lebe ... Zu allem diesem kommt noch, daß mein Bruder Ludwig hier die Gicht so heftig hat, wie in Jena, daß wir seit vier Wochen, wo er gänzlich unbeweglich ist, ihn haben heben und tragen müssen ... Mein ältester Bruder [Ludwig], der mich bis nach Rom begleiten wollte, geht durch eine Menge verfluchter Umstände zurück, die ich Ihnen alle mündlich erzählen will ... so müssen Sie eine rechte Dankbarkeit gegen Knorring empfinden, der uns [Sophie und ihre Kinder] in diesem Elend so treulich beigestanden hat ...

Kommentar: Die Briefstelle „mein ältester Bruder [Ludwig], der mich bis nach Rom begleiten wollte, geht durch eine Menge verfluchter Umstände zurück“, halte ich für ein Indiz, daß sein Vater, Goethe, nicht einverstanden war, daß Ludwig seine Ziehschwester nach Rom begleitete. Sophie flüchtete deswegen nach Rom, weil sie das Sorgerecht für ihren Sohn Wilhelm behalten wollte. Auf Felix legte Bernhardi, bzw. dessen Vater (der Großvater), keinen Wert, weil es A. W. Schlegels Sohn war.

Sophie an A. W. Schlegel - München, den 22ten März 1805

... Es ist endlich alles in Ordnung und wir reisen den 25ten von hier [München] ab ... Von meinem Bruder [Friedrich] habe ich noch keine Nachricht wieder, ich reise hier

⁵¹ Goethe, der Vater, stand demnach über den Freund und Regierungskollege Voigt in Kontakt mit dem Sohn. Selbstverständlich riet Goethe Ludwig Tieck davon ab, seine Schwester Sophie nach München und weiter nach Italien zu begleiten, da die Gefahr bestand, daß Bernhardi aus Wut eine Indiskretion über Ludwig Tiecks wahre Abkunft begehen könnte.

überhaupt mit schwerem Herzen ab, da ich meinen ältesten Bruder [Ludwig] krank zurück lasse, alles dies, um Sie [A. W. Schlegel] nur nicht zu verfehlen ...

F. Schlegel an A. W. Schlegel - Köln, den 15ten Juli 1805

... Suche ja Goethe's Buch über Winckelmann zu bekommen. Es ist sehr lustig und auch in seiner Art merkwürdig. Der alte Fratz [gemeint ist Goethe] hat sich darin ganz öffentlich zum Heidentum bekannt; er hat sich noch nie so seiner innern Ru[c]hlosigkeit überlassen. Er tritt aber schrecklich gepanzert auf; vorn die alte Herzogin, hinten der Wolf; ja selbst Schiller hat noch einen Notpfennig über das Kunstideal gegen das Christentum eingelegt, desgleichen Humboldt ein ganz klein wenig Ruchlosigkeit, die es wenigstens sein soll. Eigentlich ist dies Werk wohl die Rache für die damalige Satire gegen seine weimarsche Kunstschule; in dieser Beziehung mag ihn auch die >Europa< [Zeitschrift, hrsg. von Helmine von Chezy] sehr verdrossen haben, wo jene Ketzereien über Malerei so stark gesagt sind. Doch sind nirgends auch nur entfernte eigentliche Anspielungen, bei allem Grimm, den er gegen uns zu haben scheint. - Noch neuerlich schrieb man mir, er [Goethe] sei sehr kränklich und nervenschwach.⁵² - Das Buch wird viel Aufsehen machen; Schelling wird sich nun ohne Zweifel [auch] wieder zum Heidentum bekennen, und es konstruieren, wie sich gebührt - Die Deutsche Literatur bekommt ja mehr und mehr einen etwas pöbelhaften Beigeschmack ...

Sophie an A. W. Schlegel - Rom, den 21ten August 1805

Liebster Freund,

endlich kann ich Ihnen melden, daß meine Brüder angekommen sind. Die Reise ist so langsam gegangen, weil mein Bruder Ludwig noch zu sehr von der Krankheit angegriffen ist. Er ist sehr mager geworden, der Fuß ist ihm noch sehr geschwollen und macht ihm viele Schmerzen; er geht noch immer mühselig an einem Stock ... Ludwig hat einen vorteilhaften Contract durch den Regierungsrat Voigt in Weimar über die >Nibelungen< gemacht und dieser macht sich eine wahre Freude daraus, Geschäfte für ihn [Ludwig Tieck] zu besorgen ...

Kommentar: Wolfgang Goethe hält sich sichtlich zurück und überläßt dem Freund und Ministerkollege Voigt, angebliche belletristische Werke des Sohnes an Verleger zu vermitteln. Voigt gab höchstwahrscheinlich nur seinen Namen her. Die Briefe an die Verleger und die nachfolgende Korrespondenz wurden in Goethes „Literaturbüro“ vorbereitet, Voigt unterschrieb sie nur und sein Name war wohl nur eine „Briefkastenadresse“.

Loder an Böttiger - Brief vom 14.09.1805 (Quelle: BG 5, 647):

... Goethe ist [psychisch] wieder so gut als gänzlich hergestellt, und dies hat er unserem Reil zu danken ...

Kommentar: Reil galt als Spezialist für psychische Erkrankungen. Siehe L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes<.

Sophie an A. W. Schlegel - Rom, den 26ten Dezember 1805

... was mein Bruder Ludwig mir ehemals [an-]getan hat, sucht er wieder gut zu machen durch die eifrige Bestrebung, ein Band wieder zu trennen, welches er zum Teil geknüpft hat ...

Kommentar: Ludwig Tieck half seiner Ziehschwester Sophie in ihrer Scheidungsangelegenheit, was seinem Vater, Goethe, keineswegs gefallen konnte. Denn Goethe mußte befürchten, daß Bernhards Rache eine Indiskretion begehen könnte.

Was Goethe befürchtete, traf nur zu gründlich ein. Die Flucht Sophies nach Rom, um das Erziehungsrecht über ihre Kinder nicht zu verlieren, schlug in Berlin hohe Wellen der Empörung. Ludwig Tiecks Rolle in diesem Ehedrama muß eine schwankende und

⁵² Die Information Friedrich Schlegels entsprach der Realität. Siehe Goethes pseudonym veröffentlichtes Werk >Nachwachen von [des] Bonaventura< und L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes<.

doppelbödig gewesen sein. Einmal glaubte Sophie, er wolle sie tatkräftig unterstützen, dann wieder war sie überzeugt, daß „all dies Unglück“ nur über sie gekommen ist, weil er bei ihr sei und sie fragt sich, „warum er nicht geht, da ihn doch niemand hält“, siehe folgenden Brief:

Sophie an A. W. Schlegel - Rom, den 21ten Mai 1806

... Überlegen Sie einmal, liebster Freund, ob es nicht grausam [ist], daß ich sehen muß, wie Malchens Bosheit [Ludwig Tiecks Ehefrau] mich zu Grunde zu richten strebt, wie Burgsdorff, Schierstädt, Genelli und Gott weiß was noch alles sich erniedrigen, ihre [Malchens] Werkzeuge zu werden ... wie [be]nimmt sich mein Bruder Ludwig dabei? Er scheint es gewußt zu haben, daß dergleichen Schritte geschehen werden, denn er suchte mich einige Wochen vorher darauf vorzubereiten, indem er mir immer sagte, wie leicht ein solches Geschwätz entstehen könne, und wie man einmal an Knorrings Familie alles das schreiben könnte, was nun in der Tat geschehen ist. [Kommentar: Sophies Gegner schrieben an den Vater ihres Liebhabers, des Barons von Knorring, damit dieser das Unterhaltsgeld an den Sohn zurückhalten solle oder zumindest zu kürzen. Auf diese Weise versuchten sie, Sophie in die Knie zu zwingen.] ... Daß Malchen mich haßt und sich in beständigen Verleumdungen über mich ergießt, findet er [Ludwig Tieck] menschlich und natürlich, weil sie leidenschaftlich ist, [findet] dabei aber ihren Charakter edel und findet, daß ich ihr ebenso unrecht tue wie sie mir, und daß es im Innern gleich sei, wenn ich ihr sage, daß sie die Furie ist, die mich verfolgt, oder wenn sie ihren Haß läßt in solchen Handlungen übergehen, die mein Glück und Leben auf das Spiele stellen. [Kommentar: Malchen war offensichtlich eifersüchtig auf Sophie, weil sie von Sophies großer Liebe zu Ludwig wußte!] Ist es nicht seltsam, wenn er [Ludwig Tieck] einsieht, daß all dies Unglück nur über mich kommt, weil er bei mir ist; daß er nicht geht, da ihn doch niemand hält? Ich bitte Sie, die Briefe alle sorgfältig zu bewahren, könnte er ahnen, daß ich so über ihn schreibe, das würde ihn unversöhnlich gegen mich reizen. So behutsam und heimlich er [Ludwig Tieck] ist, so entfahren ihm [doch] zuweilen Worte, die mir zeigen, wie [daß] er benachrichtigt wird; so hat man ihm geschrieben, daß B[ernhardi] mit solcher Achtung von ihm spräche, nur auf meine und des unschuldigen Friedrichs [Friedrich Tiecks] Hinterlist fluchte, von ihm [Ludwig Tieck] aber sagte, er habe sich immer edel gegen ihn benommen. Wem kann B[ernhardi] das sagen, als einem, der sich mit ihm verbündet, wo er bemerkt, daß der es gerne so hören will, und wer kann es meinem Bruder schreiben, als einer von diesen ...

Kommentar: Wolfgang Goethe mußte alles versuchen, um seinen Sohn aus dem Ehekrach der Bernhardis herauszuhalten. Deswegen riet er Ludwig Tieck davon ab, seine Ziehschwester Sophie nach Rom zu begleiten; deswegen versuchte er jetzt, Friedrich Tieck alle Schuld zuzuschieben und deswegen versuchte er auch alles, um den Sohn Ludwig, so schnell als möglich, wieder nach Deutschland zurück zu bekommen. Aus diesem Grund erhielt Ludwig ein Jahr lang kein Unterhaltsgeld mehr von seinem Vater, wie Friedrich Tieck in einem späteren Brief an A. W. Schlegel berichten wird.

Clemens Brentano an Achim von Arnim – Heidelberg, 1. und 14. Juni 1806

... Die Jüdin Seligmann von München sagte vorgestern bei Voß, daß es gewiß sei, daß [Ludwig] Tieck katholisch geworden sei, auch werde er sich scheiden lassen ...

Im August 1806 machte sich Ludwig Tieck auf die Rückreise von Rom nach Deutschland. Er reiste über St. Gallen, Mannheim, Heidelberg und Frankfurt, wo er seine Großmutter, die Frau Aja, besuchte und wohl auch Bettina Brentano kennenlernte.

Am 21. September 1806 besuchte Ludwig Tieck auch Vater Goethe in Weimar.

Clemens Brentano an Achim von Arnim, Heidelberg, Mitte bis Ende Oktober 1806

... Betine ist jetzt täglich ein paar Stunden bei der alten Göthe [Goethes Mutter], und läßt sich Anektoden [Anekdoten] von dem geliebten Sohn erzählen, die sie für sich ganz mit den Worten der Mutter in ein Buch schreibt, um eine geheime Biographie dieses Göttlichen zu bilden, waß ich bereits von diesen Geschichten gehört [habe] ist treflich ...

Ludwig Tieck an Alma, alias Henriette von Finckenstein - Sandow, den 6ten Novbr. 1806⁵³

Ich will es wagen, meine Geliebteste, bei der Gelegenheit, daß ihr den Bothen gesendet habt, einiges von mir und uns zu sagen. Was unsre äußere Lage anbetrifft, sind wir bisher in Sandow noch ziemlich ruhig gewesen. Wie ich denn diesen Krieg und alles nur erwünsche, weil ich dadurch von Dir getrennt bin. Wie sind wir so schnell von einander geschieden worden, und müssen uns wieder, wie in der größten Entfernung, mit einem Blättchen Papier, und einigen kalten, geschriebenen Worten begnügen. Hättest Du mir doch auch einige Zeilen gesandt, gewiß hat Dich die Furcht zurückgehalten; oder wenigstens in dem kleinen Briefe etwas bestimmteres und umständlicheres gemeldet! Wie ich mich indessen geängstigt, können Dir keine Worte ausdrücken, und ich fühle mich oft ganz krank; das Bewußtsein Deiner ewigen Liebe und Treue ist es einzig und allein, was mich noch aufrecht erhält. Du beschäftigst dich viel, so schreibst Du, aber womit? O Gott, ich küsse jede Zeile, jedes Wort von Deinen Händen, jeden Ausdruck, jede Spur Deines Daseins. Darauf hoffe ich immer, daß Du schon einiges an mich geschrieben hast, und daß dieses mit zu deinen Beschäftigungen gehört, und daß ich nächstens recht vieles von Dir mit der ersten sichern Gelegenheit erhalte; diese wäre sicher genug gewesen. Doch bin ich jetzt einigermaßen über Dich beruhigt. In den Nächten habe ich viel geweint.

Als Du von Z[iebingen] abgereist warst, - o nie werde ich die letzten Blicke vergessen, mein erzwungnes Lachen und meine angenommene Fröhlichkeit muß Du doch verstanden haben – und die Art, mit der Du aber von mir Abschied nahmst – noch niemals habe ich Dich so gesehn, - so bist Du noch niemals auf mich zugeeilt, so mit Thränen, und den aufgehobenen Armen, und dem Ausdruck des Schmerzes, noch immer klingt es nach in meinem Herzen, und ich werde dies alles niemals, niemals vergessen. Als Du weg warst, wollte ich erst nicht zur zurückgebliebenen Gesellschaft zurückkehren, ich wollte meinen Thränen ihren Lauf lassen, ich wollte statt Dein ganz im Schmerze und dem Gefühle dieser Trennung sein: aber um nicht aufzufallen, ging ich zurück, ich setzte mich auf Deinen Platz, den Du eben verlassen hattest, ich trank den Wein und das Wasser, welches Du hattest stehn lassen und vermischte beides mit meinen Thränen: das Messer und die Gabel, die Du noch vor wenigen Minuten berührt hattest, nahm ich mit dem Gefühl einer unaussprechlichen Zärtlichkeit in meine Hände. Was ist mir nicht alles, was Theil an Dich genommen hat: Die Welt selbst. Ich kenne nur Dich, und will nur Dich, Deine Liebe und mein Leben und Schicksal sind ein und dasselbe. Aber ich weiß ja, daß Du mich eben so in Deinem zärtlichen Herzen trägst, als ich Dich: Ich kenne keinen andern Gedanken, als nur Dich. Darum kann ich Dir auch so gar nichts sagen: ich rühre mich oft selbst in diesem heiligen Wahnsinn an und frage mich: wer bin ich? Und nur Dein süßester Name tönt tief aus meinem Innern heraus. So weit und so tief ich in mich hinein sehn kann, erfüllt Dein glänzendes Bildniß den Abgrund. Ja, Du bist meine Seele. Wie viele tausend Menschen haben diesen Ausdruck im alltäglichen Leben gebraucht, und vielleicht hat noch keiner die unendliche ewige Wahrheit empfunden, welche er ausspricht. – Ich lese viel, aber alle Bücher und Gedichte sprechen ja nur von Dir, und in wie undeutlichen Redensarten, wenn man Dich selbst kennt. *Kennt!* Himmel, welche Worte, welche Sprache, welche Töne, wie alte Scherben, wie Eis, so frostig: wenn Du mein bist, ich Dein, wir nur eine Seele sind, in einem Kuß, in einem Blick, in einem Gedanken, unser ganzes Leben, und die Summe aller Empfindungen, ja die ganze Ewigkeit geschmolzen, geistig da liegt! O meine süßeste Braut, meine ewige jugendliche Braut, meine Gattinn, das Wunder und Balsam meines Herzens; - nur anbethen, nur seufzen zu Dir, nur zu Dir hinaufküssen kann ich, nur vergehn in Thränen und Freude und tiefstem Schmerz. Wie verrückt, daß ich Dir schreiben will! Als wollte ich Deinen Gesang in Papier ausschneiden. Liebst Du mich denn? Ja! – Einmahl fragtest Du in einem Deiner zärtlichsten Briefe: ob ich denn gar nicht mehr eifersüchtig sei? – Auch darüber könnte ich Dir vieles sagen: immer, immer bin ich es, ja auf die Luft, noch mehr

⁵³ Was der Beginn von Ludwig Tiecks Verhältnisses zu Henriette von Finckenstein betrifft, verweise ich auf den Artikel von Josef Körner mit Titel >Geheimnis um Ludwig Tieck<, in: Der kleine Bund, literarische Beilage des Bund, Bern, 30. Oktober 1938, Nr. 44 und 45.

auf das Gewand, das Dich noch näher berührt, auf jeden Gedanken, der nicht zu mir hingeht. Zu mir, dem Deine Liebe und d[ein] bin ja ich! – o süßester Wahnsinn! O Genuß d[es] Himmels! Die Unheiligen, die nie geliebt, dürften über mich lächeln. Alles, außer der Liebe, ist mir kein Leben: lieben, leben ist eins, Liebe ist das Licht des Lebens. – Gott erhalte Dich, die ewige Liebe, alle Gefühle strecken und beben nach Dir, Dich zu umarmen, und so umarme ich Dich auch jetzt wahrhaftig und wirklich, wie in tausend andren Momenten, ewig bist Du mir auch körperlich gegenwärtig. – Diesmahl habe ich zuerst geschrieben. – Kennst Du auch wohl das Papier noch? Vor drei Jahren erhielt ich es von Dir. -

Ewig, ewig der Deinige, o meine Alma!
L[udwig]

Dorothea Schlegel an A. W. Schlegel - Köln, den 22ten Februar 1807

... Wie herzlich ich mich aber freue, wieder [Übersetzungen von] Shakespear von Ihnen erwarten zu dürfen, das kann ich Ihnen gar nicht ausdrücken. Das haben wir nun doch wohl zunächst dem ungetreuen Eckard [gemeint ist: Ludwig Tieck] zu verdanken! Da nun die Vorsehung ihn zu ihrem Werkzeuge ausersehen [zu] haben scheint, so strafen Sie ihn doch ja nicht zu hart! Überhaupt, liebster Bruder, bitte ich für Tieck um Gnade! Er ist zwar ein Bösewicht, aber ein so liebenswürdiger! Ja, wenn wir es uns recht bedenken, so ist er doch der Einzige unter euren sogenannten Freunden, (die ihr doch nur für eure Freunde hieltet, weil ihr sie liebtet) er ist doch der einzige unter ihnen, glaube ich, der euch wirklich liebt, oder wenigstens zu lieben versteht. Freilich, die Abwesenheit, so manche störende krittlische Verhältnisse ... Von Tieck unwandelbare, feste Treue erwarten, das hieße, den Regenbogen fest halten wollen! Und, ich weiß nicht, - mich dünkt, - da Sie denn doch von Katzenpfoten sprechen, - es könnten bei dieser Gelegenheit vielleicht noch ein paar alte, wohlbekannte sich fühlen lassen wollen [Goethe ist gemeint!]. Er hat vielleicht nur eine Anfrage gewagt, zu der ihm Ihre Unterbrechung, wo nicht berechtigte, doch eine Veranlassung gab; - die Stellung eines Wortes, ein geringer Ausdruck, kann so vieles ändern. - Gehen Sie also doch ja nicht zu streng mit ihm ins Gericht. Hat er doch >Genoveva< und >Zerbino< gedichtet! Wenn schon gute Werke eine Genugtuung für unsere Sünden sind, was müssen die vortrefflichen nicht erst sein! - Wem ich aber vorzüglich einen Knuff gönnte, das ist der alte Sachsen - Weimarische Saturnus [alias Wolfgang Goethe], der so gegen sein eig'nes Fleisch wüthet! ...

Kommentar: Dorothea Schlegel wußte demnach ebenfalls, daß Ludwig Tieck der uneheliche Sohn des Sachsen - Weimarischen Saturnus, alias Wolfgang Goethe, war.

Wilhelm von Schütz an Ludwig Tieck - Kummerow, den 27. März 1807⁵⁴

Verzeihe, lieber Freund, daß ich auf den Brief, welchen Du mir nach Berlin geschrieben hattest, Dir weder durch Burgsdorf geantwortet, noch die Übersendung eines Exemplars der >Niobe< mit einem Briefe begleitet hatte; ich bekam durch die letzten Ereignisse in Berlin, die mich veranlaßten, meine Abreise zu verschieben, noch eine weitläufige Correspondenz. Hier dagegen genieße ich einer recht schönen Muße, und kann für meine etwas langsame Art zu arbeiten ziemlich viel zu Stande bringen. [...] Aller Wahrscheinlichkeit nach werde ich nun recht ununterbrochen fort dichten und studiren, nur an Büchern gebricht es mir sehr, und da möchte ich den Vorrath in Ziebingen gern in Anspruch nehmen. Die, welche Du in Berlin von mir hattest haben wollen, konnte ich Dir nicht sämmtlich senden, weil auf Schlegels Bücher Beschlag gelegt war. Anlaß waren die minorennen unter der Vormundschaftsdeputation stehenden Erben eines von Schlegel nicht bezahlten Schneiders. Bei dieser Gelegenheit nicht nur, sondern auch, weil ich in der letzten Zeit überhaupt viel mit Bernhardi [Sophies Ehemann] umgegangen war, bin ich von allen Details des Prozesses, welchen Du gegen Bernhardi für Deine Schwester führst, unterrichtet worden, und B[ernhardi] ist, auf welchem Wege und wordurch weiß ich nicht, hinter Dinge gekommen, die sie [Sophie] gemacht hat, und deren Wahrheit sich vollständig

⁵⁴ In: >Letters to and from Ludwig Tieck and his Cicle<, Collected and edited by Percy Matenko, Edwin H. Zeydel, Bertha M. Masche, Chapel Hill 1967.

darthun läßt, die ich nicht niederschreiben mag, und von denen keiner wünschen kann, daß sie veröffentlicht werden⁵⁵; ich wenigstens kann davor erschrecken, daß von einer Gesellschaft von Menschen, die sich öffentlich als Verfechter des Schönsten und Edelsten, ja gewissermaßen als Priester desselben angekündigt, alles das an den Tag kommen sollte, was B[ernhardi] an den Tag bringen will. Nächst Deiner Schwester und einigen andern sind es Schlegel, Knorring und Du [Ludwig Tieck], indirekt auch Wackenroder auf die es roulirt, und das Bekanntwerden würde einen höchst betrübten Effekt⁵⁶ machen. Bernhardi aber muß ich, wenn er so behandelt und gewissermaßen gedrängt wird, wie es jetzt geschieht, entschuldigen, wenn er das Äußerste thut, und doch ist es ein Mensch, von dem man, wenn man ihn auf eine gewisse Weise behandelt, so vieles erlangen kann, wenn man es nur so einrichtet, daß er selbst es nicht merkt, was er thut, und man ihn unmerklich zum Nachlassen in seinen Forderungen und zum Zugeben in seinen Zugestehungen bringt. Schon jetzt hat das Gericht erklärt, es habe nie einen skandalösern Prozeß gegeben, und man würde die Acten nach der Beendigung versiegeln. B[ernhardi] aber hat die Manualakten, die dasselbe enthalten, und das Schmachvollste und Schändlichste würde nun erst an den Tag kommen. Es wäre daher wirklich gut, wenn der ganze Prozeß abgebrochen werden, und das, was durch ihn zu gewinnen steht, durch einen Vergleich erzielt werden könnte, damit nicht über einen Kreis von Menschen, an die zum Teil Deine Sonnette im poetischen Journal gerichtet sind, solch ein Schimpf komme, und diese nebst vielen andern nicht wie ein übertünchtes Grab erscheinen mögen; denn das beste Licht dürfte auf den Angeklagten [Bernhardi] als einen schwachen und gutmüthigen Betrogenen und deshalb jetzt Zürnenden fallen. Bernhardis Vertrauen (welches auch darin eigenthümlich ist, daß es zwischen zu großem Vertrauen und beinahe gänzlichem Vonsichabwälzen einer Angelegenheit und zwischen Mißtrauen nie die rechte Mitte hält) besitze ich jetzt so ziemlich, und wenn in der Sache überhaupt noch ein Ausweg möglich sein sollte, so glaube ich, daß er durch mich am ehsten würde stattfinden können. Wahrscheinlich werde ich im Monat April zu meiner Vereidigung nach Berlin müssen und könnte dann vielleicht mit B[ernhardi] von der Sache sprechen, würde dies aber nie thun, wenn ich nicht Deine Gesinnungen darüber zuvor wüßte, und überlasse Dir daher, ob Du mir diese mittheilen willst.

Deine Frau, Burgsdorf und die andern Freunde in Ziebingen bitte ich dich vielmals zu grüßen, und bleibe

Dein Schütz

Kommentar: Dieser Brief ist ein seltener Glücksfall für einen Forscher. Er bestätigt bei genauerem Lesen und Analysieren alle meine Thesen. Wilhelm von Schütz teilte Ludwig Tieck unter der Maske einer freundlich-jovialen Sprache mit, dass er von Bernhardi, dem Ehemann der Sophie Bernhardi-Tieck, in all seine Lebensgeheimnisse eingeweiht wurde: „weil ich in der letzten Zeit überhaupt viel mit Bernhardi [Sophies Ehemann] umgegangen war, bin ich von allen Details des Prozesses, welchen Du gegen Bernhardi für Deine Schwester führst, unterrichtet worden, und B[ernhardi] ist, auf welchem Wege und wodurch weiß ich nicht, hinter Dinge gekommen, die sie [Sophie] gemacht hat, und deren Wahrheit sich vollständig darthun läßt, die ich nicht niederschreiben mag, und von denen keiner wünschen kann, daß sie veröffentlicht werden; ich wenigstens kann davor erschrecken, daß von einer Gesellschaft von Menschen, die sich öffentlich als Verfechter des Schönsten und Edelsten, ja gewissermaßen als Priester desselben angekündigt, alles das an den Tag kommen sollte, was B[ernhardi] an den Tag bringen will“. Schütz spielte damit nicht nur auf das Verhältnis der Sophie Bernhardi mit

⁵⁵ Ich bin überzeugt, dass unter der Umschreibung „B[ernhardi] ist, auf welchem Wege und wodurch weiß ich nicht, hinter Dinge gekommen, die sie [Sophie] gemacht hat, und deren Wahrheit sich vollständig darthun läßt“ auch die Liebe Sophies zu ihrem angeblichen Bruder Ludwig gemeint ist.

⁵⁶ Einen „höchst betrübten Effekt“, dies ist Goethescher Sprachstil. Wilhelm von Schütz zielte daher auch auf Goethe. Auf die geheimnisvolle Beziehung zwischen Goethe und Ludwig Tieck.

A. W. Schlegel, sondern auch auf das frühere Verhältnis Sophies zu Ludwig Tieck, ihrem angeblichen Bruder, an. Ja er weiß nicht weniger als alles: Nicht nur Schlegel, Knorring und Ludwig Tieck würden davon „rouliert“, sondern „das Bekanntwerden würde einen höchst betrübten Effekt machen“. Das ist Goethescher Sprachstil: Damit deutet Wilhelm von Schütz an, dass auch Goethe davon betroffen wäre. Denn der echte Wackenroder war bereits seit einigen Jahren tot. Schütz drohte Ludwig Tieck weiter: „Schon jetzt hat das Gericht erklärt, es habe nie einen skandalösen Prozeß gegeben, und man würde die Acten nach der Beendigung versiegeln. B[ernhardi] aber hat die Manualakten, die dasselbe enthalten, und das Schmachvollste und Schändlichste würde nun erst an den Tag kommen. Es wäre daher wirklich gut, wenn der ganze Prozeß abgebrochen werden, und das, was durch ihn zu gewinnen steht, durch einen Vergleich erzielt werden könnte, damit nicht über einen Kreis von Menschen, an die zum Teil Deine Sonnette im poetischen Journal gerichtet sind, solch ein Schimpf komme, und diese nebst vielen andern nicht wie ein übertünchtes Grab erscheinen mögen; denn das beste Licht dürfte auf den Angeklagten [Bernhardi] als einen schwachen und gutmüthigen Betrogenen und deshalb jetzt Zürnenden fallen“. Ich vermute sogar, dass Wilhelm von Schütz diesen Brief aus erpresserischer Absicht schrieb, denn er bot sich zuletzt als Vermittler in der Scheidungsangelegenheit und als Besänftiger des Bernhardi an.

Bettina Brentano an Friedrich Karl von Savigny – Juni 1807

Bei Goethe war ich! Das hat Dir Meline erzählt; das ist alles gut, aber Alter, ich muß bei Dir sein, auf Deinem Schoß sitzen, Du mußt mich herzlich umarmen, wenn ich so weich werden soll, Dir alles zu sagen, ich trage einen Ring von Goethe am Finger, der ist mir sehr lieb. Ich sag Dir, Du bist recht gut, Du bist der Beste, aber erinnere Dich, wie oft mir nicht wohl war bei Dir, daß ich wild und traurig wurde im Gemüt, daß ich so recht fühlte, ich wußte nicht, wo aus noch ein im Leben. All das war verschwunden bei Goethe, und doch hatte ich mich davor am meisten gefürchtet. Er kam auf mich zu, gleich im ersten Augenblick, küßte mich auf die Stirn und behandelte mich wie eine lang verheißene Freude, die nun endlich erscheint ...

Kommentar: Bettina trug einen Ring von Goethe am Finger und ein Kind von Goethe unterm Herzen. Bettina rutschte nicht nur Goethe auf dem Schoß herum, sondern auch ihrem Schwager Savigny.

Friedrich Tieck an A. W. Schlegel - Rom, den 6. Oktober 1807

... In großer [Geld-] Verlegenheit, die wir waren, weil Knorrings Geld auch über die Zeit ausblieb, mußte sich der Bruder [Ludwig Tieck] (der, wie Du weißt, immer viel braucht) an Müller wenden, und wir waren das Ungeheu're zu geben zufrieden [gemeint ist: Maler Müller verlangte „ungeheuer“ hohe Zinsen für den Privatkredit, den er Ludwig Tieck gab], weil wir in wenigen Wochen die versprochene Summe von Knorrings Bruder und sein eignes [Ludwig Tiecks] Geld erwarteten, da das eine ganz [ausblieb], das andere über zwei Monate später ... ankam, so brauchten wir Müller [Müllers Kredit] öfter ... Während der Zeit aber hatte Malchen ihre gewöhnlichen Lügen geltend gemacht und die saubere Compagnie dort ihre Cabalen durchgesetzt ... Um uns jeden Weg des Glücks und der Zufriedenheit abzuschneiden, geschah zugleich das große Schreiben von allen Seiten an H[umboldt], um der Schwester die Kinder zu nehmen; das einzige, was bei ihm [Humboldt] aber wirkte, war ein Brief oder mehrere von Burgsdorff. Dem zu Gefallen war alles sogleich umgewendet, sie [die Familie Humboldt] unsre geschwornen Feinde. Und ein halb Jahr nachher fand es unser Bruder [Ziehbruder Ludwig] ja bloß natürlich, daß Malchen [Ludwigs Ehefrau] sich einbildet, meine Schwester wendete alle möglichen Intrigen an, ihn ihr zu entziehen, und sie müßte ja denken, daß, wenn sie uns alle Mittel entzogen hätte, ihn [Ludwig Tieck] hier weiter zu ernähren, so müßten wir ihn wohl [heim-] reisen lassen. Deshalb war er aber doch noch sechs Monate wohl hier geblieben und hat sich von unserem Mark, Blut und Tränen genährt, die inn're Verzweiflung unser aller hat ihn nicht vermocht, nur einen Tag früher zu reisen, als er sich es gleich anfangs vorgenommen, und die heftigsten Kränkungen mußten wir [von Ludwig Tieck] erfahren, weil wir ihn nicht reich genug mit Essen und mit Taschengeld versorgen konnten ...

Kommentar: Ludwig Tieck erhielt mehr als ein Jahr lang (von ca. März 1805 bis Juli 1806) kein Unterhaltsgeld mehr von Goethe, so daß er aus materieller Not gezwungen war, seine Schwester und Rom zu verlassen, um nach Deutschland zurückzukehren.

Sophie an A. W. Schlegel - Prag, den 27ten November 1807

... Durch Hardenberg habe ich die beruhigende Nachricht, daß [Geheimrat von] Voigt, welcher mir [Sophie] so schnöde einige L[ouis]dor abschlug, dem Bruder [Friedrich Tieck] einige hundert Thaler nach Rom geschickt hat, und so ist mein Kummer von dieser Seite geendigt ...⁵⁷

Clemens Brentano an Johann Georg Zimmer in Heidelberg, Kassel, 29. November 1807

... Wenn Sie noch Lust hätten die Tieckschen Niebelungen zu drucken, so wäre es ihnen leicht dieselben zu erhalten, denn [der Verleger] Dieterich hat soviel ich weiß, das M[anu]s[kri]pt, welches Tieck ihm vor zwei Jahren unvollständig zugeschickt und dafür 60 Louisd'ors empfangen, nachdem er ihn stets mit dem Reste und der dazugehörigen Abhandlung stecken gelassen, an Tieck zurückgeschickt und verlangt sein Geld wieder. Die entsezliche Nachlässigkeit Tiecks ist eigentlich schändlich, er steckt nun beinahe mit allen seinen Buchhändlern [richtig: Verlegern], ebenso liegen bei Diedrich seit Jahr und Tag ganz Allerliebste Zeichnungen von Riepenhausen zu einem Musenallmanach den Tieck mit Diedrich projectirt. Tieck war die ganze Zeit ruhig in Ziebingen, er leidet an Gicht; und sein Muth ist durch seine isolirte Lebensart gänzlich gesuncken ...

Clemens Brentano an Achim von Arnim – Kassel, um den 25. Januar 1808

... Von Reichard [dem Komponisten und Musikdirektor] seinem Wesen mache ich mir gar keine Hoffnungen. Er hat besonders Etwas in seinem Wesen, waß mir traurig ist, gar kein Urtheil über Menschen, und doch sehr absprechend, von Tieck redet er jetzt auf eine wahrhaft miserable Art, er nennt ihn einen Schmierer, einen Hoffartspinsel ... du hast keine Idee, wie es mich schmerzt, daß dieser Mann [Reichard] so gegen Tieck raisonirt, während er zugleich gesteht, er habe beinah nichts von ihm gelesen, er spricht oft, wie ein Hundsfutt, er nennt Tieck einen stolzen Faullenzer ...

Sophie an A. W. Schlegel - Prag, den 2ten Februar 1808

... Von meinem Bruder Ludwig habe ich erfahren, daß er im Frühling in München sein würde, Gott weiß zu welchem Zweck ...

F. Schlegel an A. W. Schlegel - Köln, den 29ten März 1808

... Die U[nger] meldet mir, Burgsdorff habe die Amalie Tieck geheiratet. Ist das wahr? ...

45 Brief: Sophie Tieck-Bernhardi an Ludwig Tieck - Wien, den 31ten Mai 1808

Ich schreibe dir liebster Bruder heut an deinem Geburtstage, und dieser Gedanke erfüllt mich mit unendlicher Wemuth, wenn ich bedenke wie viel Leiden nur der Zeitraum von zehn Jahren in sich schließt, wie meine ahndende Seele an diesem Tage bebte und zagte. Mein geliebter Bruder nim[m] meinen herzlichen Dank für deinen Brief, der mich mit Trauer und der süssten Freude zugleich erfüllt hat. Kom[m] zu uns zu [so] schnell zu kan[n]st, um unsere Liebe nach manchen Stürmen des Lebens wieder zu empfinden. Glaube mir mein theurer Bruder daß meine Liebe immer dieselbe bleibt, und laß uns Misverständnisse endigen die unsre Herzen nur zu lange von einander gerissen haben. Du hast mir das unwürdige [unwürdige] Betragen der sogenan[n]ten Freunde mü[ssen] zugeben, deren heftige für mich kränkende Vertheidigung nothwendig ein zweideutiges

⁵⁷ Über den Weimarerischen Geheimrat von Voigt ließ Goethe an Friedrich Tieck einige hundert Thaler nach Rom schicken, höchstwahrscheinlich um ihm das Unterhaltsgeld für den Sohn Ludwig Tieck zu erstatten, der keine eigenen Einkünfte hatte und von Geldzuwendungen Goethes abhängig war.

Licht auf dich selbst werfen mußte. Waß Burgsdorf anbetrifft so will ich gerne glauben daß er nichts gegen mich hat, denn dazu habe ich ihm nie Ursach gegeben, und daß er jetzt aus Zerstreuung vergessen hat, wie er in der Zerstreung [im Ehekrieg Bernhardi gegen Bernhardi?] gegen mich gehandelt hat, daß es aber geschehen ist weiß ich ganz gewiß, nicht so wohl um mir die Kinder zu entreißen, als um dich von mir zu entfernen. Ich wußte es schon damals gewiß als der Streit zwischen uns darüber verfiel [vorfiel?] und es hat sich mir seitdem unwiederleglich bestätigt. Ich bin ihm eigentlich nie böse gewesen, und wenn er es jetzt vergessen hat, so fo[r]der ich dein Stilschweigen darüber um nicht neuen Haß und Zwist zu erreg[en].

Ich lade dich ein mit freudigem Herzen zu uns zu kommen, du wirst hier viel Liebe und Freu[de] finden. Wir haben eine sehr gute Wohnung wir wohnen jezt in einem Hause, du kann[n]st auf der Seite wo Knorring wohnt ein gutes Zimmer haben, neben Friedrich Schlegel den wir in wenigen Tagen erwarten, so findest du nicht nur uns wieder, sondern auch einen alten Freund welchen du immer geliebt hast. Stransky ist auch hier und erwartet dich mit der sorglichsten Liebe. Auch Natorp freut sich sehr darauf dich wieder zu sehen, viele Bewunderer schmachten nach deinem Anblick. Eine herliche Natur biethet dir Erquickung für vieles, der Prater wimmelt von Narre[n]possen, woran sich dein Herz immer ergötzt kurz du kan[n]st hier sehr angenehm leben.

Ich hoffe uns soll keine Noth mehr drücken o[b]gleich du meine Hoffnungen für sanguini[sch] hältst. Du irrst dich auch darin in mir, und hast das Bestreben verkan[n]t mich und andere im Gespräche zu trösten dadurch, daß ich die Ferne nahe rückte das Ungewisse gewiß zu glauben schien, um in der drückenden Gegenwart die Verzeif[lung] zu vermeiden. Ich suchte euch allen oft Hoff[nun]gen zu geben, die ich selbst nicht hatte, ich kan[n]te den ganzen Umfang meiner Lage sehr wohl, und habe auch darin mehr Muth als andre bewiesen. Ich glaube jetzt mit Gewis[s]heit sa[g]en zu können, ich werde im Herbst nach Italien in jedem Sinn einem sorgenfreien Leben entgegen reisen. Dies Eine bitte ich dich zu verschweigen daß ich eine Zeit für meine Abreise bestimmt habe alles übrige ist kein Geheimniß.

Ich bitte dich mein liebster Bruder nun auch vielerlei, erstlich daß du mir schreibst sogleich wenn du komst damit ich dein Zimmer einrichten kann, zweitens daß wenn du hier bist du nur eines beobachtest, und den unsee[l]igen Dämon der Trägheit in dir bekämpfst der dich immer daran hindert, nemlich daß du mir auch öffentlich mit Achtung und Aufmerksamkeit begegnest, mich als die erste Person im Hause schetzt [schätzt], und nicht wieder es dahin kommen läßt, daß mein Haus wie ein Costenhaus [Kosthaus?] für deine Freunde behandelt wird, ausser der Unschicklichkeit welche für mich darin liegt, verursachst du Knorring dadurch eine immerwährende Kränkung, und erregst nach und nach eine fortwährende Verstimmung. Du weißt wohl daß keine Art von Eitelkeit mich zu diesem Verlangen treibt, aber meine Lage hier erfordert es durchaus daß ich von allen Personen welche in meiner Nähe leben als eine be[deu]tende Person behandelt werde, und dies abge[leh]net so trit[t] mein Schicksal und mein Charackter in ein nachtheiliges Licht we[nn] ich von denen die mich am genauesten kennen, mit scheinbahrer Geringschätzung behandelt werde. Dan[n] bitte ich dich daß du den[n] [so]fort bestim[m]t sagst du reisest zu mir, aus freiem Antrieb, um mich zu besuchen ohne meine Einladung. Ich hoffe wir alle wollen n[och] einem schönern Leben entgegensehen, u[nd] es wird dich freuen, daß ich die Kräfte meines Geistes eine Zeitlang darauf verwendet habe, uns eine sorgenfreie Zukunft zu verschaffen, wenn du die Umstände [nä]her ken[n]st.

Verzeih daß ich alles waß mein Herz dir hinzufügen möchte abreche, um dir über Geschäfte schreiben zu können, damit darein nich[ts] falsches geschieht. Ich will dir den Gang der Sache erzählen damit du es klarer siehst. Ich war kaum hier angekommen, etwa 14 Tage, war gerade sehr krank, als sich zwei Fremde bei mir melden liessen. Dies waren Bevoll[m]ächtigte von Bernhardi, welche die Kinder von mir foderten, und mich sehr brutal wie eine entwichene Person behandelten. Ich wußte mir da ich allein war nicht anders zu helfen, und verlangte also den Aufschub eines Tages, ehe ich ihnen eine Antwort geben kön[n]te. Ich such[te] indessen den Schutz des hiesigen Justiz Presidenten Grafen Rothenhan, des Minister Stadion, und des Päpstlichen Nuntius. Fr[au] von Stael sprach mit Finkenstein, er erboth [Rest des Briefes abgeschnitten].

Sophie an A. W. Schlegel - Wien, den 1ten Juni 1808

... Diese Erschütterungen [der ältere Sohn Wilhelm sollte Sophie in wenigen Monaten durch Gerichtsbeschuß genommen und dem Vater, Bernhardi, zugesprochen werden] wurden noch vermehrt durch einen Brief meines Bruders Ludwig, der von einem tief gekränkten und zerstörten Gemüt zeugt, und zugleich die Sehnsucht zeigt, die Liebe seiner alten Freunde wieder zu gewinnen, da er so viele Menschen, die ihn jetzt umgeben, so tief verachten muß ... Glauben Sie [A. W. Schlegel] nun nicht, daß ich durch meines Bruders [Ludwig] Brief nun schon ganz anders über ihn denke, aber er hat mich gerührt und tief erschüttert, und es wäre doch grausam, und gegen alle Liebe, nicht anzunehmen, daß die Vertilgung mancher Flecken möglich sei. Kurz, ich bitte weiter nichts als: vertilgen Sie ihn [Ludwig] nicht aus Ihrer Liebe, er schmachtet wie in einer dünnen Wüste nach einer Quelle, nach der Liebe seiner Freunde ...

Kommentar: Während Ludwig Tiecks Romaufenthalt hatte sich seine Ehefrau Malchen dem Wüstling Burgsdorff zugewandt. Sie bekam sogar ein Kind von ihm. Das zweite Kind der Amalie Tieck war nicht Ludwig Tiecks leibliches Kind.

Ludwig Tieck an A. W. Schlegel - Ziebingen, den 13. Juni 1808

... Mit dem begierigsten Ohr haben sie [die Genellis und Schierstädt] die Lügen und Niederträchtigkeiten des Bernhardi aufgenommen und verbreitet, es war diesen ein Fest, Menschen, von denen sie imponiert wurden, denen sie sich aufdrängten, in ihren Gedanken mit Füßen zu treten. Daß sie mich selbst persönlich beleidigt haben, will ich gar nicht einmal in Betrachtung ziehen. Ich lebe mit ihnen, weil ich in meiner hiesigen Umgebung muß, so, wie man Kröten in seinem Garten dulden muß ...

F. Schlegel an A. W. Schlegel - Wien, den 12ten August 1808

... Ludwig T[ieck] ist seit etwa acht Tagen hier und wird nun hier bleiben, so lange als die andern, sie auch nach Bayern begleiten, von da aber nach Ziebingen zurückkehren. Ich fand ihn die ersten Tage sehr verändert, und eher gebeugt, von Kränklichkeit nicht nur, sondern selbst von Stimmung und Geist. Jetzt habe ich mich wieder mehr an ihn gewöhnt; er selbst ist auch heit'rer und nun fällt mir eigentlich das am meisten an ihm auf, daß er noch so ganz auf dem alten Punkte steht, [er] keinen höheren Aufschwung genommen, keine neuen Weltgegenden aufgefunden und angebaut hat. Am besten wäre es für ihn und für die Sache, wenn er einzig und allein seinem alten Plane vom dreißigjährigen Kriege sich hingäbe. Aber dazu ist jetzt wenig Aussicht, wenn er nicht tätiger ist als bisher ...

Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling, geb. Michaelis an Pauline Gotter –
München, 16. Septbr. 1808

... Hast Du nun die Felsen in Böhmen erklettern müssen und Dein Gewand an wilden Gesträuchen zerreißen, um eine Bekanntschaft zu machen, die ganz in der Nähe zu haben war? [Pauline Gotter traf Goethe im Franzensbad in Böhmen.] Ich möchte wissen, wie viel Botanik Du dabei gelernt hattest, denn wenn er Dir die ganze Metamorphose der Pflanzen explizirt hat, so scheint es, hast Du dem alten Herrn [Goethe] nur in die Augen dabei geschaut, ja Schelling behauptet selbst daneben weggesehn und den jungen Herrn eigentlich gemeint. Da Hr. Riemer dabei war, so wird der Eleve nicht gefehlt haben, obschon Du ihn ganz mit Stillschweigen übergehst. Und uns möchtest Du weiß machen, daß Dich der herrliche Vater [Goethe] und seine wunderbare Liebenswürdigkeit entzückt hat.

Kommentar des Hrsg.: Warum bezeichnet Caroline Goethe als „herrlicher Vater“? Die Antwort finden wir bei Walter E. Ehrhardt (Hannover) in seinem Artikel >Goethe und Auguste Böhmer – War sie vielleicht Goethes natürliche Tochter?<.⁵⁸ Die Indizienbeweise sind nach meiner Überzeugung erdrückend. Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling, die von

⁵⁸ Abgedruckt in >Vernunft und Glauben<, von Steffen Dietzsch, Berlin 2006, S. 277 – 294. Auguste Böhmer war Carolines Tochter und, nach Walter E. Ehrhardt, eine weitere natürliche Tochter Goethes.

Goethe ein außereheliches Kind bekam, war über mehrere uneheliche Kinder Goethes informiert, das beweisen ihre nachfolgenden Briefe.

Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling, geb. Michaelis an Pauline Gotter –
München d. 23. Nov. 1808

... Statt der großen Spectacle hatten wir hier ein kleines, aber exquisites, [Ludwig] Tieck nämlich, der Lustspiele vorliest und uns schon manchen Abend in die Täuschung versetzt hat, als säßen wir vor einer Bühne, auf der alle Rollen aufs auserlesenste besetzt wären. Schon ehemals las er gut, aber es ist jetzt das Beste, was man in der Art genießen kann, und eigentlich etwas ganz einziges. Er macht die Stücke erst, indem er sie so liest. Seit 4 oder 5 Wochen ist er hier nebst seiner Schwester, beide von Wien kommend. Auf seiner Rückreise nach Preußen wird er vermuthlich durch Gotha kommen; er wartet hier die Ankunft seines Bruders ab, der in Coppet damit beschäftigt ist Fr. v. Stael zu – nun zu büstiren, und dann über München wieder mit der Schwester nach Italien gehen will. Diese Leute sind beständig unterwegs, auch die andern guten Freunde leben ein nomadisches Leben, wogegen wir ganz immobil sind, aber das Vergnügen haben, daß sie oft vor uns vorbei passiren, sich auch wohl niederlassen, wo sie einen so festen Kern, wie wir sind, finden. Du solst sehen, es wird sich bald alles nach München ziehn wie sonst nach Jena, bis es sich denn auch von hier wieder in alle Welt zerstreut. ...

Nachdem der große Wasserbaumeister wieder gekommen, sind wir bei Wiebekings zu einer großen Wasser – nämlich Theeparthie geladen worden – ich habe ihnen dafür eine Fete gegeben, wo mehr das Element des Feuers herrschte, wie [Ludwig] Tieck nämlich vorlas. Darauf hat nun Frl. Fanny auch Feuer gefangen und sich in ihn [Ludwig Tieck] verliebt, stell Dir das Unglück vor! Dafür lieber in den alten Herrn [Goethe] – wie Du. ...

Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling, geb. Michaelis an Johanna Frommann –
München, November 1808

... Jetzt sind wir nun so weit, daß Tiek manchen schönen Abend wieder vorliest, eine Gabe, die er so ausgebildet hat, daß er wirklich einen ganz einzigen Genuß dadurch gewährt und sich in Einer Person zu einem vollständigen Theater auf und zusammen thut. Er ist übrigens noch der alte; die Anmuth seiner Sitten hat sich nur mit einer gereiften Würde vermählt, die aber absonderlich ihren Sitz in etwas von der Gicht gesteiften Beinen genommen hat. Von neuen Hervorbringungen ist wenig die Rede, doch hat er manches angefangen und viel projektirt, das jedoch nicht neu durch neuen Schwung des Geistes seyn mag. ... Es scheint, als wenn wir diese Gäste den Winter über behalten werden, obschon Tiek, den wir am liebsten behielten, von früher Rückkehr spricht, die ihn über Jena führen wird. ...

F. Schelling an A. W. Schlegel - München, 12. Dezember 1808

... [Ludwig] Tieck ergötzt uns manchen Abend mit seinen Vorlesungen, worin, wie mir scheint, er jetzt sich selbst übertrifft ...

Bettina Brentano an ihren Schwager Friedrich Karl von Savigny –
München, 13. Januar 1809

... Dann zum armen, kranken, ganz verlaßnen Tieck - selbst von seiner Schwester - welche selten aus ihrem Zimmer geht wegen vermeintlichen Krankheiten. Bei Tieck wird gewöhnlich vor lauter Langerweile und Hitze eine halbe Stunde geschlafen im Eck des Zimmers; er ist so mißmutig, daß einem alle Gedanken vergehen Dem Tieck hab ich aus Barmherzigkeit ein Paar wollne Stiefel gekauft für 8 Gulden Wenn der Clemens ein gut Werk wollte verrichten, so sollte er mir die >Bayrische Sommergesellschaft< schicken ; ich habe Tieck von dem Buch gesprochen, um ihn zu erheitern - ich möchte es ihm gern ganz vorlesen, und er könnte überzeugt sein, daß ich es recht sorgfältig und exakt wiederschicken würde; der arme Tieck ist so melancholisch und steht so schrecklich viel aus ...

Bettina Brentano an ihren Schwager Friedrich Karl von Savigny –

München, 28. Januar 1809 ... Zu Tieck gehe ich alle Abend von 5 bis 7 und ennuyierte mich herzlich; die zwei Geschwister sind so sonderbar gegeneinander, daß es kaum zu glauben ist. Ich zanke mich oft mit ihm, weil ich ihn gern bessern möchte ...

Bettina Brentano an ihren Schwager Friedrich Karl von Savigny –
München, im Februar 1809

... Ich hab unlängst bei Tieck, um die daselbst herrschende Langeweile zu verjagen, einen ganzen Sack voll politischer Neuigkeiten erlogen. Unglücklicherweise kam Graf Stadion und demolierte mir meine ganze Festung ...

Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling an Luise Wiedemann - München, ca Februar 1809

... Es scheint sich jetzt mancherley Volk auf die Art nach München ziehn zu wollen wie ehemals nach Jena. Wir besitzen alleweil die ganze Ange-Brentanorei; Savigny, ein Jurist, der eine von den Brentanos geheirathet, ist an Hufelands Stelle nach Landshut gerufen und bringt mit: den Clemens (Demens) Brentano sammt dessen Frau, eine Bethmannische Enkelin, die ihn sich entführt hat und eine abgeschmackte Kreatur seyn soll, auch lebt er ganz abscheulich mit ihr; dann Bettine Brentano, die aussieht, wie eine kleine Berliner Jüdin und sich auf den Kopf stellt, um witzig zu seyn, nicht ohne Geist, tout au contraire, aber es ist ein Jammer, daß sie sich so verkehrt und verrenkt und gespannt damit hat; alle die Brentanos sind höchst unnatürliche Naturen ...

Clemens Brentano an F. Karl von Savigny, München, spätestens am 25. Februar 1809

... Bei [Ludwig] Tieck war ich, das ist ein Jammerbild, er hat kaum die Kraft sich elend zu bewegen, zugleich haben ihn biß auf Jacoby alle verlassen, Bader, Schelling, alle haben ihn verlassen, Rumor ist innerlich erbittert auf Ihn und [seine] Schwester [Sophie], er wirft ihnen Unverschämtheit, hoffährtiges Edelthun, langweiliges Predigen, Ziererei, Rechthaberei, neidisches Unterdrücken alles jungen Talents ect. vor ... er [Rumor] ist erbittert daß Tieck aus Hoffahrt sein Talent zur Theater-Direcktion, die er gewiß erhalten könnte, nicht gebrauchen will, und das alles aus Faulheit ... Der arm Tieck hat sich viele Feinde gemacht ...

Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling an Pauline Gotter – [München] am 1. März [18]09

Sehr habe ich geschmäht, liebe Pauline, wie ich den großen Pack Wolle und nicht Ein kleines Wörtchen dazu erhielt; ich hatte freilich Unrecht, denn jene Sendung war so lange unterwegs gewesen, daß in der gothaischen [richtig: goetheschen] Gemeinde bereits Buß- und Bettage ausgesprochen und, wie Jakobs von seiner Frau behauptet, angestellt waren, um eine glückliche Überkunft [Anspielung auf Bettina Brentanos Niederkunft mit einem Kind Goethes] ... Ei, du glückselige Jungfrau! Wahrscheinlich bist Du auch wieder bei dem Fest des 28. Januar [Goethes tatsächlicher Geburtstag] gegenwärtig gewesen, um ein Element der Elemente abzugeben. Der liebe alte Herr [alias Goethe], er hat schon lange von seinen silbernen Locken gesprochen, die er gewiß immer noch nicht hat, aber Rosen genug windet er sich zum häuslichen Kranze, er umgibt sich mit Jugend [u.a. mit Bettina Brentano] und hält sich so das Alter fern. Mögen alle Götter jetzt für ihn die heilige Sorgfalt verdoppeln. Das will ich Dir sagen, wir haben hier eine Nebenbuhlerin von Dir, mit der ich Dich schon ein wenig ärgern muß, wie sie mit Dir. Da kürzlich in einem Almanach eine Erzählung von Goethe unter der Benennung die pilgernde Thörin stand, glaubte ich, er könnte niemand anderes damit gemeint haben, als eben Deine Nebenbuhlerin, doch paßt die Geschichte gar nicht, aber jener Name paßt wie für Bettine Brentano erfunden. ... Sie leidet an dem Brentanoischen Familienübel: einer zur Natur gewordenen Verschrobenheit, [Bettine] ist mir indessen lieber wie die andern. In Weimar war sie vor 1 bis 2 Jahren, Goethe nahm sie auf wie die Tochter ihrer Mutter, der er sehr wohl wollte, und hat ihr tausend Freundlichkeiten und Liebe bewiesen ... Du kannst ihn [Goethe] schon einmal bei Gelegenheit nach ihr [Bettina] fragen. Hier kam sie mit ihrem

Schwager Savigny her, welcher in Landshut angestellt ist, blieb aber ohne ihn, um singen zu lernen und [Ludwig] Tieck zu pflegen, der seit Weihnachten an der Gicht kläglich danieder liegt und viel zartes Mitleid erregt. Den Leuten, die ihn [Ludwig Tieck] besuchen, hat sie viel Spektakel und Skandal gegeben, sie tändelt mit ihm in Worten und Werken, nennt ihn Du, küßt ihn, und sagt ihm dabei die ärgsten Wahrheiten, ist auch ganz im Klaren über ihn [Ludwig Tieck], also keineswegs etwa verliebt. Ganze Tage brachte sie allein bei ihm zu, da seine Schwester auch lange krank war und nicht bei ihm sein konnte. Manche fürchten sich ihretwegen hin zu gehen, denn nicht immer gerät ihr der Witz, und [dann] kann sie wohl auch grob sein oder lästig. Unter dem Tisch ist sie öfter zu finden wie d'rauf, auf einem Stuhl niemals. Du wirst neugierig sein zu wissen, ob sie [Bettina] dabei hübsch und jung ist, und da ist wieder drollig, daß sie weder jung noch alt, weder hübsch noch häßlich, weder wie ein Männlein noch wie ein Fräulein aussieht.

Mit den Tiecks ist überhaupt eine närrische Wirtschaft hier eingezogen. Wir wußten wohl von sonst und hatten es nur vor der Hand wieder vergessen, daß unser Freund [Ludwig] Tieck nichts ist als ein anmutiger und würdiger Lump, von dem einer seiner Freunde ein Lied gedichtet, das anfängt:

Wie ein blinder Passagier
Fahr ich auf des Lebens Posten,
Einer Freundschaft ohne Kosten
Rühmt sich keiner je mit mir.

Aber ich meine, wir haben hier nach der Hand wieder erfahren, was es mit dieser Familie für eine Bewandnis hat, und wie sehr die Gaunerei mit zu ihrer Poesie und Religion gehört. Sie kamen von Wien her, weiß der Himmel warum und was sie für Anschläge dabei gefaßt haben mochten, leben acht Wochen lang auf's Splendideste im Wirtshaus, beziehen dann ein Privatquartier für 100 Florentiner monatlich, haben einen Bedienten und sonst noch drei Domestiquen, einen Hofmeister für die Kinder der Bernhardi usw., zu dem allen aber keinen Heller eignes Geld. Es ist bekannt, daß [Ludwig] Tieck nie welches hatte, daß er stets auf Kosten seines Nächsten lebte, jetzt unterhielt ihn seine Schwester und sie wird vom Baron Knorring unterhalten [...] Der arme [Ludwig] Tieck erscheint in seiner doppelten Qualität als Kranker und Armer, in seiner ganzen Unfähigkeit sich selbst zu helfen, weichlich, ohnmächtig, aber immer noch aimable - wenn Leute dabei sind. Bettine sagte ihm einmal, da von Goethe die Rede war, den [Ludwig] Tieck gar gern nicht so groß lassen möchte, wie er [Goethe] ist: „Sieh, wie Du da liegst, gegen den Goethe kommst Du mir wie ein Däumerling vor“ - was für mich eine recht *anschauliche Wahrheit* hatte⁵⁹ Tieck ist nun jetzt nur der Miserable bei der Sache, aber die Schwester [Sophie] ist eine ganz verruchte Person, falsch wie eine Katze, treulos gegen jedermann, voller Lügen und Streiche. Ihr Hochmuth geht dabei ganz ins Lächerliche, es ist ihr leid genug, daß hier gar keine vornehmen Verbindungen angeknüpft werden konnten und alle dergleichen Versuche fehl schlugen ... Sie ist nun geschieden und wir werden sie vielleicht noch als Baronesse Knorring sehen ... Tieck stellt sich nun freilich ganz säntflich und überläßt alle Aktivität und Heftigkeit der Schwester, aber Tieck hat Tücken, wie auch in dem Liede steht. Wir haben uns ziemlich [von Ludwig und Sophie] zurückgezogen, und sie werden wohl nun lauter auf uns schimpfen, wie vorher in geheim, wo es ihnen nützlich dünkte. ...

Weißt Du nicht, ob die pilgernde Thörin [Bettina Brentano ist gemeint] vielleicht ein Fragment aus der Fortsetzung des Wilhelm Meister ist? Damit sie etwas wird, scheint sie noch etwas hinter sich und vor sich haben zu müssen. [Anspielung auf Bettinas Schwangerschaft durch Goethe.]

Wenn Du einmal wieder nach Jena kommst, so fasse ins Auge einen kleinen jungen Mann und alten Gelehrten, der Prof. Oken heißt; Du triffst ihn auch wohl in Weimar, wenigstens für den 28. Jan. war er dorthin beschieden, wohl gar um Licht und Wärme vorzustellen, worüber er neulich geschrieben. Er war schon in Würzburg sehr viel bei uns, und ich habe mich oft an der Naivität erfreut, mit der er sich und eine Menge wunderlicher, jedoch guter Gedanken an das Licht zu stellen pflegte.

⁵⁹ Wenn man weiß, dass Ludwig Tieck Goethes Sohn ist, können die Worte der Bettina tatsächlich eine recht „anschauliche Wahrheit“ beinhalten.

Ich höre, daß Goethe schon im Mai nach Karlsbad geht, und Du? ...

Kommentar: Der 28. Januar ist höchstwahrscheinlich Wolfgang Goethes wirklicher Geburtstag. Lesen Sie dazu mein Buch >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der (natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?<

Bettina Brentano an ihren Schwager Friedrich Karl von Savigny –
München, 7. März 1809

... Ich habe ... über das geliehne Geld mit Tieck gesprochen. Ich sagte ihm nämlich, daß Du mir darüber geschrieben hättest mit Besorgnis und daß ich Dir gleich geantwortet hätte, Du möchtest Dich nicht darüber ängsten, weil ich für ihn und seine Schwester, die schon mehrmal vom früheren Bezahlen gesprochen habe, stände und daß ich auch überzeugt wäre, daß ein Mann wie er Dich nicht für Deine Güte an der Nase herumführen würde. Auf diese meine Anrede antwortete er mir nichts als bloß mit einem Kopfnicken, war aber ganz freundlich und munter. Zwei Tage darauf brachte ich ihm Euern Brief. Er las ihn, gab ihn seiner Schwester - sie sagten beide abermal nichts, ließen indessen auch keine Verlegenheit blicken. Sie luden mich ganz freundlich zum Mittagessen ein; ich schlug es aber aus. Währenddessen war ich noch einmal bei ihnen, wo sie mir nichts sagten ...

Caroline Schelling an Luise Wiedemann - München, Mitte März 1809

... Bey Tieks ist noch alles krank. Ich meine Dir letzthin schon über sie das Gehörige geschrieben zu haben. Ob sie katholisch geworden oder nicht, kann ich nicht bestimmt beantworten, ist aber auch nicht nöthig, was den förmlichen Übertritt betrifft. So viel ist gewiß, daß sie ein förmliches Commerce damit getrieben haben, indem dem päpstlichen General-Vicar der Antrag von ihnen geschah, sie wollten für eine Pension alle deutschen Künstler in Rom zum Übertritt bewegen; die Pension sey nemlich deswegen nöthig, damit sie ein haus damit machen und die Leute an sich locken könnten. Der Pabst hatte aber andre Sorgen. Tieck ist [im Sinne von: geht es] sehr miserabel, indeß es ist unmöglich, reines Mitleid zu hegen; sein Gesicht, das nun alles Wohlseyns und geselligen Freundlichkeit entkleidet ist, bringt selbst geheime Tücke und Wuth an den Tag. ... Von Tieks Frau [gemeint ist: Malchen Tieck] ist nie die Rede, die Bernhardi haßt sie so, daß sie, wie sie mir sagte, ihren Bruder [Ludwig] nicht nach ihr gefragt hat. Mir sagte er zu Anfang, sie [Malchen Tieck] wäre bei ihrer Mutter in Schlesien und er hätte noch eine kleine Tochter bekommen. Nach der Bernhardi ihren Insinuationen hat die Tieck während ihres Mannes früherer Abwesenheit [während seines Italienaufenthalts] mit Burgsdorff [zusammen] gelebt, auf dessen Gute [Ziebingen Ludwig] Tiek auch nachher sich ernähren ließ. Sie [Sophie Bernhardi] behauptet, daß dort überhaupt eine Art von Gemeinschaft der Weiber eingeführt war. Drei Gräfinnen Finckenstein wohnen in der Nähe, aber unverheiratet. Friedrich Schlegel nannte daher [Ludwig] Tiek den „Hausfinken“. Wie es damit steht, weiß ich nicht ... Wunderbarerweise hat [Ludwig] T[ieck] da einen Beschützer gesucht und gefunden, wo man es am wenigsten erwarten konnte, in [F. H.] Jacobi nämlich ...

Kommentar: Die Briefe Caroline Schellings bezeugen es, daß es ein kleiner Kreis von Intellektuellen gab, die alles über Goethe und Ludwig Tieck wußten. F. H. Jacobi wußte höchstwahrscheinlich auch, daß Ludwig Tieck der Sohn Uranias und Goethes war. Siehe L. Baus, >„Woldemar“ und „Allwill“, alias J. W. Goethe<.

Bettina Brentano an Friedrich Karl von Savigny - München, 10. April 1809

... Bei Tieck geht alles seinen alten Weg; er hat auch nicht ein Wort gegen mich geäußert - soviel ich weiß, hat's Dall'Armi bei der Polizei angezeigt. Ich hab mir aber sagen lassen, daß wenn ihnen dieser Fall widerführe, wie es schon so oft geschehen, so betragen sie sich immer ganz ruhig und still, wie es honetten Leuten zukömmt, bis sie sich endlich ganz heimlich entfernen, um gar kein Aufsehen zu machen - diese ordentlichen Leute! Auch soll sie Schrobenhauser schon verklagt haben, weswegen sie auch ganz ruhig sind, doch müssen sie bis zum 15. das Logis räumen; und da sie sich nach keinem andern umsehen, so glaub ich, gehen [sie] in bestmöglicher Geschwindigkeit davon - von Knorring ist gar keine Rede mehr, daß er herkömmt. Rumohr, der schon seit einiger Zeit weg ist, hat durch seinen zurückgelaßnen Bedienten seine Meublen, Wäsche pp. fordern

lassen zweimal, und alle zweimal haben sie es mit der größten Gemütsruhe abgeschlagen. Welche Größe des Charakters! [Hohn Bettinas]...

Bettina Brentano an Friedrich Karl von Savigny - München, 14. April 1809

... Ich glaube, Tiecks gehen nicht weg, weil sie kein Geld dazu haben; enfin, sie sind wirklich wie eine Festung durch ihre eigne Umstände belagert, so daß sie weder Lebensmittel noch sonst etwas trocken können ...

Bettina Brentano an Friedrich Karl von Savigny - München, 23. April 1809

Tiecks Bruder [Friedrich] ist angekommen. Dieser soll dasjenige Glied der Familie sein, welches sich dadurch auszeichnet, sein Geld zu verdienen und nicht zu leihen und seine Schulden zu bezahlen, aber nicht sie als eigne erste Kinder wie ein Rabenvater [wie Goethe] zu verstoßen und nichts von ihnen hören zu wollen [ebenfalls wie Goethe]; der Mensch wird ja ordentlich groß durch diese ausgezeichnete Sitte [Hohn Bettinas] ... Knorring wird nicht aus Wien kommen, aber wohl Geld schicken, wie man mir versichert. [Ludwig] Tieck kann sich immer noch nicht regen. Das Gicht will nicht weichen. Ich habe unter der Hand gehört, daß die Bernhardi den Knorring heiraten wird ...

Bettina Brentano an Friedrich Karl von Savigny - München, 30. Juni 1809

Tiecks Brief wird Dir sagen, was der meinige gefruchtet hat; Du selbst sage mir, ob ich zu hart in dem war, den ich geschrieben. Die härtesten Ausdrücke habe ich jedoch in der Abschrift an Tieck nach weislichem Nachdenken ausgelassen; ich hatte nur keine Zeit, sie in dem an Dich zu korrigieren. Sein Bruder war heute bei mir, dem ich ausdrücklich versicherte, daß Du nie an der Ehrlichkeit Tiecks gezweifelt, aber sehr gekränkt über seine Nachlässigkeit seist. Sie haben mir nochmals die Versicherung gegeben, daß sie alles anwenden würden, um die Sache ins reine zu bringen, und damit habe ich es gut sein lassen, weil ich doch nichts anders anfangen konnte ...

Bettina Brentano an Friedrich Karl von Savigny - München, 1. Juli 1809

... Die Tiecks sind Blaudünstler, glaub ich ein für allemal; ich empfehle [sie] mitsamt ihrer Betrügerei unserm Herrgott, weil ich als Freund nicht hart an ihnen handeln will - aber wenn der gerecht ist in seinem Himmel, so wird er ihnen den bösen Schneider aus dem Rock klopfen, wie er denn schon manchen geklopft hat und noch klopfen wird in Ewigkeit amen, bis es ein End hat ...

Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling an Pauline Gotter - München, 7. August 1809

... Fanny freut sich schon sehr auf Dich. Du wirst auch nicht eifersüchtig werden auf die schönen Verse, welche die Tieks an sie machen, wenn Du erst siehst, wie es damit beschaffen ist. Ein Briefchen des alten Herrn [Wolfgang Goethe] wägt sie alle auf, obwohl kaum nach Fannys Meinung, bei der Ludwig Tieck den alten Herrn [alias Goethe] auf alle Weise herabzusetzen sucht und sich, gichtbrüchigen Herrn, dafür hinauf ...

Bettina Brentano an Friedrich Karl von Savigny - München, August 1809

... Den [Ludwig] Tieck hab ich ganz verlassen; er ist mir in seiner Schlechtigkeit zu niederträchtig, und mag er auch sterben, so mag ich doch nichts von ihm wissen ...

Bettina Brentano an Friedrich Karl von Savigny - München, Anfang September 1809

... Aber demungeachtet ist Tieck hier auf dem trocknen Sand und kann sein Schiffelein keineswegs flottmachen. Er tentiert alle mögliche Wege mit zwei in jetziger Zeit sehr schützlichen Gesellen Lug und Trug. Soviel ich weiß, wird er sich nächstens unter dem Vorwand, in ein Bad auf 14 Tage zu gehen, davonmachen und nicht wieder erscheinen; dazu wird er die Fr. Wiebeking um Geld betrügen. Ich habe gehört, daß er in der Realschulbuchhandlung in Berlin seine Werke aufs neue auflegen läßt. Ich sehe nicht ein, Savigny, warum man 1.000 fl. soll grade zum Henker gehen lassen. Man hat mich versichert, daß, wenn man es ordentlich angreift, diese Leute durch Not gezwungen mehr

tun können, als dem Anscheine nach zu erwarten ist. Allein ich kann und verstehe nicht, wie man es angreifen soll. Tieck verdient keine Schonung, denn niederträchtig ist er gewiß, daß er bei aller Gutmütigkeit von Deiner Seite Dich und mich und unsere ganze Familie aufs elendeste verleumdet ...

Clemens Brentano an Bettina Brentano – Landshut, Berlin, Ende Oktober 1809

Ueber [Ludwig] Tieck und Bernhardi ist hier eine Stimme, die, welche unsere Kehle auch angibt, ein Begleiter Humbolds, der von Rom hier [...] angekommen, und ein alter Freund von uns ist, übrigens ein ehrbarer Arzt, hat uns versichert, daß sie [Ludwig Tieck und Sophie Tieck-Bernhardi] dort [in Rom] bis auf ihren Aufwärterinnen und handwerkern allen Menschen auf die schändlichste Art Geld abgeborgt und alles betrogen haben, Mahler Müller, auf den sie jetzt fluchen, ist schier in den Schuldenhurm durch sie gekommen. Uebrigens soll [Ludwig] Tieck sich mehreren Cardinaelen und dem Pabst angeboten haben gegen einen lebenslangen Gehalt von 600 rth. alle die ersten Köpfe Teutschlands catholisch zu machen ...

Sophie Tieck an A. W. Schlegel - München, den 1ten Juli 1810

... Was meinen Bruder Ludwig anbetrifft, so sehe ich, mein geliebter Freund, daß Sie mein Verhältnis zu ihm sehr falsch beurteilen, wenn Sie meinen, daß ich den mindesten Einfluß auf ihn habe; im Gegenteil hat er [Ludwig Tieck] mich so bitterlich gequält, daß Knorring, dessen unbegrenzte Nachsicht Sie kennen, endlich so erzürnt worden ist, daß er geschworen hat, der Bruder solle nie wieder in unser Haus kommen; er ist jetzt nach Baden gereist, um das Bad gegen sein Übel zu brauchen. Auch beurteilen Sie ihn ganz falsch, wenn Sie meinen, er [Ludwig Tieck] sei fähig, irgendwem als der Eitelkeit seines Herzens Opfer zu bringen; auch tun Sie Jacoby Unrecht, wenn Sie meinen, daß es dem ein Bedürfnis wäre, Ihren Ruhm zu schmälern; im Gegenteil habe ich ihn immer Ihr Verdienst weit mehr anerkennen hören, als es dem Bruder [Ludwig] mag angenehm gewesen [sein], ja noch jetzt ist seine liebste Beschäftigung, Ihre Vorlesungen zu lesen ...

Charlotte Ernst an A. W. Schlegel - Pillnitz, d. 14. August 1810

... Von [Ludwig] Tieck lauten die Nachrichten desto übler; er wäre durch eine Krankheit ganz contract, und wie auf eine[r] Seite gelähmt, und so wie er meinte, wäre keine Hoffnung zur Besserung, doch meinte seine Frau, daß es sich gäbe. Übrigens redet Hardenberg äußerst ungerne von ihm [Ludwig Tieck] und seiner Schwester [Sophie]; er sagte, er sähe gar keinen andern Weg, wie diesen Leuten geholfen werden könnte, als daß sie alle untergingen; ist es denn so gar tiefböse mit ihrem Schuldenwesen? Hardenberg hat auch wahrscheinlich dabei zugesetzt, weil er so ungerne davon spricht ... Die Tieck [Malchen] ist lange hier gewesen mit Burgsdorffs; ihr jüngstes Kind ist ein getreues Abbild von Burgsdorff, und auch leugnet sie nicht ihr Verhältnis, wer von ihren Freunden sie darum fragt; ich habe es umgangen. Burgsdorff habe gewiß für sie gesorgt, auch wenn er sterben sollte, hat sie gegen jemand gesagt ...

Friedrich Tieck an A. W. Schlegel - Zürich, den 10ten November 1810

... Wie anders traf ich es aber in München ... Der Bruder krank, tiranisirt das Haus, die Schwester krank, empfindlich über alles, freute sich, mich zu sehen, aber ließ mir nicht einen Augenblick Zeit. Vom Morgen bis am Abend mußte ich bei ihr sein, und machte ich Vorstellungen, daß ich arbeiten müßte, verschob sie solches von einem Tage zum andern, und so vergingen Monate, ohne daß ich etwas tun konnte. K[norring] konnte uns nicht mit Geld versorgen, dessen Ausgabe der Bruder [Ludwig] noch sehr vermehrte, und die Schwester oft, wenn solche [die Beiden?] allein war[en], noch herzlich quälte, indem nichts recht war. Essen, Logis und was man sonst gebraucht, Du kennst dergleichen. Dabei immer die Vorwürfe, daß er um ihrentwillen krank sei, da er aus Zorn über B[ernhardis] Ankunft es geworden sei⁶⁰, und so weiter. Ich kann Dir nicht beschreiben, zu welchen Szenen dies

⁶⁰ Bettina Brentano erwähnte ebenfalls, dass Ludwig Tieck „aus Schrecken und Zorn“ ganz kontrakt geworden sei. Ludwig Tiecks Krankheit hatte demnach psychische Ursachen.

hat Anlaß gegeben, besonders, weil es uns nicht möglich war, ihm das Geld zu schaffen, [um] in ein Bad zu gehen. Ich kann wohl sagen, dies Leben hatt' den Bruder aus meiner Seele auf lange verbannt ...

... Ja, mein Freund, ich [Friedrich Tieck] war im Winter besonders so fleißig, daß ich wirklich unwohl [krank] wurde ... dies verbunden mit meinem gewöhnlichen Zustande, daß ich im Winter mager werde, gab zu den letzten heftigsten Szenen [zwischen Ludwig und Sophie] Veranlassung, indem der Bruder [Ludwig] sich einmal einfallen ließ, geradezu die Schwester [Sophie] anzuklagen, daß sie Schuld sei, daß ich die Auszehrung bekäme, indem [weil] sie weder dafür sorgte, daß ich mich schonte und mich mit Sorgen um sie überhäufte! Kannst Du den Wahnsinn denken, daß, wär' es wa[h]r, ein Mensch dergleichen vorbringt, der selbst seit anderthalb Jahren diesen Hausstand vermehrt. Der als ein Bettler [!] gekleidet hinkam, und der sich dort nicht bloß ernähren, sondern aufs Reichste und Schönste kleiden ließ. Der in nichts sich einschränkte, während die übrigen Mangel ertrugen. Doch ich will ihm [Ludwig] zutrauen, daß es wirklich ein Anfall von Zärtlichkeit für mich war, der ihn seine Rede übel wählen ließ. Indessen hat es ihn mit der Schwester [Sophie] ganz getrennt und ich sehe nicht ein, wie sie jemals sich wieder vereinigen sollen, zu meinem Schmerz. Sie gibt ihm Schuld, daß er nur bloß die Absicht habe, uns beide zu entzweien, vielleicht um von mir zu ziehen [zu erhalten], was ich bisher auf sie [Sophie] verwandt habe ... Der Bruder [Ludwig Tieck] ist in diesem Sommer nach Baden gegangen gewesen, soll sich besser befinden, obgleich nicht ganz hergestellt sein, wenigstens ist er durch Weimar [Goethe] passiert und dort sehr munter gewesen. Weiter weiß ich nichts von ihm. Daß er in der ganzen Zeit fast nichts getan hat, versteht sich von selbst ...

F. Schlegel an A. W. Schlegel - Wien, den 10ten November 1810

... [Ludwig] Tieck war auch in Heidelberg, nachdem er die Bäder in Baden (am Oberrhein) gebraucht, und [es] hat ihn Sulpiz viel gesehn. Er fand ihn noch sehr krank und auch dadurch sehr herabgestimmt, doch floß er von mehrern künftigen Werken über und hat auch einige derselben in den Meßkatalog setzen lassen⁶¹. Seine Frau [Amalie Tieck] ist mit der ältesten Tochter im eignen Wagen und Pferden von Ziebingen angekommen, um ihn abzuholen, oder vielmehr einzufangen; so wird er nun also wohl wirklich wo nicht in den Hafen [so] doch in den Stall eingelaufen sein ...

Ludwig Tieck an Friedrich Schlegel, Ziebingen, den 25. März 1813

... wenn Du aber auch meine Nachlässigkeit anklagst, so hoffe ich doch, wirst Du von meiner stets gleichen Freundschaft überzeugt sein, so wie ich auch von Dir dasselbe Vertrauen hege. ... Du sprichst vom Reisen. Wie gern flög ich zu Dir mit den einkehrenden Schwalben. Aber meine Schmerzen, meine Unbehülflichkeit nehmen mir allen Muth. Ich möchte so vieles von Dir hören, ich möchte Dir so vieles sagen, über tausend Gedanken Deine Gedanken wissen ... Von meiner Schwester [Sophie] habe ich, seit ich vor drei Jahren krank München verließ und nach Baden reiste, noch keine Zeile gesehn, nur durch Fremde habe ich von ihr und ihrer Verheirathung mit Knorring und ihrem Aufenthalt in München und Rußland erfahren müssen. Du kennst mich, daß ich über dergleichen nicht spreche, daß es mich aber um so tiefer kränkt, da ich wohl sagen kann, daß ich ihr [Sophie] Jahre aufgeopfert habe, und der vielfältige Gram um sie wohl mit an meinen Leiden Schuld ist ...

Clemens Brentano an Achim von Arnim, 5. Juli 1813

⁶¹ Ludwig Tieck ist durch Weimar „passiert“, d. h. er hat seine Vater Wolfgang Goethe besucht, es war gewiss ein „Gang nach Canossa“ danach floß er von mehreren künftigen Werken über. Er ließ sie, welch ein Wunder, sogleich in den Meßkatalog setzen, als wenn sie schon fertig wären. Und das noch obwohl er, nach Friedrich Tieck, „in der ganzen Zeit [von 1803 bis 1810] fast nichts getan hat“! Ludwig Tieck produziert literarische Werke wie ein Zauberkünstler Kaninchen aus dem Zylinder zieht: plötzlich sind sie da. Wie, wo und wann sie entstanden sind, das ist völlig schleierhaft. Es existieren keinerlei Manuskripte oder Aufzeichnungen, gar nichts.

... [Ludwig] Tieck und die verrückten Burgsdorffs und die älteste Finkenstein [Ludwig Tiecks Freundin] sind auch hier; ich sehe sie täglich. Tieck ist eigentlich ein sehr guter und armer Schelm, bei einem Glas Wein beichtet er herrlich. Sein wunderbares Gedächtnis gewährt ihm für alte Bekannte einen ganz eignen Reiz; es wird nie ein Mensch [gemeint ist: Ludwig Tieck] eine interessantere Biographie schreiben können, wenn er es will und darf. Er hat hier wieder seine Liebhaberei für das Theater erwachen lassen, ist in allen Proben und Vorstellungen. Sein Urteil in der Poesie ist ungemein festgerannt und steifstellig. Wenn er gleich mit ungemeiner Liebe von Dir spricht, so versichert er doch, weder Deinen Beruf noch Deine Arbeiten zu verstehen. Deinen Fleiß erkennt er gar nicht an und meint, Du arbeitest leichtsinnig ...

Kommentar: Clemens Brentano war über seine Schwester Bettina völlig über die wahren familiären Verhältnisse Goethes und Ludwig Tiecks informiert. Dies beweisen die Andeutungen, dass keiner als Ludwig Tieck „eine interessantere Biographie“ schreiben könne, „wenn er es will und darf“.

In G. Ticknors Tagebuch - Weimar, 28. Oktober 1816

Professor Riemer [...] unterhielt uns über eine Stunde, indem er uns Goethes Lebensweise, Eigenheiten usw. beschrieb [...] Professor Riemer lebte neun Jahre in Goethes Hause [...] Er sagte, daß Goethe ein viel größerer Mann sei, als die Welt je wissen würde, weil er jederzeit Anregung und Reibung braucht, um zur Höchstleistung zu gelangen. [...] Er [Goethe] hat noch viel Handschriftliches [d. h. unveröffentlichte Werke], das nie veröffentlicht wurde, und trägt vieles im Kopfe mit sich herum, das noch nicht auf das Papier kam. Er schreibt immer durch einen Schreiber, dem er nach Notizen auf kleinen Zetteln diktiert, während er in seinem Zimmer auf und ab geht [...]

Unter den vielen ungedruckten Sachen sind Teile einer Fortsetzung des >Faust<, die Riemer gesehen hat. Darin führt der Teufel den Faust an den Hof und macht ihn zu einem großen Manne. Außerdem Gedichte in persischem Stil und Geschmack; diese schrieb er während des letzten Krieges, um seine Phantasie und sein Gemüt zu erleichtern, indem er sich mit etwas abgab, das mit Europa nichts zu tun hatte.

Er [Goethe] lebt nun, in seinen alten Tagen, in trostloser Einsamkeit, sieht fast niemanden und geht selten aus. Sein Genuß am Leben scheint vorbei zu sein, seine Lust zu Leistungen ebenfalls. Soweit ich sehen kann, hat er nichts vor sich als ein paar Jahre kalter, unbefriedigter Zurückgezogenheit.

Brief Ludwig Tiecks an Solger - Ziebingen; 16. Dezember 1816

Goethes Buch über Italien [die >Italienische Reise<] hat mich angezogen und mir äußerst wohlgetan. Nicht, daß ich seiner Meinung immer wäre, daß ich dieselben Dinge zum Teil nicht ganz anders gesehen hätte; sondern diese Erscheinung hat mich nun endlich nach vielen Jahren von dem Zauber erlöst (ich kann es nicht anders nennen), in welchem ich mich zu Goethe verhielt: diese Anbetung, diese unbedingte Hingebung meiner Jugend in sein Wesen, dies Verständnis seiner Natur, ja, wie es mir auch wohl erschien, eine gewisse Verwandtschaft der meinigen mit seiner, und dann wieder, besonders späterhin, das determinierte Widerstreben im Kampf mit jenem Gefühl, das fremde Zurückstoßende, das oft völlig Unverständliche seines Wesens. Jetzt erst ist meine Liebe und Verehrung zu ihm eine freie, indem ich ganz bestimmt sehe, wo wir uns trennen und trennen müssen ... Ist es Ihnen nicht auch aufgefallen, wie dieses herrliche Gemüt eigentlich aus Verstimmung, Überdruß sich einseitig in das Altertum wirft und recht vorsätzlich nicht rechts und nicht links sieht? Und nun: ergreift er denn nicht auch so oft den Schein des Wirklichen statt des Wirklichen?... Darf er, weil sein überströmendes junges Gemüt uns zuerst zeigte, was diese Welt der Erscheinungen um uns sei, die bis auf ihn unverstanden war, - darf er sich, bloß weil er es verkündigt, mit einer Art vornehmer Miene davon abwenden und unfremd und undankbar gegen sich und gegen das Schönste sein? Und wahrlich doch nur, weil alles in ihm, wie in einem Dichter so leicht, noch nicht die höchste Reife und Ruhe erlangt hatte, weil seine Ungeduld eine Außenwelt suchte und nur das geträumte Altertum ihm als die gesuchte Wirklichkeit erschien.

Ich nenne es geträumtes, weil grade Goethe in jener, selbst der schönsten Zeit *in scharfer Opposition mit Religion und Sitte und Vaterland würde gewesen sein*. Er vergißt um so mehr, daß unsere reine Sehnsucht nach dem Untergegangenen, wo keine Gegenwart uns mehr stören kann, diese Reliquien und Fragmente verklärt und in jene reine Region der Kunst hinüberzieht. Diese ist aber auch niemals so auf Erden gewesen, daß wir unsere Sitte, Vaterland und Religion deshalb geringschätzen dürften. Ist es nicht fast dasselbe wie Mercier und andere Schwachen, die die Gegenwart wegen ihres Jahres 2440 verachteten? . . . Ich hatte auch die Antike gesehen, Sankt Peter, und konnte den Straßburger Münster nur um so mehr bewundern. Nach dem auswendig gelernten Raffael verstand ich erst die Lieblichkeit und Würde altdeutscher Kunst - und dies wäre Oberflächlichkeit, Einseitigkeit etc. in mir gewesen? Ich liebe die Italiener und ihr leichtes Wesen, bin aber in Italien erst recht zum Deutschen geworden.

Und nun! Ist Goethe als Greis nicht gewissermaßen von neuem irre geworden? Und etwa durch neue Entdeckungen? - Durch dasselbe, was auch in seiner Jugend da war, was er zum Teil kannte, durch Gedanken, die er zuerst ausgesprochen. Ohne Vaterland kein Dichter! Sich von diesem losreißen wollen, heißt die Musen verleugnen ...

Auch ärgert es mich von Goethe, der soviel anatomiert, Steine gesammelt, Bücher nachgeschlagen, unermüdet gewesen ist, daß er noch nicht einmal Ihren „Erwin“ gelesen hat. Und er hat ihn nicht gelesen, sonst hätten wir längst die Spuren davon gesehen. Aber seine Bequemlichkeit, seine Sicherheit halten ihn ab ...

Charlotte Ernst an ihren Bruder August Wilhelm Schlegel - Frühjahr 1823

... Tieck fühlt sich recht gemütlich dabei, Goethes >Stella< ins Leben zu bringen, und es ist alles dabei im besten Einklang [im Sinne von: die beiden Frauen bereiten ihm keine Eifersuchtsszenen]. Madam Sommer (Tieck genannt), steht, zwar in der gehörigen Entfernung, ist doch aber keineswegs gesinnt, sich im Winkel stecken [zu lassen], sondern präsentiert mit ihrer stattlichen Figur, ihre zwei schönen Töchter an der Seite, ganz majestätisch und tut nicht übel, als wenn die Ehre, die ihr durch Tiecks Zelebrität mit zufließt, ihr ganz eigen zugehörte; übrigens ist es eine gute, fleißige Frau, die aber alles ein bißchen hastig treibt, selbst ihr Katholisch-Sein. Stella (genannt [Henriette von] Finckenstein) ist ein ganz zartes Wesen, nur ist sie gegen die Angriffe der Zeit nicht so ganz eisenfest wie die Tieck; sie ist äußerst delikate in ihrem Betragen, doch gehört kein scharfer Beobachter dazu, um zu sehen, daß sie nur Gefühl und Augen für Tieck hat. Dabei ist sie eine kluge, zugleich sparsame und geschmackvolle Führerin ihres Hauses, was vielleicht die Stella nicht war. Er duldet es recht gern, daß man ihm alles an Augen absieht, doch sieht man wohl, daß auch er ihr ganz zu eigen ist ... Die älteste Tochter [Dorothea Tieck], ein interessantes, sinniges Wesen, das sich lieber anschmiegt und auch ihm wahrlich näher angehört [da sie seine leibliche Tochter ist], ist die erste; die zweite [die Burgsdorff zum Vater hat] ist auch nicht zu verachten, ein munteres, heiteres Wesen, fragt weniger nach Literatur als nach der muntern Welt, doch tritt sie still und leise auf, so wie es Tieck mag, dabei stellt sie nicht übel eine Hebe vor, wenn sie den Tee herumreicht - ihre schöne Figur, ihre brillanten Farben, gradezu wie Rosen, und ihr munteres Auge, ja da kann Tieck recht gern den Vaternamen annehmen ...

Charlotte Ernst an ihren Bruder August Wilhelm Schlegel - 17. Mai 1826

... Es ist doch interessant, wenn ein Wesen so sichtlich an das andre geknüpft ist; wie Tieck in Gefahr war, so schwand sie [Henriette von Finckenstein] ordentlich - man sah, daß sie Tieck nicht eine Woche überleben könne, und sowie er besser war, so zündete sie wieder an; mir ist der Anblick eines so wahren Seelenvereins wohltätig, wenngleich seine erste Entstehung wohl nicht nach moralischen Gesetzen war. Dabei ist die Friedfertigkeit, in welcher alle Glieder dieses häuslichen Vereins leben, merkwürdig; der äußere Anstand ist auch völlig beobachtet - die Finckenstein spielt die Gräfin, dabei vergibt sich aber die Tieck auch nichts; er behandelt sie [Henriette von Finckenstein] auch als Gräfin - nur habe ich manchmal ein vertrauliches „Du“ und „Henriette“ belauscht ...

Zusammenfassung der wichtigsten Ereignisse

Anstatt der Bezeichnung „Krisenjahre der Frühromantik“ hätte Josef Körner treffender „Skandaljahre der Frühromantik“ wählen können.

Sophie Tieck gesteht A. W. Schlegel, daß er sie „innerlich so heftig und gewaltig berührt“ habe, wie einst ihr Ziehbruder Ludwig. Für mich steht mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit fest, daß Sophie Tieck ihren Ziehbruder liebte und zu heiraten begehrte. Wolfgang Goethe konnte einer solchen Verbindung aus mehreren Gründen nicht zustimmen. Er weigerte sich, den unehelich gezeugten Sohn öffentlich zu legitimieren. Diese Affäre belastet natürlicherweise das Verhältnis zwischen Vater und Sohn - Goethe und Ludwig Tieck - schwer. Nur mit größter Mühe gelang es dem Vater und dem väterlichen Freund Reichardt, Ludwig und Sophie von der Aussichtslosigkeit dieses Unternehmens zu überzeugen.

Ludwig Tieck beredete später seine Ziehschwester Sophie und den Freund Bernhardi zur Heirat. Die Ehe wurde nicht glücklich.

A. W. Schlegel, der bereits von seiner früheren Frau Caroline Böhmer-Schlegel im Stillen getrennt lebte, verliebte sich während seines Berlinaufenthaltes in Sophie. Sie bekam höchstwahrscheinlich zwei Kinder von A. W. Schlegel, das erste, Ludwig getauft, starb im Säuglingsalter, das zweite, Felix getauft, wurde später sogar ein hoher preußischer Beamter. Selbstverständlich gehörte Felix Bernhardi zum Kreis der Wissenden. Aber Rücksicht auf seinen eigenen makellosen Ruf als preußischer Beamter und seine berufliche Karriere zwangen ihn, die Wahrheit zuzudecken und nicht etwa aufzudecken.

Die Rolle, die der Goethesohn Ludwig Tieck in diesen Liebes- und Eheskandalen spielte, ist fast unbeschreiblich - so erbärmlich erscheint sie. Ludwig heiratete wohl selber auf Einreden des väterlichen Freundes Reichardt dessen Schwägerin Malchen Alberti; und hinter Reichardt stand höchstwahrscheinlich der Weimarerische Geheimrat von Goethe, der daran interessiert sein mußte, daß Ludwig von seiner Schwester Sophie auf Dauer getrennt und entfernt wäre. Ludwigs und Malchens Ehe wurde ebenfalls nicht glücklich.

Die Liebes-, Ehe- und Scheidungswirren Sophies erreichten zu Beginn des Jahres 1804 ihren Kulminationspunkt. Sie hatte sich von A. W. Schlegel ab- und dem baltischen Baron von Knorring zugewandt. Schlegel folgte der reichen Frau von Stael nach Coppet. Sophie flüchtete vor ihrem Ehemann Bernhardi nach - Weimar! Goethe stand wohl kurz vor dem psychischen Zusammenbruch. Das satirische Werk >Nachwachen von [des] Bonaventura< läßt es zumindest stark vermuten. Ein Jahr davor (1803) hatte der mittlere Goethesohn, August Klingemann⁶², ihm bereits eine uneheliche Enkelin geschenkt, Ludwig Tieck liebte seinerseits bereits seit 1803 mit Henriette von Finckenstein, die seine spätere Lebenspartnerin wurde. Friedrich Schlegel witzelte im März 1804: „... wollen sie [die Töchter des Grafen von Finckenstein] ihn [Ludwig] als ihren gräflichen Privatfinker ganz für sich allein behalten?“. Goethe mußte nicht zuletzt auch von A. W. Schlegel eine Indiskretion befürchten, der bei Frau von Stael in der Schweiz in sorgloser finanzieller Unabhängigkeit lebte.

Sophie verlangte von ihrem Bruder, daß er wieder gutmachen solle, was er ihr einst antat, indem er ihr Bernhardi zum Ehemann aufschwatzte. Ludwig begleitete sie auf ihrer Flucht nach Italien zuerst einmal bis München. Goethe war wiederum mit Ludwigs Handlungsweise nicht einverstanden, deswegen blieb Ludwig, wahrscheinlich weil er kein Geld hatte, in München zurück, während Sophie mit Baron von Knorring nach Italien weiterreiste. Goethe mußte befürchten, Bernhardi könnte aus Wut und Rache Indiskretionen über Ludwig Tiecks Abkunft begehen. Ludwig schwankte, schließlich scheint es ihm gelungen zu sein, etwas Geld zu borgen und er reiste mit Ziehbruder Friedrich Tieck nach Italien.

Ziebinger Ränke, hinter denen, laut einem Brief Dorothea Schlegels, Vater Goethe steckte, bewirkten, daß Ludwig Tieck kein Geld mehr zum Lebensunterhalt aus Deutschland erhielt. Von den belletristischen Werken seines Vaters Wolfgang Goethe verdiente er anscheinend rein gar nichts mehr und Vater Goethe zahlte das Unterhaltsgeld anscheinend kategorisch nur an Ehefrau Malchen Tieck aus. Ludwigs Freunde und

⁶² Siehe L. Baus, >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<.

Bekannte (Burgsdorff, die Schierstett und Genellis, möglicherweise sogar die Familie von Finckenstein) hatten in dem Ehestreit Bernhardi gegen Bernhardi anscheinend alle für den Ehemann Partei ergriffen. Man wollte Ludwig Tieck zwingen, die Partei seiner Schwester zu verlassen und nach Deutschland (Ziebingen) zurückzukehren. Da Ludwig Tieck völlig mittellos war, nach Caroline Schelling soll er noch nie „eigenes Geld“, d. h. selbstverdientes Geld besessen haben, mußte seine Schwester ihn ein Jahr lang mit dem Geld ihres Liebhabers, des Baron von Knorring, aushalten. Aus Geldnot kam es zum Streit zwischen Sophie und Ludwig, so daß dieser schließlich beleidigt nach Deutschland zurückreiste.

Ludwig besuchte die Großmutter in Frankfurt und anschließend den Vater in Weimar. Während Ludwig Tiecks Italienaufenthalt hatte sich seine Ehefrau Malchen einem Herrn von Burgsdorff zugewandt. Sie bekam eine Tochter von ihm, die später bei der Großmutter in Schlesien aufwuchs.

Zutiefst gedemütigt und von den Ziebingener Verhältnissen angeekelt, reiste Ludwig Tieck im Sommer 1808 erneut zu seiner Ziehschwester Sophie, die inzwischen in Wien, später in München lebte.

Mitte August 1808 kam Bettina Brentano mit einem unehelichen Kind Goethes nieder.⁶³ Bei Erscheinen von Goethes Roman >Wahlverwandtschaften< sprach Ludwig Tieck von „Qualverwandtschaften“. Ludwigs schwere Erkrankung, angeblich an einer Nerven-Gicht in München, scheint mir eher eine tiefe psychische Krise gewesen zu sein, die nach außen hin als Gichtleiden hingestellt wurde.

Bettina Brentano lebte nach ihrer Niederkunft ebenfalls in München. Sie war „auch ganz im Klaren über ihn“, das heißt, sie wußte, daß Ludwig Tieck Goethes Sohn ist. Caroline Schelling berichtet außerdem, daß Ludwig Tieck „wunderbarerweise da einen Beschützer gesucht und gefunden habe, wo man es am wenigsten erwarten konnte“ - in F. H. Jacobi, dem Verfasser der Werke >Woldemar< und >Allwill<, in denen von Goethes Leben und Briefen „dichterischer Gebrauch“ gemacht wurde.

Im Juli 1810 kam es zum endgültigen Bruch zwischen Ludwig und Sophie. Wiederum lebte Ludwig Tieck monatelang von dem Geld des Barons von Knorring. Die Reibereien zwischen Sophie und Ludwig wurden schließlich unerträglich, bis Baron von Knorring ein Machtwort sprach. Ludwig reiste nach Baden Baden, um erneut das Bad gegen seine Gicht zu gebrauchen. Sulpiz de Boissereé war vermutlich Goethes Verbindungsmann. Anschließend unternahm Ludwig wiederum einen „Gang nach Canossa“, d. h. nach Weimar zu seinem Vater. Die Ankündigung einiger neuer Werke im Meßkatalog (nach F. Schlegel) ist auf ein Gespräch mit dem Vater zurückzuführen. Wiederum wurde darüber beratschlagt, wie man dem Sohn zu Einkünften verhelfen könne.

Nach dem >Kaiser Octavianus< und dem >Musenalmanach für das Jahr 1802<, also von 1802 bis 1812, Beginn des Erscheinens des >Phantasus<, wurden keine Werke Goethes unter dem Namen Ludwig Tiecks veröffentlicht. Dies ist ein klares Indiz für die Spannungen, in denen Vater und Sohn (spätestens seit 1797 oder 1798) lebten. Ludwig hatte in den Jahren von ca. 1802 bis ca. 1812 fast gar nichts getan, nicht einmal Werke seines Vaters „abgeschrieben“, um sie Verlegern anzubieten. Die Abschrift von >Flore und Banscheffur< (ein Werk Sophies), die Ludwig Tieck in Rom auf Bitten der Schwester unternahm, soll, nach einem Brief Friedrich Tiecks an A. W. Schlegel, so fehlerhaft gewesen sein, daß sich Sophie zu einer Überarbeitung des Werkes entschließen mußte. Bei dem Gedanken, Ludwig Tieck könnte bei der Abschrift und Redaktion von Werken Wolfgang Goethes ebenfalls nachlässig gewesen sein, kann es einem Goethe-Freund nur noch eiskalt den Rücken hinunterlaufen.

Schelling berichtet von einer neuen Tätigkeit Ludwig Tiecks. Er tat sich als Vorleser hervor. Er las (angeblich) eigene Werke vor, in Wirklichkeit waren es überwiegend Dichtungen Goethes. Ludwig Tieck als der Vorleser der Werke seines Vaters, der Gedanke entbehrt nicht eines gewissen romantischen Flairs.

⁶³ Vgl. L. Baus, >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.?<, 4. Auflage, Homburg 1999.

Goethes natürliche Tochter -
nicht seine >Natürliche Tochter<⁶⁴

Ich kann es ruhigen Gewissens dem schlechten, ja verderblichen Einfluß der Umgebung des Herzogs von Weimar zuschreiben, dazu zähle ich auch Josias von Stein, den Ehemann Charlotte von Steins, wenn ich von einer „natürlichen“ Tochter, einem weiteren unehelichen Kind Johann Wolfgang Goethes, berichten muß.

Unsere Informanten sind Wilhelm Bode und Ernst Johann Groth. Ersterer ist ein Schriftsteller, der uns durch zahlreiche Goethe - Publikationen bestens bekannt ist. In seinem mehrbändigen Werk „Stunden mit Goethe“, steht ein Kapitel mit der Überschrift: „Nachkommen Goethes“. Hier nimmt Bode zu dem Klatsch Stellung, Goethe habe mit einer Stützerbacherin ein uneheliches Kind gezeugt. Bode zitiert gleich zu Anfang einen Zeitungsartikel, in dem von einem „Liebesverhältnis“ Goethes mit einer „hiesigen“ (Stützerbacher) Schönen die Rede ist:

„In jener Zeit [in Goethes erstem Weimarer Jahrzehnt] nun war es auch, wo der Dichter [Wolfgang Goethe] mit einer hiesigen Schönen ein Liebesverhältnis anknüpfte, dem, wie in dem Städtchen [Stützerbach] jeder wußte, ein Söhnlein entsproß. Der jetzt noch lebende Enkel des Dichters, der oft erzählte, daß seine Großmutter ihn selber über seine Abstammung aufklärte, ist ein stattlicher Mann ...“

Bode stellte zuerst einmal klar, daß es kein „Liebesverhältnis“ war. Goethe habe sich nur ein paar Mal „stundenweise oder auf anderthalb Tage“ dort aufgehalten. Dem kann ich ohne weiteres zustimmen: es war wohl keine Liebe, sondern Goethe bezeichnete soetwas als „niedere Minne“, wir würden heute sagen, ein erotisches Vergnügen.

Zweitens fand Bode heraus, daß Goethe, nach Stützerbacher Überlieferung, nicht einen Sohn, sondern eine Tochter mit einer „hiesigen Schönen“ gezeugt habe. Der Zeitungsartikel brachte unglücklicherweise die Generationenfolge etwas durcheinander. Dies hatte bereits E. J. Groth herausgefunden und in seiner Erzählung >Der Goetheforscher< klargelegt. Bode schreibt weiter:

„Ernsthafter als dieser Zeitungsartikel ist das, was der Novellist Ernst Johann Groth in seiner Geschichtensammlung >Die drei Kanoniere< (Leipzig, Grunow 1900) berichtet, denn die letzte Geschichte des Buches >Der Goetheforscher< beruht offenbar auf Kirchenbuch-Forschungen. Danach gab Elisabeth Kesselring, geborene Lattermann, in Stützerbach am 24. März 1778 einer Tochter namens Veronika das Leben. Veronika wurde [wiederum] die Mutter eines Wilhelm Bätz, der von 1808 bis 1895 lebte. Das stimmt also nicht ganz mit der Zeitungsnotiz [stellt Bode richtig fest]. Nicht bei einem Jungen, sondern bei der Veronika Kesselring, späteren Frau Bätz, besteht für die sorgsameren Stützerbacher Stammtisch-Gelehrten der Verdacht, daß es Goethes Kind sei...“

Weiterhin erfahren wir von Wilhelm Bode (was E. J. Groth anscheinend nicht wußte):

„Nun gibt es eine Stützerbacher Tradition [Überlieferung], Goethe habe nicht von einem Mädchen, sondern von einer [verheirateten] Frau ein Kind gehabt, und diese Frau habe nicht in Stützerbach mit ihm verkehrt, sondern sei zu ihm nach Ilmenau gegangen...“

Diese Ungeheuerlichkeit, daß der größte deutsche Dichter ein erotisches Verhältnis mit einer vier Jahre älteren und verheirateten Frau gehabt haben könnte, versucht Wilhelm Bode sogleich zu dementieren. Hierzu verwertet er die Meinung eines Stützerbacher Pfarrers:

„Herr Pfarrer Göpfert hält es für ausgeschlossen, daß Goethe in dieser Weise (mit einer älteren und verheirateten Frau) Ehebruch getrieben habe.“

Dies ist allerdings ein äußerst schwaches Gegenargument und grenzt ans Lächerliche.

Zweiter Versuch Bodes, Goethe reinzuwaschen, ist die Unterstellung, daß sich Goethe im Juni 1777 (also zum Zeitpunkt der Zeugung der Veronika) nicht im Gebirge (in

⁶⁴ Auszug aus L. Baus >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein<, 16. Kapitel, V. Auflage, Homburg/Saar 2001.

Ilmenau) aufgehalten habe. Ich frage, woher will Bode das so genau wissen? Ihm standen nicht mehr Quellen als mir zur Verfügung.

Ich bin überzeugt, Bode benutzte den ungenauen Zeitungsartikel und die ebenfalls fehlerhafte und unvollständige Geschichte >Der Goetheforscher< von E. J. Groth absichtlich zur Verwirrung seiner Leser, vermischte sie mit Dementis und sogar noch mit der (angeblichen) Ungeheuerlichkeit, Goethe habe mit einer vier Jahre älteren und verheirateten Frau ein Verhältnis gehabt, um seine Leser völlig zu verwirren, ja zu schockieren, und um dadurch den ganzen Klatsch (scheinbar) ad absurdum zu führen. Der unvorbereitete, ahnungslose Leser und Goethefreund, der bisher nichts anderes über Goethe wußte, als daß er (angeblich) nur eine höchst empfindsame „Seelenfreundschaft“ zur Baronin von Stein gepflegt habe, mußte über diese „Ungeheuerlichkeit“ schockiert und ungläubig den Kopf schütteln. Ich spreche aus Erfahrung, mir erging es vor vielen Jahren beim ersten Lesen ebenso.

Glauben wir doch ganz einfach einmal der „Stimme des Volkes“. Goethe hatte demnach mit einer älteren und verheirateten Frau ein erotisches Verhältnis. Was ist denn nun verwerflicher und gemeiner: Ein junges, unschuldiges Mädchen zu verführen, ihr ein Kind zu machen und dadurch ihre Zukunft zu zerstören, oder mit einer Frau, die bereits vier Kinder hatte, die demnach genau wußte, auf was sie sich einließ, sexuellen Verkehr zu haben? Doch wohl das erstere! Und weiter: War Charlotte von Stein nicht zwei Jahre älter als Goethe? Die Stützerbacher „Tradition“ ist demnach gar nicht abwegig oder gar unrealistisch, wie Bode sie seinen Lesern hinzustellen versuchte, sondern beruht, meiner Überzeugung nach, auf - Wahrheit.

Die Geburt der Veronika fand am 24. März 1778 statt, die Zeugung erfolgte ca 282 Tage (mittlere Schwangerschaftsdauer) früher, demnach am 14. Juni 1777. Bodes Argument, Goethe sei in dieser Zeit nicht im Gebirge, in Ilmenau und Umgebung gewesen, ist geradezu eine Lüge. Goethe war im Mai, im Juli und im August 1776 nachweislich mehrmals in Ilmenau, manchmal auch länger als nur „anderthalb Tage“. Zeit genug, um eine Frau zu finden, die für Geld mit einem Mann ins Bett ging. Wo sich Goethe an jenem 14. Juni 1777 aufhielt, wissen wir nicht, denn sein Tagebuch schweigt (klugerweise) darüber. Es vermerkt nur, daß Goethe sich am Abend in Kochberg bei Charlotte von Stein aufhielt. Die Entfernung zwischen Kochberg und Ilmenau beträgt ca 33 km Luftlinie, selbst für damalige Zeit keine große, bzw. unüberwindliche Entfernung, erst recht nicht für einen Liebesabenteurer. Jetzt wissen wir also doch, wo sich Goethe am 14. Juni 1777 aufhielt: in Ilmenau. Denn die Elisabeth Kesselring soll nach Ilmenau zu den Schäferstündchen mit Goethe gekommen sein.

Zu Anfang des Jahres 1803 schrieb Goethe seine >Natürliche Tochter< und las sie im Mai in Jena im Kreis der Professoren vor. Gottfried Herder, der Superintendent der evangelischen Kirche des Herzogtums Weimar, war ebenfalls anwesend. Als Goethe endete, hätten alle das Stück außerordentlich gelobt, nur Herder sei stumm geblieben.

„Nun, Alter“, habe Goethe ihn angedreht. „Du sagst gar nichts; gefällt Dir das Stück gar nicht?“

„O doch! Am Ende ist mir aber doch dein natürlicher Sohn [Ludwig Tieck, der Sohn der Henriette Alexandrine von Roussillon? Oder August Klingemann, der Sohn Charlotte von Steins? Oder August Walter, der Sohn der Christiane Vulpius?] lieber als deine >Natürliche Tochter<“, soll Herder geantwortet haben.

Es ist zweifelhaft, was Herder wirklich meinte: Goethes natürliche (sprich: uneheliche) Tochter Veronika oder seine >Natürliche Tochter<?

Goethe war jedenfalls zutiefst beleidigt und er soll mit Herder bis zu dessen Tode nicht mehr gesprochen haben.

Ein wirklich eindeutiger Beweis, der für eine natürliche Tochter Goethes spricht, fand ich in einem Brief Philipp Seidels (Goethes Diener) an einen Freund, an welchen ist unbekannt:

(Quelle: >Goethes Gespräche<, Nr. 462, Brief vom 15.10.1777: zu dieser Zeit dürfte die Elisabeth Kesselring bereits gewußt haben, daß sie von Goethe schwanger ist.)

„Ich [Philipp Seidel] habe nun so viel Freude über unsere Lebensart [in Weimar], gib nur einmal acht, wie das weitergeht, oder all mein prophetisches Gefühl müßte mich betriegen, ob wir nicht die Ahnherren und Erbauer eines Dörfchens oder Vorstadt oder Burg wenigstens werden, und man nicht nach ein paar hundert Jahren sagen wird, da geht Goethes und seines Philipps Geist um ...“

Sogar „Geister“ aus Fleisch und Blut gibt es? Man lernt niemals aus, erst recht nicht bei Goethe.

Von Herder ist eine weitere Indiskretion über Goethes skandalöses Privatleben überliefert. August Böttiger schrieb in seinem Buch >Litterarische Zustände und Zeitgenossen< auf Seite 192:

(Den 31. Octbr. 1796 bei Herder.) Wieland las den >Wilhelm Meister< vor; im vierten Teil von da, wo Jarno dem Wilhelm den Lehrbrief erklärt. Herder klagte darüber, daß Göthe so oft blos Sophisterei treibe, im Lothario, dem er überall huldigt, dem Eigenwillen der Großen Kopfkissen unterlegt, und in Scenen, wie in der Erzählung von Philine, die der Graf Friedrich macht, seine [Goethes] eigene laxe Moral predigt. Den Einfall der Philine, die sich mit schwangerem Leibe im Spiegel sieht und ruft: „Pfui! Wie niederträchtig sieht man da aus!“, habe Goethe seiner vorigen Geliebten, der Frau v[on] St[ein] abgeborgt.⁶⁵ „Man mag unter allen diesen Menschen nicht leben“, sagte Herder ferner, „nichts spricht uns an. Wie ganz anders ist es in Lafontaine’s Romanen.“

Stellen wir uns die Szene einmal bildlich vor: Charlotte von Stein steht im neunten Monat mit dickem Bauch vor dem Spiegel und ruft aus: „Pfui! Wie niederträchtig sieht man da aus!“

Eine weitere natürliche Tochter Goethes wurde von Walter E. Ehrhardt entdeckt. Unter dem Titel >Goethe und Auguste Böhmer – War sie vielleicht Goethes natürliche Tochter?< hat er seine Indizien veröffentlicht.⁶⁶

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde - Seinem Denkmal⁶⁷

Zehnteiliger Artikel im >Morgenblatt für gebildete Stände<
über Bettinas gleichnamiges Buch

von

Joseph Görres

Viele Zeitgenossen Goethes, darunter mit Sicherheit Bettina Brentano, ihr Bruder Clemens Brentano, die Gebrüder Schlegel, Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling und deren Bekannte und Verwandte, waren über die Sexskandale des Weimarer Olympiers im Bilde. Dies geht eindeutig aus dem Artikel von Joseph Görres hervor.

Bettina Brentano, verheiratete von Arnim, ließ erst nach Goethes Tod ihr berühmt - berüchtigtes Buch >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde< veröffentlichen. Schwerwiegende Gründe rieten zur Vorsicht.

Joseph Görres schrieb, nachdem er Bettinas Buch gelesen hatte, einen Artikel darüber, der im >Morgenblatt für gebildete Stände< in zehn Folgen abgedruckt wurde.

Beim ersten flüchtigen Lesen erscheint uns dieser Aufsatz als der reinste Unsinn,

⁶⁵ Das Herdersche Gespräch fand im Jahre 1796 statt. Zu dieser Zeit lebte bereits das „Eroticon“ Christiane Vulpius seit mehreren Jahren bei Goethe und bekam ein uneheliches Kinder nach dem anderen von dem Herrn Geheimrat von Goethe.

⁶⁶ In >Vernunft und Glauben<, hrsg. von Steffen Dietzsch und Gian Franco Frigo, Berlin 2006, S. 277-294.

⁶⁷ Nach Goethes Ableben zu seinem 90.sten Geburtstag geschrieben. Siehe Ende des Artikels.

und man würde wohl dem Verfasser gewünscht haben, er hätte seine „Wahnsinnsvorstellungen“, die er darin zu Papier brachte, bei einem Psychiater behandeln lassen können, wie das heutzutage möglich ist. Jedoch in der Biographie von Görres steht nichts von einer Erkrankung an Wahnsinn, außer, daß er ein überzeugter katholischer Christ und ein Demokrat gewesen sein soll. Deswegen mußte er auch nach Frankreich und der Schweiz emigrieren. Görres war also „nur“ ein überzeugter Demokrat, was in den Augen vieler seiner Zeitgenossen einem zumindest partiellen Wahnsinn gleichkam. Aber die Zeiten und die Systeme ändern sich.

Ich bin natürlich der festen Überzeugung, daß Görres keineswegs wahnsinnig war, sondern, wie Hamlet, seine übergroße Intelligenz und Schlaueheit hinter scheinbarem Wahnsinn versteckte. Denn was er in dem besagten Artikel für die Nachwelt hinterließ, ist in Wirklichkeit ein verschlüsselter, ein bewußt chiffrierter Text. Es wäre tatsächlich reiner Wahnsinn gewesen, ja der reinste Selbstmord, wenn er dasjenige, was er uns darin versteckt mitteilt, offen dargelegt hätte.

Natürlich wußte die preußische Zensurbehörde des Zweiklassensystems, was Görres mit diesem Artikel aussagen wollte. Es gab jedoch immer wieder kleinere Pannen. Der Artikel ging den preußischen Zensoren (wie z. B. Varnhagen von Ense einer war, Heinrich Heine nannte ihn treffend den „Statthalter Goethes auf Erden“), sozusagen durch die Maschen ihres Zensurnetzes. Die Zensurbehörde hütete sich aber, nachträglich die Dechiffrierung des Artikels vor einem Richter zu liefern, und so ging der Verfasser diesmal noch straffrei aus.

Der große Nachteil dieser Verschlüsselung war jedoch, daß nur einige wenige Intellektuelle, wie etwa Theodor Mundt, Heinrich Heine oder Ludwig Börne, den Text dechiffrieren und seine Bedeutung richtig einschätzen konnten. Aber auch sie mußten schweigen, sonst wären sie nämlich die Dummen gewesen. Und außerdem hätten sie einen Gesinnungsgenossen, Sepp Görres, der preußischen Geheimpolizei ans Messer geliefert.

Die Gemüter der literarisch Interessierten waren außerdem viel zu sehr erhitzt über das Pro und Contra der Frage, ob Bettina Brentano Goethes „echte“ oder „unechte“ (d.h. nur seine eingebildete) Geliebte war, so daß über diesem Streit eine andere, weit wichtigere Frage, ja eine Sensation gänzlich unterging: nämlich die versteckten Andeutungen in Bettinas Buch über Goethes wirkliche Abkunft. Bettina und Joseph Görres wollten uns nämlich in ihren beiden Veröffentlichungen unter anderem mitteilen, daß Wolfgang Goethe nicht ehelich gezeugt, sondern der natürliche (uneheliche) Sohn Kaiser Karls VII. gewesen wäre.

Bettina erfuhr dies aus erster Quelle, nämlich aus dem Munde von Goethes Mutter. Sie dürfte ihr Wissen später an ihren Ehemann Achim von Arnim weitererzählt haben und dieser stand wiederum in freundschaftlichem Verkehr mit Görres. Als letzterer im Jahre 1835 Bettinas Buch las, fiel ihm wohl dasjenige wieder ein, was er von ihrem Ehemann einst unter dem Siegel der Verschwiegenheit erfuhr. Der Artikel von Sepp Görres ist eine schonungslose, wenn auch verschlüsselte Enthüllung über alles, was er über Goethe als Mensch und Dichter, und was er über Bettinas wahre Beziehung zu dem alten Dichterstiefvater wußte. Dies ist die einzig logische Erklärung für die Verschlüsselung des Textes, wenn wir Sepp Görres nicht für einen „Spinnerter“ ansehen wollen.

Noch ein Wort an unsere orthodoxen Goethefreunde. Verwechseln Sie bitte nicht Nostalgie mit Geschichtsverfälschung! So mancher biedere und gutherzige Goethefreund ist aus purem Hang zur Nostalgie und aus übergroßer Verehrung des Dichters Goethe zum unbewußten und unbeabsichtigten Verfälscher des wirklichen Menschen Goethe und seiner Zeit geworden. Aber ich bin überzeugt, kein heute lebender Germanist, oder nur eine ganz winzige Minderheit, läßt sich bewußt und mit Überzeugung zum Handlanger eines längst untergegangenen geist- und menschenverachtenden Zweiklassensystems machen. Jedoch unbewußt und in naiver Ahnungslosigkeit ist es so mancher Goethefreund in früherer Zeit gewesen.

Wir werden uns in Zukunft noch öfters die Frage stellen müssen, ob wir nicht rechter die Persönlichkeit Goethe von dem Dichter Goethe trennen sollten. Ich glaube, man kann sehr wohl dem Dichter Goethe seinen gebührenden Rang in der Literaturgeschichte einräumen, und trotzdem über den Mensch Goethe, gelinde gesagt, verwundert den Kopf

schütteln. Zwecks Auflösung seiner Lebensrätsel muß man, natürlicherweise, mit der Frage von Goethes wirklicher Abkunft beginnen.

Im >Literarischen Zodiacus<, dessen verantwortlicher Redakteur Dr. Theodor Mundt war, erschien kurz nach dem Artikel von Sepp Görres im >Morgenblatt für gebildete Stände< ein bemerkenswerter Hinweis. Ich bin überzeugt, daß Theodor Mundt wiederum selber der Verfasser dieses kleinen Aufsatzes war:

Zodiacal - Lichter

Goethe und das Kind, Nr. II

Görres, der Prophet, hat das Nixenkindlein [Bettina] in seinen Arm genommen, und in seiner Weise, mit mancherlei mystischen Zeichen und Zauberformeln, seinen Segen darüber gesprochen. [Siehe >Morgenblatt für gebildete Stände<, Ausgabe 78 bis 87.] Nur von Zeit zu Zeit sind wir noch gewohnt, die Stimme dieses Predigers in der Wüste erschallen zu hören, meist in abgebrochenen Verkündigungen, die bald wie trunkene Schmaussprüche, bald wie knisterndes, schwefeliges Witz- und Blitzgestöber am Himmel aufleuchten. Das letzte war sein hochklingender Psalm gewesen, den er über die heilige Jungfrau von Orleans losgelassen, und jetzt ist das burleskere Wunderkind Bettine an die Reihe gekommen, wenn auch nicht, wie jene, des Gottes voll, so doch Goethes voll. Früher einmal hatte Görres im >Morgenblatt< eine erhabene Elegie über Achim von Arnims Tod ausgeströmt, und nun lobsingt er der Witwe Bettine, die nicht die Witwe Bettine, sondern noch immer bloß Goethes Kind sein will. Gern fragte ich die Witwe Bettine einmal nach Achim von Arnims [literarischem] Nachlaß, aber Goethes Kind hält mich ab. Doch der Münchner Merlin [Zauberer, gemeint ist Sepp Görres] ist auch ein Schalk! Diesmal hat er auf dem hohen, sternegepolsterten Wolken thron seiner Rede manche unverkennbare Ironie zum Besten gegeben. Man wird nur nicht allerwegs recht klug daraus! [In Wahrheit wollte Theodor Mundt seinen Mitkämpfer und Gesinnungsgenossen Sepp Görres mit der Entschlüsselung seines Textes nicht der Zensur ans Messer liefern!] Erst schildert er, mit komisch geheimnisvollen Gleichnissen, Wolfgangs [Wolfgang Goethes] sämtliche Taten und Abenteuer auf der Erde und im Himmel merkwürdig und erbaulich genug. Er läßt ihn als Simson unter die Philister fegen, und gibt ihm, statt des Eselskinbacken, den Intermaxillarknochen in die Hand, an dem Goethe bekanntlich so genaue Studien gemacht. Dann kommt das Kind, mit Tambourin, Cymbelspiel und Zigeunertänzen, und umschließt mit magischen Kreisen und genialen Bocksprüngen den mittlerweile alt werdenden Wolfgang, dem, bei aller kühlen Abgemessenheit, mit dem er sich benimmt, doch zuweilen angst und bange dabei wird. Der Familie Brentano soll auch angst und bange geworden sein, denn sie ist, dem Gerücht zufolge, bemüht, soviel als möglich von der Auflage [des >Morgenblatts<, in welchen die 10 Artikel von Sepp Görres standen] aufzukaufen. Man sieht jedoch noch nicht so recht ein, wem zum Nutzen oder wem zu Schaden? [Wahrscheinlich zum Vorteil des Ansehens der Familien Brentano und v. Arnim, jedoch zum Nachteil der geschichtlichen Wahrheit, was Theodor Mundt natürlich wußte.] Soviel ist gewiß, daß man immer confuser wird über Goethe und das Kind [Bettine], und sich der Behexung nicht zu erwehren vermag.

Der folgende Artikel von Joseph Görres enthält fundiertes Wissen über Goethes wirkliche Abkunft und über viele bisher unbekanntes Lebensgeheimnisse des Weimarer Olympiers, die der Verfasser im persönlichen und freundschaftlichen Umgang mit Achim von Arnim, Bettinas Ehemann, in Erfahrung bringen konnte. Was ich zu entschlüsseln vermochte, habe ich sogleich in Klammern und meist fettgedruckt dahinter gesetzt. Vieles bleibt aber noch unaufgeklärt und einer späteren Goethe - Forschung überlassen. Offensichtlich ist, daß Sepp Görres Bettina von Arnim, die Gattin seines Freundes Achim von Arnim, merklich schonte. Ihm ging es mehr um Bettinas Informationen über Goethes Abkunft, die sie versteckt in ihr Werk >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde< hineingearbeitet hatte, und die er mit seinem Artikel im >Morgenblatt< noch verstärkt herausheben wollte.

>Morgenblatt für gebildete Stände<

Nr. 78, Mittwoch, 1. April 1835

*Und die Philister standen auf einem Berge jenseits, und die Kinder
Israel auf einem Berge diesseits, daß ein Tal zwischen ihnen war.
I. Buch Samuels*

*Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde -
Seinem Denkmal
von Joseph Görres*

I. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 78

Dies ist eine Geschichte, welche, die Hauptsache ausgenommen, sonst viel Ähnliches mit der Geschichte des heiligen Christopherus hat. Das Kind [Bettina] hatte sich dem starken Mann [Goethe] auf die Schulter gesetzt, und er sollte es über das Wasser hinübertragen. Der starke Mann tat sein Allerbestes, und anfangs ging es lustig durch die Wellen; aber die Zeiten waren nicht getroffen, das Kind [Bettina] wurde immer stärker und schwerer, der sonst rüstige Träger [Goethe] aber immer älter und schwächer; in [der] Mitte der Wasser kamen die Sturmvögel mit einem Streite herangeflogen, das Kindlein wurde nicht ausgetragen, ein Delphin hatte es auf seinem Rücken davongeführt: so konnten die Gesckicke nicht in Erfüllung gehen, und der dürre Stock, in die Erde hineingestoßen, wollte nicht zum Baum aufgrünen. Das scheint eine bedenklich verwickelte, rätselhafte Begebenheit [gemeint ist: es ist eine verschlüsselte Geschichte], und fordert darum nähere Erläuterung, welche Bewandnis es um sie habe.

Die Welt ist bekanntlich durch die großen und tiefen Wasser, über die das Kind hinüber wollte, in zwei ganz verschiedene Weltteile getrennt, und die diesseits und die jenseits wohnen, ignorieren einander gegenseitig und haben in der Regel wenig zu verkehren miteinander. [Damit umschrieb Sepp Görres das Zweiklassensystem: Adel und Bürger.] Es muß schon in uralten Zeiten, ehe die Sündflut alles durcheinander geworfen, so gewesen sein; denn damals schon nannten sich die von jenseits [die Adeligen] Kinder Gottes, die von diesseits [die Bürger] Kinder der Menschen. Aller Umgang war verboten; auf's Freien auszugehen hinüber und herüber, war vollends hoch verpönt [wegen der Klassenschranken], was jedoch, wie man weiß, die Liebhaber nicht auf immer abgehalten [siehe mein Sachbuch „Goethes Musengöttin Urania“, die Liebesgeschichte Goethes mit Urania, alias Henriette Alexandrine von Roussillon]. Seither hat die Teilung bis zur neuesten Zeit, wo aller Standesunterschied aufgehoben worden, fortgedauert; die Jenseitigen [die Abkömmlinge von Adeligen] haben in verschiedenen Zeiten verschiedene Namen geführt, Prophetenkinder, Seher; als die gelehrte Sprache aufgekommen, Genien [Genies?], so und wieder anders; die Diesseitigen [die Abkömmlinge von Bürgern] aber haben je nach Volk- und Landesart verschiedene Namen angenommen, hören sich aber am liebsten bei dem Gesamtnamen Philister rufen. Sie sind, wie man weiß, bequeme, wohlhändige, abgerundete, alles, was kraus werden will, geschickt ablehnende Leute, sehen nicht hinauf und ungern unter eine gewisse Tiefe hinunter; Vergangenes ist ihnen nichts, und Zukünftiges gar nichts, aber das Gegenwärtige suchen sie nun [richtig: nur] recht fest zu besitzen, indem sie auf ihre beiden Daumen niederhocken und nun in aller Standhaftigkeit sich nicht mehr vertreiben lassen. Die aber unter ihnen sich zur Bewegung rechnen, die haben die Länge und die Breite um sich herum in Besitz genommen, und darauf machen sie sich nun öftere und gute Motion, und lassen in großer Geschäftigkeit sich keine Mühe dauern [bedauern]. Ihre Art ist jedoch, daß sie gehend immer die Diagonale suchen, wenn zu Schiffe, am liebsten mit zwei Winden zwischen zweien Wässern [Gewässern] segeln, zu Rosse halbrechts und halblinks auslenken, und wie sie so in Statur und all ihrem Tun nach dem Medianformat gemessen, gleich dem Wasser in Menge weit und breit ausgegossen, überall die Mitte suchen, haben sie in neuester Zeit treffend sich

selbst untereinander die von der rechten Mittelmäßigkeit [satirische Spitze von Sepp Görres] genannt. Die Vornehmen jenseits aber bedünken sich aus gar viel höheren Elementen gemischt. Wenn unten festgehalten, sehen wir sie in der Tat wie Feuerflammen stets nach oben streben; wenn in der Höhe, blitzen sie gleich Wetterstrahlen [Gewitterstrahlen] in die dunkelbedeckten Tiefen nieder; wenn in die Weite ausgebreitet, wehen sie wie Winde, von denen man nicht weiß, von wannen sie gekommen, noch wo aus sie gehen, im Sturm dahin. Sie geben daher vor, es sei des Himmels allumfassend Rund ihre Behausung, und seine Mitte, in der die Weltgegenden in einem Punkte sich berühren, und alle unruhige Bewegung sich in einer bewegenden Ruhe faßt, sei die rechte Mitte, der sie entgegenstreben. So halten sie sich in großer Erhabenheit, und bedünken sich, die unbewegten Bewegter, weit über die Anderen hinaus, die wie Kreisel am liebsten auf der Seite schlafend liegen, wenn aber aus ihrer Trägheit aufgepeitscht, sich auf die Spitze ihrer Zehen stellen, aber dann nur in fortgesetztem Kreislauf durch stetes Aequilibrieren sich vor dem in der Runde herum immer drohenden Umfallen mühsam sichern. Solche Meinung haben sie von sich gefaßt; wir aber diesseits [wir Bürger] haben ihnen ihre Schwäche gar wohl abgesehen: indem wir sie französisch und halbspöttisch mit dem Namen Genies bezeichnet [haben], haben wir unsere ganze Meinung über die gesamte Gattung ausgesprochen; Sternschnuppen in der Höhe, Irrlichter unten im Grunde, windig in der Mitte, in ihrer Unanstelligkeit überall hinderlich und für ganz nichts [rein gar nichts] zu brauchen: das ist unseres Urteils kurzer Inbegriff.

Nun aber hat sich's gefügt, wie jeder weiß, der die Genealogie studiert, und sich um die Abkunft unserer erlauchten Geschlechter [der Wittelsbacher] kümmert, daß Goethe aus einer Mißheirat [gemeint ist: aus einem illegitimen Verhältnis], die einer von jenseits der Wasser [ein Adeliger] mit einer solchen, die von diesseits stammte [mit einer Bürgerin], eingegangen, abgestammt, so daß die beiden Häuser der Sonnen- und der Mondkinder [gemeint ist: der Adels- und der Bürgerkinder] sich in ihm [Wolfgang Goethe] beschlechtet fanden. Das ist in der starken Konfusion des achtzehnten Jahrhunderts so hingegangen; man machte sich aus dem Standesunterschied nicht viel, die Töchter der Erde waren schön, der Liebesdrang war groß, Damon blies damals die Flöte so rührend; kurz, der große Herr [nicht nur ein Adeliger ist mit „der große Herr“ gemeint, sondern Kaiser Carl VII.] vergaffte sich, wollte man, wollte man nicht, es kam ein junger Prinz [Johann Wolfgang Goethe] heraus. Die aber aus solcher Mischung hervorgegangen, sind ein starkes, haltbares und dauerhaftes Geschlecht, wie jene potentes a saeculo, viri famosi, und gleich ihnen zur Herrschaft in den Niederungen vorbestimmt. Denn erstlich sind sie nach dem oben herrschenden Hausrecht, wenn auch nicht erbfähig, doch mit reichlicher geistiger Appanage bedacht [worden] [war ein Elternteil bürgerlich, zählte das Kind zum Stand der Bürger], und werden überdem noch im Laufe des Jahres an günstigen Tagen mit gar kostbaren Gaben [kostbaren Silberpokalen? Z. B. von dem Fürstbischof von Köln, dem Bruder Kaiser Carls VII.?] besucht, so daß es ihnen von dieser Seite an nichts gebricht. Aber auch von Mutterhalb bleiben sie nicht unausgestattet; sie werden mit dem Feist der Erde eingesalbt, von Azat, Joppe, Gaza wird ihnen alles zugetragen, was sie bedürfen, um in der Landschaft zu bestehen und sich behaglich in ihr zu fühlen. So unten mit Ballast gut gestaut, oben günstigen Wind in den schwellenden Segeln, gleiten sie über die Oberfläche des Wassers leicht dahin, nicht allzutief einschneidend und sich dadurch den Lauf erschwerend, nicht allzuflach, und dadurch der Laune der tanzenden Wellen hingegeben. Von dem, was sonst die Menschen wohl drängt und irrt, lassen sie sich nicht sehr anfechten; was unbescheiden zudringlich heran will, wird behende abgewiesen; den Ansprüchen von oben herab wird mit denen von unten herauf begegnet und das Untere doch wieder mit dem Oberen beschwichtigt: so sind's Sonntagskinder, die zwar nicht Geister sehen, sonst aber alles Übrige gar scharf, und alles um sich her sich auf's Bequemste zu beschicken wissen.

II. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 79

Goethe indessen, wie er zu seinen Jahren zu kommen angefangen, und darnach sich umgesehen, wo in's Künftige seines Bleibens sein sollte, hätte gern im Lande der Väter auf Lebenszeit sich angesiedelt, denn es gefiel ihm doch besser, die Dinge von oben herunter,

als mit großer Beschwerde der Halsgelenke sie von unten herauf sich anzusehen; aber des Landes Natur wollte das nicht gestatten, und darum wehrten es auch die Gesetze [des Zweiklassensystems]. Denn das Land und die Luft mit übriger Zubehör da oben [bei den Adelligen] haben die Beschaffenheit, wie man von einer der Färöerinseln [Nordspitze Englands] in der Nordsee erzählt, daß, wenn etwa von Jahr zu Jahr ein Fremder, um die Auflagen [Steuern] einzusammeln, ihren Boden betritt, alle Eingeborenen sogleich mit Schnupfen befallen werden; sie können's nicht leiden, wenn etwas von jenseits [ein Bürger] zu ihnen hinüberweht, und müssen's gleich wieder ausspeien, weil sich's nicht mit ihrem Naturell vertragen will. Die Sanitätsgesetze hatten deswegen Vorsorge getan; wollte er [Wolfgang Goethe] zum Indigenat [zum Adelsstand] gelangen, dann mußte er sich zuvor, wie dort der Königsson von Sidon, sein mütterlich Teil im Feuer ausbrennen lassen. Das aber gefiel ihm schlecht, weil er sich, so wie er war, gar liebgewonnen und von den scharf leckenden Flammenzungen sich ungern liebkosen ließ. Seine Spülmagen konnten ihm ganz und gar nichts helfen, denn sie hatten keinen Kurs [Wert] da drüben und waren auch keine Helden darnach, um ihm sein Väterliches zu erstreiten; seine Schwerdmagen wollten ihm ihrerseits nicht behilflich sein, weil sie die Strenge der Gesetze kannten, und mit der andernseitigen Sippschaft gar nichts gemein haben mochten; so mußte er sich zum Bleiben, wo er einmal war, entschließen. Zuvor jedoch ging er zum Orakel der unsterblichen Götter, derjenigen nämlich, die er vor den anderen verehrte, um sie zu befragen, welchen Ratschlusses sie denn über seine Zukunft eins geworden. Ihm wurde darauf erwidert: es sei ihm geordnet durch vorweltliche Fügung, daß er sich niederlasse am Ufer des Wassers, das Diesseits scheidet von Jenseits, und nun, ein tüchtiger Ferge, hinübertrage die Geister und ihr Ideengeräte vom Hochlande zur Niederung, wenn sie mildgesinnt unter den Dortigen segensbringend zu wandeln Rats geworden; dazu würden die Götter seine Schultern mit der nötigen Stärke ausrüsten und ihm den Stab zur Stütze anvertrauen. Er selber solle sich, einem Nazaräer gleich, vor allem der Enthaltbarkeit befleißigen, weder Wein trinken noch aus Met, nichts Unreines essen und durch keine Schere sein Haar berühren lassen. Nehme er dann mit Sorgfalt des ihm übertragenen Amtes wahr, dann werde eine von oben [eine Adelige, gemeint ist Maximiliane von La Roche, die Mutter Bettinas] einem von unten [einem Bürger, gemeint ist der Händler Brentano, der Vater Bettinas] ein Fräulein [Bettina Brentano] gebären, und das Kind werde, wenn die Zeiten sich erfüllt, am Ufer des Wassers [bei Goethe in Weimar] erscheinen und ihn anrufen, daß er es hinübertrage. Er solle dann der Bitte sich nicht versagen, noch auch ermüden unter der Last, die er sich aufgeladen; alles, was das Kind [Bettina] vornehme, dürfe ihn [Goethe] nicht betreten machen, er müsse vielmehr ringen mit ihm, wie der Dulder Odysseus mit dem Proteus im Meeresgrund, und habe er dann sich alle die Zeit zuvor gehalten nach der Götter Geheiß, dann werde er und sie desgleichen, und seien ihm sonst die Sterne günstig, dann werde er sie sich zur Braut [zur Geliebten] gewinnen. Die Gebrechen an ihm von Mutterhalb [Goethes Mutter war eine Bürgerin], an ihr von Vaterhalb [Bettinas Vater war ein Bürger] werden dann gegenseitig sich ausgleichen, es werde wieder ein ebenbürtiges Geschlecht erwachsen [Goethe und Bettina zeugten ein Kind], und dem zum Zeichen werde der Stab zum Baum aufgrünen, wenn aber nicht, dann werde die Ehre an ein anderes Geschlecht übergehen und der Stecken werde dürre bleiben. Weiter befragt um Namen, Zeit und Ort, erwiderten die Götter: er möge das Kind sich Poesie nennen, sonst aber nicht neugierig forschen nach Dingen, die [im] voraus zu wissen durch die Verhängnisse ihm [Goethe] gewehrt seien, vielmehr sich zu halten suchen, wie ihm auferlegt worden, immer seines [Goethes] Ursprungs in Bescheidenheit eingedenk [uneheliche Abkunft]. Da die Stimmen nun gänzlich verstummen, mußte er ablassen, ein Weiteres von ihnen zu erfragen.

Obgleich der Götterspruch den Fragenden nicht ganz befriedigt hatte, ließ er sich doch von ihm bedeuten, und tat, wie ihm geheißten worden. Diesseits des Wassers, wo er sich eine bequeme Anlande ausgemittelt, erbaute er sich Haus und Gehöfte, siedelte dort sich heimisch an, und begann mit großem Eifer, seinem Amte sich zu widmen. Wollte einer der Geister von jenseits die diesseitigen selbst in eigener Person, oder auch nur mit seinen Geschenken besuchen, dann durfte er nur in die Hände klatschen; gleich, und wäre es Mitternacht gewesen, war der Eifrige zur Stelle, und schaffte auf seinen Schultern alles ihm Anvertraute ohne Gefahr hinüber. Es wurde der Einwohnerschaft rund umher dann wie im

Schlafe zugetragen; sie bildete sich ein, sie habe alle die Herrlichkeiten nur geträumt, und dürfe daher, unbeschadet ihres guten Verstandes, an all den schönen Sachen sich ergötzen. Der Bote aber ermüdete nicht, denn bei jedem gegebenen Zeichen hoffte er, das ihm zum voraus angesagte Kind halte jetzt am Ufer, und harre seiner, daß er es hinübertrage. Aber bei aller Bemühung und Aufmerksamkeit hatte er anfangs unter seinen Landsleuten, sowohl bei denen, die sich zum Stamme der Philisthims rechnen, wie bei denen, die sich zu den Kaphtorem halten, gar wenig Beifall gefunden. Als das Wundertier [das Dichtergenie Goethe] unter ihnen zuerst erschienen, waren sie seiner Spur gleich nachgegangen, und hatten wohl Fleisch von ihrem Fleisch und Bein von ihrem Bein gerochen, aber dahinter war noch ein anderer [Ge-] Schmach verborgen, der sie [an-] widerte und ihnen überaus verdächtig schien. Sie hatten darum weiter nachgeforscht, und hatten bald seinen vielfältigen Verkehr mit den jenseitigen Gegenden bemerkt, und das hatte sie leicht auf den Gedanken gebracht, er sei ein Spion und Landesverräter. Weil es aber Friedenszeit war, konnte der Vermutung keine Folge gegeben werden, und sie hatten nun ihn für einen Seelenverkäufer zu halten angefangen, der die Ihrigen [zu] fremdem Dienst entführe. Da sie inzwischen bei öfterer Umzählung [Volkszählung], die sie abgehalten, nie ein teures Haupt vermißten, mußten sie auch von dieser Meinung lassen. Es blieb nichts anderes übrig, als für einen Schmuggler und Schwärzer ihn zu nehmen; zu oft hatten sie ihn bei nächtlicher Weile [des Nachts], dem Ansehen nach schwer beladen, bis zum Gürtel im Wasser herüberkommen sehen, ohne daß irgend etwas zu entdecken gewesen, was ihn so sehr belastet [haben könnte]. Eine Zeitlang meinten sie wohl, schwarze Pudel liefen neben ihm auf dem Grunde des Wassers her und [diese] trügen die verbotene Ware, er dann mache nur die Grimasse dazu; weil aber nichts aus dem Haus geschafft wurde, blieben sie auch mit dieser Hypothese stecken, und beschloßen verdrießlich, lieber gar nicht mehr von ihm zu reden. Sie zogen darum einen Faden um seine Wohnung her, untersagten den Ihrigen, sich jenseits betreten zu lassen, und ignorierten ihn nun von ganzem Herzen, in ihrem ganzen Gemüte und aus allen ihren Kräften.

III. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 80

Sora - Sagt uns nun, Herr, was Ihr tun wollt.

Andrason - Tun, als ob das Orakel nichts gesagt hätte.

Goethe

Er [Goethe] inzwischen hatte fortgefahren zu tun, was seines Amtes war. Den Kommenden und Gehenden hatte Poesia [Urania], die Dichtkunst, eine Seitenverwandte seines Vaters, liebgewonnen; er hatte sie einst unsichtbar herübergetragen, sie war in seinem Hause eingekehrt, hatte sich dort in gleicher Unsichtbarkeit wohnhaft gemacht, und die heimliche Liebe, die sie zu ihm getragen, war nicht ohne Segen und Frucht geblieben [gemeint ist: Uranias und Goethes Sohn: Ludwig Tieck]. Er sah das und wußte das, hielt aber dadurch den Ausspruch der Götter nicht erfüllt, die ein Kind, mit Fleisch und Bein angetan, ihm der Abkunft nach verwandt, vorhergesagt, das immer nicht erscheinen wollte. Er wartete eine Zeit und eine andere Zeit, und wie fort und fort nichts kommen wollte, wurde er des Wartens immer mehr verdrießlich. Das Nazaräerleben [das Heiligenleben] wollte ihm [Goethe] gar nicht wohl bekommen; aus dem Met zwar machte er sich wenig, warum er aber des Weines sich entschlagen solle, stand nicht zu begreifen, und gegen die Enthaltbarkeit [sexuelle Enthaltbarkeit] empörte sich gar sein Mutterwitz. [Satirische Spitze gegen Elisabeth Textor, die Maitresse Kaiser Karls VII.] Er verlegte sich daher auf's Grübeln, und nachdem er erst herausgebracht, daß die Götter ihn wohl zum Besten gehabt, grübelte er weiter, wer unter den Unsterblichen allen ihm das [an-] getan, und so kam er mit seinem Verdachte zuletzt auf den Christengott, dem er früher schon gar nicht gewogen gewesen. Nun wurde ihm mit einem Male klar, was die Mystifikation bedeutete: keine Schere sollte sein Haupt berühren, bis die Tonsur es weggenommen; keine unreine Nahrung sollte er zu sich nehmen, begreiflich nur Milchspeisen und Fastnachtskost; die gebotene Enthaltbarkeit und alles wurde nun hell und deutlich, auch daß die Zukunft [Ankunft] des Kindes am Nimmertage [St. Nimmerleinstage] erfolgen würde. Da erzürnte er sehr und beschloß, dem Betrüge einen Possen zu spielen und, weil über dem langen Warten die Haare ihm ergrauen wollten, unter seinen mütterlichen Verwandten [unter den

Bürgern] sich eine Frau zu freien und mit ihr ein solides Leben zu führen. So ging er hinab nach Tamnatha und hielt dort um Frau Prosa [gemeint ist: Christiane Vulpius] an, und führte sie, da sie ihm gewährt worden, mit großer Freude heim. Da aber gab's gewaltigen Streit unter den beiden Frauen. Frau Prosa [Christiane, von Bettina „dicke Blutwurst“ genannt] war gar hoffärtig und breit und vierschrotig; was ihr unter die Fäuste fiel, dem wurde gar übel mitgespielt. Frau Poesia [Bettina, die Schriftstellerin] ihrerseits aber war überaus fein und zart, und hätte immer den Kürzeren gezogen in jedem Streit; aber sie konnte sich unsichtbar machen [sie lebte später nur noch in ihrer Phantasie bei Goethe und verkehrte nur noch brieflich mit ihm] und war dann nirgendwo zu finden für die Grobe. Der Hausherr wollte seinerseits auch der neuen Buhlschaft [mit Bettina] wegen nicht lassen von der alten Liebe [zu Christiane]; so blieb die Philisterin wohnen im unteren Erdgeschoß und besorgte Küche und Keller; die Zarte aber wohnte oben [in Goethes Kopf] und nahm mit dem unsterblichen Teile vorlieb [siehe die >Sonetten< und >Pandora<]. Es wurde also eine Haushaltung wie bei dem Grafen Gleichen und [wie] in der >Stella< [Werk Goethes], und es ging nicht ab ohne vieles Gezänke der beiden Frauen; aber eine um die andere kam in die Wochen und beschenkte ihn mit Nachkommenschaft [Sepp Görres beschuldigt Goethe der Bigamie]. Und es zeigte sich, daß des Vaters Doppelnatur sich unter die beiden Linien der Descendenz verteilt[e]. Frau Poesia empfing und gebar ihm nämlich Gretchen und Clärchen und Mignon mit dem Harfner als Zwillinge, Iphigenia, Mariane, den Werther, Tasso, die Prinzessin, den Götz und andere viele. Aber neben der Rachel sah der Herr auch die triefäugige Lea an und machte sie sehr fruchtbar, und sie gebar ihm die Lotte mit dem Albert, den Weislingen, die natürliche Tochter, den Bürgergeneral, den Cagliostro, Stella, Ferdinand, die Therese, Aurelia, den Abbé, Jarno, Lothario und viele andere, deren Namen mir nicht mehr gegenwärtig sind. Und es hatte die besondere Bewandnis um die beiden Branchen, daß die der schönen Rachel in den Niederlanden alle miteinander nicht recht gedeihen wollten. Der Vater [Goethe] pflegte es daher dem großen Pädagogen Rousseau nachzutun, indem er wenige Tage nach ihrer Geburt sie unter den Mantel nahm und bei nächtlicher Weile sie in der Stille über das Wasser trug: diesseits ging dann die Rede aus, sie seien wegen großer Schwächlichkeit mit Tode abgegangen [August Klingemann, der natürliche Sohn Goethes und Charlotte von Steins, wurde in Wirklichkeit dem Ehepaar Klingemann in Braunschweig zur Pflugschaft übergeben]. Söhne und Töchter der Lea aber gediehen auf's Allerbeste in der dicklich substanzialen Atmosphäre; sie bekamen Kinder und Kindeskinde und waren überall gern gesehen, wo sie sich niederließen. Nur die schöne Seele in dieser Linie war blutstürzig und mußte herübergebracht werden, um in der bessern Luft zu genesen, was jedoch nicht anschlagen wollte.

Nachdem der Nazaräer [gemeint ist: Wolfgang Goethe] sich also sein Haus erbaut, wollte er sich auch sein Reich begründen, damit er etwas zu regieren habe. Er sah also umher und hielt bei allen Kreaturen hienieden Umfrage, ob sie ihm dienen wollten. Zuerst wendete er mit seiner Frage sich an das Gestein, das aber erwiderte mürrisch: „wir sind zu verdrießlich, träg und schwer beweglich und können darum mit Dienste dir nicht zu Willen sein; geh' aber zu dem Lichte, das ist quick und flink und eilig und deiner Natur näher zugewandt.“ Er ging also zum Lichte und fragte, ob es ihm in Liebe zugetan und in aller Treue ihm gewärtig zu sein sich entschließen könne. Das Licht im Vorübereilen rief ihm nach: es sei allzusehr pressiert, habe vor Eile nimmer Weile, sei überdem auch schon versagt [an Newton vergeben]; er solle sich aber an die Blumen wenden, dort habe es in den Farben Wohnung gemacht und stehe zu Befehl. Er wendete sich also zu den Blumen und wiederholte gar einschmeichelnd seine Frage. Die Blumen aber sagten „wir sehen dich wohl mit Augen und verstehen deine Winke, aber wir hören dich nicht, und auch du kannst dich nicht recht in unsere Rede finden; wir können dir daher nicht in rechter Treue dienstbar sein; geh' aber zu unsern Nachbarn in's Tierreich hin, die werden dir besser Red' und Antwort geben.“ Also richtete er sein Wort an das, was da kreucht und fleucht auf Erden, oder auch auf vier Füßen geht, und wie er wieder sein Fragezeichen vorgekehrt, da erwiderte der Intermaxillarknochen des Esels in ihrer aller Namen: „nimm mich und was sonst als Kinnbacken mit mir zusammenhängt und gehe mit mir unter die Philister und erobere dir dort ein Reich.“ Und er ließ sich die Rede nicht zweimal sagen, nahm den

Knochen mit Zubehör, ging zu ihnen hinab und gab ihnen das bekannte Festrätsel auf: „Speise ging aus vom Fresser, und Süßigkeit kam vom Starken.“ Er [Goethe] selber war des Rätsels Lösung; aber die Männer von Ascalon wußten nichts von ihm, sie hatten überdem auch ihre Bibel rein vergessen. Da fuhr er unter sie und schlug ihrer tausend und sang dazu: „mit dem Kinnbacken des Esels, mit dem Intermaxillarknochen der jungen Eselin habe ich sie gezüchtigt und tausend der Ihrigen geschlagen.“ Die „Erhebung des Kinnbackens“ heißt fortan der Ort, und eine Quelle frischen Wassers bezeichnet die Stätte der Xenien Schlacht.

IV. Teil: >Morgenblatt<, Ausgabe Nr. 81

Daß er [Wolfgang Goethe] so gar sehr grob gewesen, hatte nun die Aufmerksamkeit des Völkchens auf ihn hingelenkt; beide betrachteten sich gegenseitig: Völkchen, wie gefalle ich dir? Völkchen, wie gefällst du mir? Das Gefallen war gegenseitig nicht übergroß. Zwar war unverkennbar, seit er unter den Töchtern des Landes gefreit [Christiane Vulpius], hatte er sehr an Popularität in der flachen Landschaft zugenommen. Die Umwohner hatten den gesegneten Zuwachs seines Hauses gar wohl gewahrt; die Kränklichkeit der Rachelskinder [die Kinder der adeligen Frauen: Ludwig Tieck, Sohn der Henriette Alexandrine von Roussillon [Urania], und August Klingemann, Sohn der Charlotte von Stein] und ihr [angebliches] Verschwinden [die beiden Goethesöhne wurden bürgerlichen Ehepaaren „untergeschoben“] war ihnen gar nicht leid gewesen, dafür hatte sie das Gedeihen der Leassöhne und -töchter hoch erfreut. Das große Schnepfenthal, das die Illuminaten des Lehrbriefes gegründet [Goethe war Mitglied des Illuminaten - Ordens, ja sogar ein „illuminatus dirigens“], hatten ihren vollkommenen Beifall, das Treiben der Kunstfreunde schien ihnen höchst ersprießlich, die aufgeblasenen Komödianten, die als Prediger ausgingen in alle Welt, erfreuten sich ihrer höchsten Gunst. Aber das alles wollte doch nicht ganz erklecken, um ihren heimlichen Verdacht völlig zu beschwichtigen. Er [Goethe] hatte sich öffentlich verlauten lassen, daß er den Tabak nicht leiden könne, und dabei war ihnen Lichtenbergs Ausspruch: daß nie ein Genie geraucht [habe], heiß auf die Seele gefallen [Spitze von Sepp Görres: weil Goethe ein erklärter Nichtraucher war, hielten ihn viele Gelehrte für ein Genie, dabei gab es damals wie heute Millionen Nichtraucher]. Die Judenschaft hatte sich höchlich dadurch verletzt gefunden, daß er dem Tabak auch den Knoblauch beigefügt. Die Judenschaft war aber keineswegs zu vernachlässigen; denn sie galt damals viel auf den Ministerien und bei allen höhern Dicasterialen, der eingerissenen schlechten Finanzen wegen; auch hatte sie angefangen, in die Milch und Honig träufelnden Landschaften einzuwandern. Die Schwester des Knoblauchs, die Schalotte [Görres meinte damit höchstwahrscheinlich Charlotte von Stein], die bekanntlich von Ascalon im Philisterlande ihren Namen hergenommen, bildete den Leitton von den Knoblauchsfreunden zu den Tabaksfreunden, und beide verbündeten sich in gleicher Entrüstung. Aber der Zorn beider besänftigte sich durch den dritten Abscheu, den er kund gegeben, den vor dem Kreuze, dem fatalen Marterholze nämlich, denn Nacken und Knie waren ihm über dem vielen Tragen steif geworden, so daß Neigen und Bücken ihm beschwerlich fiel, und die Stellung des Titanen, der aufgeworfenen Hauptes den Blitz empfängt, ihn natürlicher bedünkte. Er [Goethe] hatte sich daher auf dem alten Götterolympus eingepfarrt, sich ein eigenes Naturevangelium [Illuminaten - Philosophie gleich antike Naturphilosophie] zusammengedacht, einen Weltgeist als Vorstand über seine Entelechie und die der anderen gesetzt, und wenn er nun, seinen Idealen nachgehend, am Wege einem Kreuz begegnete, dann beugte [bog] er aus mit Scheu, und die Verdrießlichkeit hatte er sich denn einmal verlauten lassen. Es traf sich aber, daß auch gleichzeitig die in den Niederlanden unter sich in gleich erhabener Borniertheit eins geworden, das Christentum abzuschaffen. Der Geringste unter ihnen war sich bewußt, daß er zeugend gezeugt selbsteigener Sohn des einwohnenden Vaters sei; am Geiste war auch kein Mangel, also war alle andere Trinität überflüssig, und sie hatten dafür eine Art von Allah eingeführt, weil die Huries ihnen nicht übel gefielen, und die Schicksalstragödien sie ohnehin schon an den Fatalismus gewöhnt [hatten]. Als sie darum [daher] die Verwünschungen des Kreuzes vernahmen, waren sie recht im innersten Herzen erfreut; auch die Judenschaft war es eine gute Erquickung, als die Gänse so recht spöttisch zum

verhaßten Zeichen aufgesehen; aller Harm und Kummer war nun vergessen, alle Schmerzen vom Kinnbacken her wurden verbissen, die verdächtigen Zeichen wurden gütig übersehen und die Herzen begannen dem fremden Manne sich zuzuneigen.

Es war aber damals gerade kaiserlose Zeit im Lande. Die Einwohner hatten ihren Kaiser so knapp und schmal gehalten, daß der zuletzt unwirsch [ge-] worden und ihnen gesagt, sie möchten sich nach Gefallen einen anderen Kaiser suchen, er seinerseits habe nicht länger Lust, als ihr Schirmvogt und Mehrer ihnen vorzustehen. Sie hatten anfangs diese Sache sich sehr zu Herzen genommen, als aber bald ein anderer Liebhaber [Kaiser Napoleon] zu dem Amte sich gemeldet, war ihnen die Sorge wieder aus dem Sinn gekommen, und sie wurden mit aufrichtigem Enthusiasmus dem neuen Schirmherrn zugetan. Der war aber vom fröscheessenden Storchgeschlecht, und hauste und schnabulierte wie der Oger so unmenschlich unter seinen pflegebefohlenen Schützlingen, daß sie ganz bestürzt seiner bald müde wurden und sich nach einem andern Gebieter umtaten. Da fiel ihnen der Inhaber des Intermaxillarknochen [Goethe] in die Augen; er war ein gar stattlicher Mann, und wenn sie sich an seine Seite stellten, überragte er, gleich dem Sohne des Eis, der auch die Eselinnen des Vaters zu suchen gegangen und darüber eine Krone gefunden, alle Männer im Philisterlande und in Israel um eine volle Kopfeslänge. Für ihr Leben gern hätten sie zwar den schwarzen Pudel in seiner Nähe gesehen, und etwas von einem Pferdefuß wäre sehr nach ihrem Geschmack gewesen; denn der Brenz, zu dem sie jetzt in Frankreich sich das ausschließliche Patent erstanden, war damals in der Kontinentalperre das beliebte Getränk; aber da er einmal damit nicht dienen konnte, redeten sie sich auch diese Grille wieder aus. Sie wußten schon, daß er kein Händelmacher sei, für die Thronfolge hatte er auch reichlich vorgesorgt, und so wurden sie denn endlich Rats, sich zum Ehrenkaiser ihn [Goethe] zu wählen. Sie bauten ihm also einen Thron, kleideten ihn in den Mantel, der gleich dem im Märchen der Eselshaut immer in der Farbe der Zeit schillerte, gossen das Ölkrüglein über seinem Haupte aus, und Crethi und Plethi kam, um ihm zu huldigen. Und der „König der Ehren“ saß auf seinem Stuhle, und wußte allerdings den Scepter wohl zu führen. Zwar schien er aus seinen neuen Untertanen sich nicht allzuviel zu machen, und diese wollten auch kein rechtes Herz zu ihm fassen; denn er war nicht leutselig, und sie meinten darum, er sei hochmütig und überhebe sich der neuen Würde. Zwar ließen sie sich nicht viel von ihm befehlen oder auch nur einreden, und verwiesen ihn gleich, wenn er dazu Miene machte, nach alter Gewohnheit auf die Wahlkapitulationen und die goldene Bulle. Mit Römermonaten und Kammerzielen wurde er auch keineswegs überlaufen; sie hatten, jeder zwischen seinen vier Pfählen, die Territorialhoheit sich angeeignet, sohin auch die Reichsabgaben sich zugeteilt, und verspeisten sie nun auf Gelagen, die sie alljährlich ihm zu Ehren abgehalten. Sie umschlichen ihn und suchten ihm zum Zeitvertreib seine Schwächen abzusehen, und hatten sie einen Fund gemacht, dann [ver-] höhnten sie ihn und riefen: „Kahlkopf! Kahlkopf!“ Dann zürnte er wohl einmal auf und puffte mit der Kinnbacke unter sie, und sie wurden wieder ehrerbietig. Sah er dann wieder freundlich, dann kamen sie auf's Neue herzu und waren's nicht gewesen. Solcher Art war das Regiment, das sie mitsammen führten.

V. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 82

Nun höre man Wunder, was an einem schönen Nachmittage im Verlaufe desselben vorgefallen. Des Kaisers Majestät saßen unter der Krone auf ihrem Stuhle, um von den Regierungsgeschäften auszuruhen; und wie sie nun so halb müßig aus den Fenstern ihrer Residenz herausgesehen, da kam aus dem Urwalde eine gar wundersame Jungfrau [gemeint ist: Bettina Brentano] herangeschritten. Eine Decke von Gefieder ausländischer Vögel, in allen Farben brennend, war um ihre Lenden hergeschlagen; ihr Haupt wurde von einer Krone, aus gleicher Farbenpracht gewirkt, umfangen, Karmoisinschlangen waren in die schwarzen Haarflechten eingeflochten; mit aller Frische der Jugendschöne und allem Reize der Unschuld und höherer Geistigkeit, aber sonst mit wenig anderem angetan, war sie nur, gleich den armen Seelen im Fegefeuer, in ihre Flammen eingehüllt. Sie nahte wie beflügelt der Burg, und wurde auf ihr Begehrt zum hohen Inhaber derselben eingeführt. Des Kaisers Hoheit [gemeint ist der Kaiser der deutschen Dichter: Wolfgang Goethe] waren gnädiger Laune an diesem Tage, was die Ehre des unverhofften Besuchs ihr [Bettina]

verschafft, war die herablassende Anrede, mit der die Eintretende empfangen wurde; die aber stand, die Hände gegen ihn ausgestreckt, und wie die Sinne sie verlassen wollten, hatte er sie aufgefaßt und sie sich gegenüber auf den Sopha gesetzt. - „Sie haben wohl in der Zeitung gelesen, daß wir einen großen Verlust vor wenig Tagen erlitten haben durch den Tod der Herzogin Amalie?“, war die beruhigende Anrede, mit der er die Schweigende aufzurichten sich bemühte. „Ich lese keine Zeitung“, ist die Erwiderung, „nichts interessiert mich hier, denn nur Sie [Wolfgang Goethe] allein, und da bin ich viel zu ungeduldig, um in der Zeitung zu blättern.“ - „Sie sind ein freundliches Kind.“ Lange Pause. Das Waldmädchen sieht sich geängstet, sie kann nicht so wohl erzogen auf weichen Pfüßen sitzen und ein geneigt Gehör erbitten, rasch springt sie daher auf, fällt dem Landesvater ohne Umstände um den Hals und entschlüft, ermüdet von der Aufregung und den Nachtwachen der Reise, an seiner Brust. Man denke sich die Verlegenheit: Sechzig Jahre waren am väterlichen Haupte vorübergegangen, aber sie hatten noch nicht Mittenwinter darauf zurückgelassen; die Etikette war zwar grob verletzt, sollte er aber den Hofmarschall dessen noch obendrein zum Zeugen machen? Der seltene Paradiesvogel hatte sich dem olympischen Zeus [gemeint ist: Goethe] vertraulich in die Arme gelegt; mochte der Adler noch so grimmig sehen [schauen], ablehnen ließ sich die Zudringlichkeit nicht; mit Unglimpf sie abzuweisen, wäre aber barbarisch gewesen. Also ließ der Göttervater sich das Abenteuer gefallen und trug huldvoll den fremden Vogel wenige Minuten, bis er erwachte, worauf er dann wieder zu Wald geflogen und weiter in die Welt auf und davon.

Doch nein! Weit wohl, aber nicht allzuweit. Der Geist führt das wandernde Kind an der Hand einsame Straßen, setzt es wieder an Wassers Rand [gemeint ist: Weimar] und ruht da mit ihm aus; dann geleitet er es auf hohe Berge [gemeint ist: die Wartburg], und so allmählich in die Runde herum, bis wieder nahe zum alten Fleck. Durch der Mutter Herz führt der kürzeste Weg zum Sohn, dort zu den Füßen der Frau Rätin Goethe auf der Schawelle werden also die ersten Laute intoniert; an ihr wird das Maß genommen, viel Mutwille wird getrieben, kostbare Gefäße, die einmal in der kurfürstlich kölnischen Silberkammer gewesen, werden meisterlich beschrieben, von der Frau Rat aber klüglich in's himmlische Reich gewiesen; tragische Vorfälle der Zeit [gemeint ist: Elisabeth Textors uneheliche Schwangerschaft durch Kaiser Karl VII.] werden mit gleicher Meisterschaft besprochen und beschrieben, mitunter Landschaften mit nicht minder großer Kunst. Zwischendurch wird dann mit lustigem Humor einige Liebesnot geklagt und mit einigen kühlen Umschlägen mit Behilflichkeit temperiert. Da schreibt sie einmal: „liebe, liebe Tochter! Nenn' mich für alle Tage, für alle Zukunft mit dem einen Namen, der mein Glück umfaßt; mein Sohn sei Dein Freund, Dein Bruder, der Dich gewiß liebt u.s.w.“ Das wird Schlüssel nun und Creditiv: „nun wend' ich mich wie die Sonnenblume nach meinem Gott, und kann ihm mit dem von seinen Strahlen glühenden Angesicht beweisen, daß er mich durchdringt.“ Damit ist der Briefwechsel zwischen der Kazickentochter [Bettina Brentano] und dem Oberhaupt der Christenheit und dem Schirmvogt der Kirche [Goethe] eingeleitet [Spitze von Sepp Görres auf Wolfgang Goethe, der zu A. W. Schlegel gesagt hatte, daß ihm das Heidentum zu fest in den Gliedern stecken würde. Auch gegen Charlotte von Stein äußerte sich Goethe einmal, daß er ein dezidierter Nichtchrist sei]. Die Antwort ist, wie dann sie zur Verführerin gesprochen: „Solcher Früchte, reif und süß, würde man gern an jedem Tag genießen, den man zu den schönsten zu zählen berechtigt sein dürfte“; steiflich noch, wie man sieht, Rocaille - Umredung des noch kürzern, aber plebejischen: „schmeckt nach mehr!“ wird indessen gut aufgenommen; ein Spaß mit Gall und [Ludwig] Tieck zieht wie eine Maskerade quer hindurch; eine kleine, fünftägige Liebschaft macht Aufsehen, die überraschende Wendung mehrt die Vertraulichkeit; das Du findet sich von selbst hinzu; die Wege sind nun angeebnet, Steifleinen ist ausgezogen, und ein behagliches Gewand wird angelegt.

VI. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 83
Muß in ihrem Zauberkreise
Leben nun auf ihre Weise!
Goethe

Zwar kommen noch einigemal kleine Rückfälle; dann schreibt er durch die Hand seines Erzkanzlers [gemeint ist: Riemer] etwa: „Sie haben, liebe, kleine Freundin, die sehr grandiose Manier, uns Ihre Gaben recht in Masse zu spenden. - Sie sehen also, meine Beste - „, u.s.w. Eigenhändige Nachschrift will zwar die fremde Vorschrift entschuldigen, aber die Ahndung folgt auf dem Fuße: „Goethe, erlaub, daß ich so frei bin, Dir einen Verweis zu geben für diesen Brief; fasse alles kurz ab, was Du verlangst, und schreib's mit eigener Hand; ich weiß nicht, warum Du einen Sekretär [Riemer] anstellst, um das Überflüssige zu melden; ich kann's nicht vertragen, es beleidigt mich, macht mich krank. Im Anfang glaubte ich, der Brief sei gar nicht an mich; nun trage ich doch gern solch einen Brief auf dem Herzen, so lange bis der neue kommt - wie kann ich aber mit einer solchen fremden Sekretärshand verfahren? Nein, diesmal habe ich Dich in meinem Zorn verdammt, daß Du gleich mit dem Sekretär in die alte Schublade eingeklemmt wurdest, und der Mutter habe ich gar nicht gesagt, daß Du geschrieben hättest, ich hätte mich geschämt, wenn ich ihr diesen Perrückenstil hätte vortragen müssen. Adieu, schreibe mir das Einzige, was Du mir zu sagen hast, und nicht mehr.“ Es folgt eine schmallende Pause von sechs Wochen; dann ein Brief mit etwas Refraichissements, und auf ihn in der Erwiderung „Wenn Deine schöne Mäßigung plötzlich zum Teufel ging und Du bleibst ohne Kunst und ohne feines Taktgefühl, so ganz wie Dich Gott geschaffen hat, in Deinem Herzen, ich würde mich nicht vor Dir fürchten, wie jetzt, wenn ein so kühler Brief ankommt, wo ich mich besinnen muß, was ich denn getan habe.“ Darauf wird er wieder artig, kleine Recidive kehren wohl versuchsweise zurück, werden aber gleichfalls abgewiesen; so hat sie endlich aufgeräumt und es ist klares Wasser zwischen beiden.

Nun aber hebt sich ein wundersames Spiel. Goldbeschut, die Castagnetten zwischen den Fingern schüttelnd, beginnt sie den Zaubertanz, auf und nieder, von der Rechten zur Linken, dann wieder behende sich um ihn im Kreise drehend; überall, wo ihr Fuß hingetreten, bleiben die Lichtspuren von ihm zurück, und wie sie die hingleitend in strahlenden Lichtfäden ausgezogen und dort die gesponnenen in rechter Ordnung auseinanderlegt, dann querüberschießend mit andern Fäden sie durchwebt und die Maschen in künstlichen Knoten zusammenknüpft, hat sie in kürzester Frist mit leuchtendem Netze ihn unwoben, und er muß sich ihr gefangen geben. Um den Hochgeehrten hat sie dann einen Garten angepflanzt; was der Orient, was der Occident von Blumenschätzen hervorgetrieben, es muß alles um den gefeierten Geliebten sich vereinigen; alle Blüten müssen ihm als ihre Sonne sich entgegenwenden, und wenn sie allnächtlich ihre Kelche mit Tau und Wohlgeruch erfüllt, sie am Morgen über sein Haupt ausgießen. Wo ihr Stab die Erde berührt, sind Springwasser aus ihr hervorgequollen; hoch und schlank wie Palmen steigen ihre Strahlen zur Höhe auf und entfalten gleich ihnen die Blätterschirme; künstlich hat sie die zu einem Laubdach über ihm verwoben, und wie die grünen Bäume in ihrem Farbenschmucke stehen, so erblühen die ihm in bunten Farbenbogen, die die Sonne in sie malt, und beregnen ihn mit ihren glühenden Tropfen, wie die andern mit ihren fallenden Blumenblättern. Weiße Hirsche, Rehe mit Goldgehörn hat sie im Garten losgelassen, bunte Vögel hat sie durch weiche Nester in die Zweige hineingelockt, schwirrende Kolibris müssen am Morgen jede schlafende Blume wecken, daß sie sich auf tut und sich in ihre schönste Farbe kleidet. Ihre Geister hat sie ausgesendet, und die sind wie Bienenschwärme ausgeflogen und haben den Honig der ganzen Pflanzenwelt ihm zugetragen; zu den Füßen seines Sitzes haben sie einer nach dem andern ihre Beute ausgegossen, daß ein Quell der Süße und Lieblichkeit, von da ausgehend, durch den ganzen Garten sich ergießt, während der Weinstock, den sie ihm zur andern Seite hingepflanzt, aus überreifer Beere im sonnegegohrnen Weine fließt. Die Lüfte hat sie dann herbeibeschworen, die müssen die goldnen Fäden des Lichtnetzes, mit dem sie ihn unwoben, schwingend anregen, daß sie in Ton erklingen, und die Töne den Elfenreigen vor ihm tanzen, bis er sagt: es ist genug! Alle ihre Träume müssen durch die elfenbeinere Pforte zu ihm herüberschweben und Botschaft von der Herrin ihm zutragen; große Gesichte führt sie vor ihm herauf, nun vom mächtigen heimatlichen Strome, dessen reizende Landschaften, wie im Kristall gespiegelt, alle an ihm vorübergehen, nun wieder von der Isar und der Donau. Dann wendet sie ihr beschwörend Wort den Lebenden entgegen: keiner vermag dem Banne zu widerstreben; sie müssen alle miteinander auf ihren Ruf erscheinen, und wie sie leben und sind, sich seinem forschenden

Blicke zeigen und seiner Frage Antwort geben. Darauf führt sie ihn im Geiste auf die hohe Tonne des Kofels, auf die Abhänge des Berges Ischel und in die Klüfte des Brenners, wo der Inn in Blut gerötet geht und die Flammen brennender Dörfer durch die Waldnacht leuchten; eine kriegerische Bellona, entfaltet sie vor ihm die Banner der Freiheit und Unabhängigkeit, und wie die Tyroler das Klagelied anstimmen: „der Kommandant der Heldenschar, auf hoher Alp gefangen gar, findet viele Tränen in unsern Herzen“, und wie der Gefangene den Tod gefunden, da senkt sie die Banner wieder auf sein Grab und spricht zürnend das große, hohe Wort, den Leidtragenden zugewendet: „Und der Kaiser, konnte der nicht sagen, gib mir meinen Tyrolerhelden, so geb ich dir meine Tochter? So hätte die Geschichte groß genannt, was jetzt sie klein nennen muß!“

VII. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 84

Wie hat aber in diesem allem er [Wolfgang Goethe] gestanden? Wie hat der Dichter sich gehalten? Man muß zur Steuer der Wahrheit sagen, vollkommen nobel, würdig, mit Zartheit in der schönen Mitte festgehalten. Die Aufgabe war wohl darnach, einen, der minder war denn er, in nicht geringe Verlegenheit zu setzen. Auf der einen Seite der Reiz der Lockung und das grüne Leben, das ja der Dichter vor anderen zu vertreten berufen ist; auf der andern das Lächerliche, das mit gehobenem Finger und spöttischem Blick hinüberdrohte; dazwischen war der schmale Pfad durch keine Überlegung zu ermitteln, nur in sich gesicherter Instinkt konnte auf die rechte Straße führen. An gutem Instinkte aber hat es seinem Naturelle nie gefehlt, und wie er erst ihm sich anvertraut, konnte er in seinem Benehmen nicht irre gehen. Er hatte ihn gleich in's Edelschöne zurückgewiesen; ein Gebiet, in dem er immer vollkommen Bescheid gewußt, und in dem er daher sich schnell zurechtgefunden und die schickliche Haltung bald gewonnen [hatte]. Wie daher erst das Eis gebrochen war, mit dem er in alter Gewohnheit gegen Sturm und Überraschung sich gepanzert, floß er klar und hell und krystallen hin, und gab nun allen den Bildern, die sie in ihn hineingezaubert, in seinem Spiegel die rechte Fassung. In seinem tiefsten Grunde quoll verborgen ein Brunnen süßen, milden, lautern Öles auf; wollte die Oberfläche sich kraus ziehen und machten die Wellen Miene, sich hohl über ihr zu brechen, dann ging der Brunnen stärker über, die quellende Milde stieg in ihrer Leichtigkeit zur Höhe hinauf, breitete sich gemach aus über die wogende Flut, die steigenden Wellen ließen sich gesänftigt zurückdrängen in die Vertiefungen; die Fläche fand sich bald geebnet und der Spiegel wieder hergestellt. Gingen in ihr [in Bettina] die Geister höher und wollten die Ufer überbrausen, dann führte er mit flacher Hand die Wellenlinie an ihr hinunter, und unter dem kalmirenden Striche besänftigten sich die Wirrgewordenen; Ebenmaß kehrte in alle Lineamente zurück, und sie wurde wieder hellsehend wie zuvor. Wollte das allzusehr bewegte Herz die Mensur verlieren, dann hielt er einen Finger ihm entgegen; ein Funke schlug herüber und der Schlag war wieder geregelt, wie er sollte. Er sagt in seinen Briefen zwar wenig anderes als „affer“! und immer „affer“! aber er weiß es immer neu zu wenden, und indem er es mit vielfachen Beziehungen, bedeutungsvollen Winken und liebreichen Reden durchflieht, versteht er dem Bedürfnisse des Augenblicks jedesmal zu genügen, daß die Empfindung immer neuen Schwung erhält und die Flamme, in Sandelholz gezündet, wieder hell aufleuchtet, ohne je aufzulodern oder in Darbung auszugehen. So gewinnt unter seiner kunstreichen Hand, indem das ungestüm Vordrängende sich temperiert, jedes sein rechtes Maß; er selber aber fühlt wohlthätig von der Wärme sich berührt und durch sie wieder zum Fluß gebracht, von innerer Herbigkeit und Spröde [Sprödigkeit] sich befreit. Dem allem zum Zeugnisse stehen die mancherlei Sonette da, die aus diesem Verhältnis aufgeblüht; was sie [Bettina] in der Begeisterung in ihren Briefen hingegossen, das hat er [Goethe] in lindem Druck des Fingers mit geschmeidiger Form [in Sonetten] umschrieben, und so ist es zum tadellosten Gedicht geworden, das wie eine lebendige Blume im Dichtergarten blüht.

Aber wie denn nun? Ist das Kind, das er im Arm getragen, etwa das gewesen, das ihm zum Voraus verkündigt worden? Es will beinahe den Anschein gewinnen, als sei es so gewesen, läßt man sich von ihm in die Kinderjahre führen und hört man die Märchen, die es aus diesen Tagen zu erzählen weiß. Damals ist auch ein Spruch an's Kind [Bettina] gekommen, der den andern [Spruch] ergänzen sollte, und ein Rätsel war ihm [dem Kinde

Bettina] aufgegeben, das das andere lösend, in ihm wieder Lösung zu finden gestellt gewesen. Als damals das Kind seine Naturmystik getrieben und den Löwenmäulchen die kleinen Rachen aufgesperrt, da haben sie den Spruch leise ihm zu geflüstert; im Thlaspi, dem Hirtentäschchen, war er, zierlich geschrieben, wohl aufbewahrt, die kleinen Vögel im Neste haben ihn [den Spruch] ihm zugezwitschert, und die Nachtigall hat ihn dem Horchenden geschlagen; dort wandelnd auf dem Turme, haben die Luftgeister ihn in Windeswehen eingezeichnet, und mit behendem Fuß hat die Nachtwandlerin ihn nachgeschrieben; die Salamander haben ihn mit Feuerzungen dort am Brunnen zugezischelt, und das Wasser hat ihn wie im Echo zurückgegeben, und selbst das Eis hat im Vorbeirauschen ihn eilig zugerufen, als sie dort in der Wanne sich im Main gewiegt. Alle diese Stimmen haben zum Orakelbaum sie [Bettine] hingewiesen, und ihnen folgend, hat sie in Zeiten schon seinen Wurzeln [Goethes Vorfahren] nachgegraben, um in ihnen sein Gewächs [Goethes Persönlichkeit] aus dem Grunde [von Grund auf] zu erkennen. Darum hat sie [Bettina] zu den Füßen der Mutter so manchen Tag gesessen, und ihr alles abgehört, was den Unbekannten [Wolfgang Goethe] ihr kenntlich zu machen dienen sollte. Und wie ganz anders lernt man aus dem, was sie uns über ihn aufbewahrt, seine innerste Natur erkennen, als in den Worten, in denen er selbst in >Dichtung und Wahrheit< sie ausgelegt! Da sind die Draperien alle zierlich in Falten gelegt, alles störende Licht ist durch künstliche Blendung abgehalten, das Bübchen muß malerische Haltung haben, und ein kleiner, leuchtender Punkt glimmt schon an der Stelle, die künftig der Stern bedeckt. Hier aber alles klare, frische Jugend, wie sie eben aus dem Steine quillt: kühl, vom Naturgeiste noch durchweht, und darum ohne alle Abgestandenheit erfrischend. Und wie geschickt hat die kluge Späherin die Springwurzel, deren sie sich dadurch bemeistert, zu handhaben verstanden, um diesen verschlossenen Charakter schnell aufzuschließen; wie hat sie ihn in allem Verkehr, den er mit ihr gepflogen, in diese Ursprünglichkeit zurückzusetzen gewußt, daß er sich gegeben, wie ihn Gott gemacht [als Adam] in all seiner Lieblichkeit, und nicht, wie er sich selbst künstlich zugestümpert. Diese Natürlichkeit ist der vornehmste Liebreiz in diesem Verhältnisse gewesen, wo er [Goethe], einem Adler gleich die Schwingen regend, wie Waldhorn - Tonwagen über Land und Leute [sich er-] gießt, sie [Bettina] aber gleich der Nachtigall ihn mit ihren Schlägen umwirbelt, und die Töne nun in zierlich gewundenen Spiralen sich durcheinanderwinden, bis sie, immer steigend, oben in einem Hauch vergehen.

So weit paßte alles gut auf jene Voraussetzung [auf das Orakel]; aber Hauptumstände wollten sich in keiner Weise fügen. Die Götter pflegen die drei dramatischen Einheiten gar sehr zu respektieren, und was sie für einander bestimmt, wissen sie mit großer Geschicklichkeit in Zeit und Ort und Handlung zusammenzuführen. Hier aber war offenbar ein Verstoß geschehen: entweder hatte sich das Kind verspätet, oder die drängende Zeit hatte allzusehr geeilt, und als der Schnellwagen abgegangen, da waren die Generationen mit einander verwechselt worden; statt der Tochter war die Mutter eingestiegen und mithin vor der Zeit angelangt, und wie die Tochter nun am nächsten Posttag nachgeilt, fand sich, daß sie zu spät gekommen [war]. Der Dichter seinerseits aber war dort zu spät, hier zu früh eingetroffen. Eine ganze Generation hatte sich also zwischen beide einzudrängen Zeit gefunden, und über diese Kluft mag nur der Teufel eine Brücke bauen. Darüber war auch der Dichter stutzig worden; oft hatte er sein Horoskop und ihr Horoskop vergleichend geprüft, immer auf's Neue die Ziffern durchgerechnet, ob etwa ein Verstoß sich entdecken lasse: alles hatte unnütz sich bewiesen, die Zahlen wollten nicht zusammentreffen. Um der Sache auf den Grund zu kommen, hat er dem Kinde das [folgende] Rätsel aufgegeben:

Zwei Worte sind es, kurz, bequem zu sagen,
Die wir so oft mit holder Freude nennen.
Doch keineswegs die Wesen deutlich kennen,
Wovon sie eigentlich den Stempel tragen.
Es tut gar wohl, an schön beschlossenen Tagen
Eins am andern kecklich zu verbrennen,
Und kann man sie vereint zusammen nennen,

*So drückt man aus ein seliges Behagen.
Nun aber such' ich ihnen zu gefallen,
Und bitte, mit sich selbst mich zu beglücken;
Ich hoffe still, doch hoff' ich's zu erlangen:
Als Namen der Geliebten sie zu lallen,
In einem Bild sie beide zu erblicken,
In einem Wesen beide zu umfassen.*

VIII. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 85
*Unwiderruflich dorrt die Blüte,
Unwiderruflich wächst das Kind;
Abgründe liegen im Gemüte,
Die tiefer als die Hölle sind.*
Platen

Das Kind [Bettina] riet und riet wieder hin und her; waren's die beiden Naturen? Die beiden Frauen? Es war nicht auszuratet, bis später am Tage, als die Todesbotschaft [von Goethes Tod] angelangt, wo es dann wieder zu spät gewesen. Das Nichtgelingen hatte den Dichter noch sorglicher denn zuvor gemacht. Wir wissen schon, mit der anbefohlenen Abstinenz war's nicht gelungen, über dem verdrießlichen Zuwarten [Warten] waren ihm Zeit und Weile lang geworden, und er hatte sich verplempert. Draußen galt bei ihm die Zweifelderwirtschaft, im Hause führten die zwei Frauen ein doppelt Regiment, die eine [Christiane Vulpius] über, die andere [Henriette Alexandrine von Roussillon, alias Urania] unter der Erde, und es ging, wie überall, wo's zweiherrisch ist, bunt genug schon durcheinander. Sollte er nun gar die Dritte [Bettina] einführen, welcher Gott und welcher Heros hätte dem Bequemen [Goethe] dann den Hausfrieden auch nur eine Stunde zu wahren vermocht? Also wurde der Herr bedenklich und immer bedenklicher, und steckte zuletzt auch das Kind [Bettine], das doch sonst eine gute Natur hatte, mit seiner Bedenklichkeit an.

Da kam ein Jüngling [Achim von Arnim, Bettinas späterer Ehemann] über die Berge dahergeschritten, blühend in schöner Jugendfülle, er auch wohlgetan und edel in der Seele, in Gestalt und Haltung frisch und wacker und fröhlich in all seinem Tun. Der geistigen Gaben viele waren auf sein Haupt gelegt; aus gutem Metall ergossen und erhauen war das Bild, und mit Anmut umflossen sein ganzes Wesen. Auch ihm war die Gabe des Gesanges [des Dichtens] in den Mund gegeben, und Scherze umblühten ihn, wohin er den Schritt gelenkt. Mochte er nun, einem Schwane gleich, mit schön gebogenem Halse langsam über den Wasserspiegel gleiten, von Gesangeswellen umspielt und eine leuchtende Furche hinter sich ziehend, oder auch wie der Delphin sich auf diesen Wogen wiegend schaukeln; mochte er als Edelfalke leuchtenden Auges durch die Lüfte schießen und der Beute seines Witzes harren; mochte er mit den Flammen der Begeisterung spielen und sich ergötzen, wie sie ihm gleich jungen Löwen die Hände mit den Feuerzungen leckten: überall war er gleich zierlich, anmutig und adelig, und dabei wie mild, so zuverlässig in fester Treue. Die Erscheinung ging nicht unbemerkt vorüber, auch das Kind [Bettina] begann im Horoskop zu ziffern und zu berechnen, und seltsam! Hier wollte alles zusammentreffen und ineinanderklingen, Morgenlicht und schlummererwachte Blume, Abendlicht und in Schlaftrunkenheit sich schließende [Blume?]. Was sich reimte, einte sich auch bald zusammen, so hatten, wie es scheint, die Götter es gemeint; Poesia [gemeint ist: Urania], die Erstherübergekommene, war für den älteren Dichter [Goethe] die Rechte, dem jüngeren [Achim von Arnim] gehörte die Zweitgekommene an, und jener [Goethe] mußte absteigen. Und darin vor allem hat er seine verständige Klugheit und das schöne Ebenmaß seiner Natur bewährt, daß er, als nun die Wahlverwandtschaften am Gesichtskreis aufgegangen, zur rechten Zeit abgebrochen und nicht etwa den Silberfaden bis zu den Schlacken aufgesponnen. Im Himmel freit man nicht und läßt sich nicht freien; die Genialen könnten es eben also [ebenso] halten, tun sie aber gleich den andern Menschenkindern, dann müssen sie sich auch den Gesetzen fügen, in denen diese das im Durchschnitt Beste, Schicklichste, Mindestmachteilige ausgefunden und festgestellt.

So ist es um Ursprung und Grund dieses Buches [Bettinas Buch >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde<] bestellt, dem, wie kaum zu zweifeln, eine sehr in Zwiespalt geteilte Aufnahme [zuteil] werden wird. Schwerlich wird es [Bettinas Buch] schimpflichem Loben, wie rohem Zertreten und schmutzigem Betasten entgehen; wer mit nackter Seele also [gemeint ist: derartig] heraustritt in die Welt, in einer in der Schlammgrube langsam dahin rinnenden Zeit, wie die gegenwärtige, muß sich gefaßt machen auf's Märtyrertum für die Indiskretion, die er begangen. Es [das Zeitvolk] wird die dieser Liebesmystik noch abgehende Mortifikation [Modifikation] nachträglich ergänzen, und so genommen, sich ertragen lassen. Aber gegen diese Mystik selbst, als Gattung betrachtet, werden auch die Ernsten im Lande, obgleich Petrarca sie hoch zu Ehren gebracht, nicht geringes Bedenken zu Tage legen, weil sie zugleich zu tief und zu hoch sich stellend, kaum dem Vorwurfe der Unnatur sich entziehen mag. Zu tief wird ihr Standpunkt solcher Urteilsweise erscheinen müssen, weil sie, zwar in löblichem Streben überall auf die Einheit dringend, doch nicht bis zur rechten und innersten vorgedrungen, sondern auf halbem Wege umkehrend, blos mit einem Scheinbilde derselben sich begnügt. Und weil nun der Schein, so urteilt diese strengere Ansicht weiter, nimmer entstehen kann für das Wahre und Rechte, so müsse die Einbildungskraft aufgeboten werden, um das Fehlende zuzulegen, und die, in ihrer Willigkeit gar leicht erbeten, drängt und treibt und begeistert immer tiefer in die Illusion, daß der Staub der Erde über sie hinausgewirbelt, als das Unvergängliche begrüßt wird, und in falscher Strahlenbrechung das [der] flüchtige Meteor als Standstern des Himmels erscheint. Daraus müsse dann jener auf den Höhen opfernde Götzendienst sich entwickeln, der, indem er auf ein, wenn auch noch so reich begabtes Haupt, alle die Namen und Ehren lege, die nur von E i n e m mit Wahrheit ausgesagt werden können, an diesem Raub ausübe, sich selber aber mit einem geschnitzten Bilde in seinen besten Gefühlen täusche und hintergehe, und überdem auf der andern Seite ähnliche noch schlimmere Täuschung hervorrufe. Daran knüpfe sich dann auch mit beinahe unabwendbarer Notwendigkeit jene hohle, leere, dem Christentum durchaus feindliche Naturbegeisterung [Illuminaten - Philosophie gleich stoische Naturphilosophie], die, statt die Natur zum Spiegel der Religion zu machen und sie dadurch, von höherer Weihe berührt, über sich selber zu erheben, umgekehrt die Religion zum Spiegel der Natur degradiert, diese dadurch in heidnischer Weise vergöttert, jene aber profanisiert und materialisiert, und sich nun befugt hält, mit dem wegwerfenden Dünkel über die Entwürdigte hinzufahren, wie wir davon die merkwürdigsten Proben uns haben gefallen lassen müssen. Da tauchen dann Lehren auf, gleich zweideutiger Art, wie die Stimmung, aus der sie hervorgegangen, z. B.: „Die Philosophie ist Symbol der Leidenschaft zwischen Gott und dem Menschen, die Liebe aber ist Metamorphose der Gottheit: Gott ist Mensch geworden im Geliebten. Dieselbe Liebe ist aber auch Stimme des Gewissens, was ihr nicht zusagt, ist Sünde, die nur durch ein Abwenden aus der Umarmung der idealischen Liebe geboren wird. Sie ist aber auch der Genius in dir: liebst du, dann nimmt er sinnliche Gestalt an, du liebst ihn dann in dem Geliebten, wie du mit ihm bist, wenn du allein weilst in der Einsamkeit. Selbstbeherrschung ist daher, wenn deinem Genius die Macht über deinen Geist gegeben ist, die der Liebende dem Geliebten einräumt; denn das ist die rechte Selbstbeherrschung, die sich durch ihn beherrschen läßt. Sei darum mit deinem Genius, so bist du auf dem geraden Wege zum Himmel; denn nur was eine Kluft bildet zwischen dir und ihm, ist Sünde; nichts aber ist Sünde, was nicht mit ihm entzweit, weil er die göttliche Freiheit ist in uns, und so kann denn auch nur er die verletzte Unschuld wieder herstellen. Er ist das innere Auge, und wenn wir wissen, daß alle äußern Augen dies eine innere Auge sind, so tun wir alles ihm zu lieb; denn unser Trieb, schön zu handeln, ist der Trieb, diesem Auge wohlgefällig zu erscheinen.“⁶⁸

IX. Teil: >Morgenblatt<, Ausgabe Nr. 86

Diese und ähnliche Lehren, wie sie das geistreiche Buch in Menge aufstellt, wenn in Beziehung auf die rechte Einheit und Mitte, die rechte Liebe und den wahren Genius

⁶⁸ Siehe dazu auch das Kapitel: >Goethes Farbenlehre oder das Unveränderlichste und Unantastbarste<.

genommen, unschuldig und wahr, werden jenem Ernste, wenn auf die falschen Reflexe zurückbezogen, notwendig, sehr verfänglich erscheinen müssen, und die Möglichkeit eines solchen zweifachen Bezugs ist eben durch die zweiherrische Stellung des ganzen Verhältnisses gegeben. Mit Lehren ähnlicher Art hat schon das alte klassische Griechenland einen Versuch in's Große hin gemacht; der Ausgang dieses Experimentes hätte für alle Zeit von Wiederholung desselben abschrecken sollen, wenn überhaupt die Erfahrung früherer Geschlechter den folgenden etwas gälte. Neben dieser Unbestimmtheit des Verhältnisses wird denn auch die Unsicherheit desselben jener ernsten Gesinnung ein großer Anstoß sein, und es möchte ihr verwegen erscheinen, am äußersten Rande menschlicher Beziehungen auf der schmalen, scharfen Kante, diesseits und jenseits welcher die nachbedeckten Abgründe der menschlichen Natur in unabsehbare Tiefen niedergehen, den Tanz, den jene mohrischen [afrikanischen] Frauen vor Kaiser Friedrich dem Zweiten aufgeführt, zu tanzen, und Gott mit solcher Kühnheit zu versuchen.

In solcher und ähnlicher Weise möchten manche ernsthafte Stimmen sich über das Buch vernehmen lassen; ihr Urteil, wenn auch nicht poetisch, wird doch bei Gleichgestimmten vielfachen Eingang finden, und mir selbst würde es schlecht anstehen, wollte ich im Wesentlichen mich nicht zu ihm bekennen. Inzwischen über geschehene, ganz abgeschlossene Dinge zu rechten, ist ein wenig fruchtendes Bemühen, und da das Abenteuer [Bettinas mit Goethe] ohne sichtlichen Nachteil abgelaufen [für Bettina ohne sichtlichen Nachteil für ihr späteres Leben ablief, was aber nicht besagt, daß es keine sichtlichen Folgen gehabt hätte, nämlich eine Schwangerschaft Bettinas], dürfen wir es schon von der heitern Seite fassen, und uns an der geistreichen Lebendigkeit erfreuen, mit der es bestanden worden. Es ist einmal nicht anders, wenn eine Zeit, nachdem sie lange auf getretenem Wege fortgewandert und fortgeholt, und unter ihrem Gehen, Reiten und Fahren die Straße sich abgenutzt und zum Teil grundlos geworden, auf den Gedanken kommt, sie sei beschwätzt, angeführt und überlistet worden, als sie geglaubt, die gerade Linie sei der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten; dann kann ihr nicht gewehrt werden, wenn sie eine krumme [Wegstrecke] sucht, die näher zum Ziel führt. Da werden denn tausend Pfade rechts und links getreten, alle Sümpfe durchwatet, alle Klippen erstiegen und alle Steine beschritten; sie wird es sich aber zuletzt doch wohl gefallen lassen, nach großer Mühsal wieder in die alte Straße einzulenken, wie die Philologen getan, die, nachdem sie von Moskau bis Lissabon viele tausend Manuskripte des neuen Testaments verglichen, zuletzt gefunden, daß es beim alten Texte sein Bewenden habe. Es kommt also, die natürliche Befugnis einmal eingeräumt, auf die Gesinnung an und den Geist, indem die Reise in partibus infidelium unternommen worden, und diese müssen wir an dieser kühnen Landfahrerin in alle Weise rühmend anerkennen. Manche Konvenienzen sind in der Ausführung ihres [Bettinens] Buches verletzt, einige Persönlichkeiten ohne Not versehrt, aber keine höhere Schicklichkeit irgend [wo] angetastet. In einer Zeit, wo cynische [zynische] Frechheit die Literatur zum Blocksberge gemacht, und der Bock am hellen Tage auf offenem Markte hält, und die Säue, in der die subalternen Teufel hineingefahren, ihn grunzend und laut schreiend umtanzen, hat sie mit aller Sorglosigkeit, Kühnheit und Ungebundenheit auf's Sorgsamste jede gute Zucht zu bewahren gewußt, so daß die tanzenden Galane von ihrem eigenen Unrate hineinlegen müssen in ihr Buch, wollen sie ihm ein Lager sich bereiten. Nichts kriecht in ihm [im Buch] Staub fressend und im Schlamme sich mästend; alles strebt im Fluge nach oben, in vollen Atemzügen die Lüfte trinkend. Alles, was sonst im Naturtriebe der Tiefe zueilt, wird zur Höhe hinaufgewendet, und dabei zeigt sich doch keine Spur sentimentaler Abgestandenheit; Fleisch und Blut, so viel [als] nötig ist, aber beides in schöner Linie zurückgehalten, und darum alles frisch und rund, und sprühend und lebendig, in Mitte dieser Lebendigkeit eine Natur wirksam, die sich gibt, wie sie ist, weil sie nichts Arges zu verbergen und zu bemänteln hat; dabei Scherz und Ernst, Witz und Verstand, Scharfsinn und Einbildungskraft im anmutigsten Wechsel spielend, und überhaupt der Gaben so viele ausgelegt, daß es langer Zeit bedürfte, jeder ihr Recht zu tun und sie nach der Gebühr zu preisen. Als das Kind einst wasserschöpfend zum Brunnen gegangen, hat die Fee an seinem Rand gesessen, und da es gutmütig die Dürstende aus seinem Krug getränkt, hat sie ihm zum Dank die Gabe verliehen, daß, wenn es den Mund öffne, eine Rose oder ein Edelstein niederfalle, und es hat von dieser Gabe

hier sattsamen Gebrauch gemacht.

So weit wäre nun alles gut, die Pfade wären geebnet und die Wege bequem gerichtet; aber damit ist's noch keineswegs abgetan; denn es nahen bedenkliche Zeiten; die Jahre, von denen Bengel und so viele andere geredet, und die Sterne stellen sich, als wollten sie sich zu Unglück weissagenden Aspekten anschicken. Kaiserliche Majestät in Weimar [Wolfgang Goethe] sind nämlich, wie bekannt, seither verstorben; ihr Hofgesinde haben sie nun geschickt aufgeblasen, in Taffet gekleidet, eine Lorbeerkrone ihr auf's Haupt gesetzt, sie auf die Parade hingelegt, einen gläsernen Sarg über sie hergestürzt und bis zum Hündchen Pfuff hinunter haben nun allesamt zum Einschlafen sich angeschickt, um nach hundert Jahren wieder mit ihr [der Majestät Goethe] zu erwachen, gleich jenen, die mit Dornröschen eingnickt, um dann mit der wiedergekehrten von Ewigkeit zu Ewigkeit zu herrschen.

X. Teil: >Morgenblatt<, Nr. 87
(Beschluß)

Bis dahin ist wieder harte, furchtbare, kaiserlose Zeit hienieden, und es muß für die Bestellung eines Reichsvikariats Sorge getragen werden. Da sollte sich denn das Kind [Bettina], das unterdessen zu seinen Jahren gekommen, dabei, wie das Buch besagt, hinlängliche Geistesgaben besitzt, das Regiment gut zu handhaben versteht, überdem auch für zahlreiche, gute, legitime und tüchtige Nachkommenschaft Vorsehung getan, von selber den Wahlherren als Regentin des Zwischenreiches bieten. Sie scheint auch ihre Ansprüche zu kennen und hat Tutti Frutti [den Fürsten von Pückler?] zu ihrem Minister bestellt, um derselben wahrzunehmen, und der hat die Sache gründlich angefangen und ist in die andere Welt hinübergegangen, wo sie die Beine auf die Tische legen, und wird ihr von dort aus eine schöne Herde von Sonnenrindern zur Huldigung vortreiben. Aber wie's in unsern unruhigen Zeiten zu gehen pflegt, ruhiger Besitzstand scheint auch ihr nicht vergönnt, denn es hat sich ein Prätendent gefunden: die Generalstaaten haben den [Ludwig] Tieck genommen und ihn feierlich zum Statthalter ausgerufen, eine Maßregel, die die Diplomatie [Diplomatie] und den Staatsbewind in die höchste Beunruhigung versetzt und mancherlei Ausgleichungsentwürfe und Heiratsprojekte hervorgerufen [hat]. Aber eine dritte Partei wird, wie zu befürchten steht, alle diese Plane [Pläne] zu nichte machen, diejenige nämlich, die gar nichts mehr von einem Kaiser hören will, weil das Kaisertum, ein ganz modern christlicher Gedanke, mit dem Christentum obsolet geworden. Diese Partei, die keineswegs zu verachten ist, hat sich gesteppte Wämser angeschafft, um hieb- und schußfrei [hieb- und schußdicht?] zu sein; sie trägt eiserne Schienen im Hute, um das darunter verborgene Talent zu schirmen, legt bei jeder schicklichen Gelegenheit den größten Mut an Tag, ist der Meinung, jeder aus ihrer Mitte sei schon ein ganzer und voller Kaiser, sie alle zusammen aber seien ein kaiserlich Volk, das sich selber guberniere und darum keines Extrakaisers bedürfe; und in allen diesen ihren Überzeugungen lassen sie sich alle insgesamt ganz und gar nichts einreden. Der literarischen Judenschaft hat diese Art Kaiserlichkeit gar wohl gefallen, sie hat sich daher unter das kaiserliche Volk einschreiben lassen und will nun nicht zurückbleiben unter den Opponenten. Von ihnen ist der Vorschlag ausgegangen, wenn es ja der alten Gewohnheit wegen eines Führers bedürfe, den Ahasverus [den ewigen Juden], aber, wie sich von selbst verstehe, mit konstitutionellen Hemmschuhen dafür zu bestellen; denn der schicke sich am besten für den beständigen Fortschritt und die ununterbrochene Bewegung, weil er das perpetuum mobile, ja die personifizierte Bewegung selber sei. Die Sache hat großen Beifall gefunden, man sinnt jetzt nur auf das Hemmwerk, und wie es an den Siebenmeilenstiefeln anzubringen [sei], um in der Retardation eine sedate, von jedem zu leistende Musterbewegung hervorzurufen und dann den Rennwagen loszulassen. Ich meinerseits glaube, es wird damit gelingen; weder [Ludwig] Tieck noch das Kind [Bettina], noch beide miteinander werden mit ihren Ansprüchen aufkommen [Erfolg haben], und wir werden den alten Schuster von Jerusalem zum kaiserlichen Vorreiter erhalten. Dann mag sich, was laufen kann, auf die Beine machen; es geht, ohne Rücksicht auf den Straßenzug, immer in gerader Linie; Rasttage werden nicht gestattet, die Marodeurs [die plündernden Nachzügler] aber im Wasser ersäuft [von Riemer oder Varnhagen von Ense?]. Da wird es nun freilich um das Monument bedenklich stehen, das

hier Goethe von Kindeshand [von Bettina] erhalten soll. Zwar hat er's um sie, und sie um ihn gar wohl verdient, auch ist der Entwurf dazu vortrefflich; aber die Deutschen sind bekanntlich famose Monumentemacher; sie bilden sie am liebsten und wohlfeilsten aus Steinen, die sie auf den Verehrten werfen; wollten sie aber diesem wirklich etwas Liebes oder Süßes antun, dann wäre immer noch Jean Pauls alter Vorschlag mit den Lebkuchen zu beherzigen. Kommt es aber doch wirklich zu einem Denkmal Goethe's, dann muß vor allem seine Dogge, die immer vor ihm hersprang, ihm apportierte, was er verlangte, allen freundlich zwar, die ihm [Goethe] wohl wollten, die Übelwoller aber mit großem Eifer anbellte, eine Stelle [im Denkmal] finden, der Zelter [richtig: der Riemer ?] nämlich.

Geschrieben im Jänner [Januar] 1835. [Zu Goethes 90stem Geburtstag!]

Weitere Indizien

Die schöpferische Quelle war bei Wolfgang Goethe nach einer fast vierzigjährigen rastlosen Vielschreiberei, die ihn bis an den Rand des Wahnsinns führte⁶⁹, ziemlich versiegt. Aus Rücksicht auf seine psychische Gesundheit mußte er mit dem Dichten zukünftig behutsam und vorsichtig-langsam sein. In den folgenden Jahren tritt uns daher Ludwig Tieck vor allem als Herausgeber älterer und verstorbener Dichter hervor. Auch (angeblich) eigene Jugendwerke wurden redigiert, d. h. Goethes „Handschrift“ daraus größtenteils getilgt, und erneut den Verlegern zum Druck angeboten.

1811 werden zwei Bände Shakespeare-Übersetzungen herausgegeben, 1812 beginnt der >Phantasia< in drei Bänden zu erscheinen, der sich überwiegend aus älteren Werken (>„Volksmärchen“ von Peter Lebrecht<, alias Wolfgang Goethe) zusammensetzt, durch eine Rahmenerzählung lose miteinander verbunden.

Im Mai 1817 trat Ludwig Tieck seine Reise nach England an. Burgsdorff begleitete ihn. Ich vermute, daß Ludwig Tieck auch auf Wunsch Goethes nach London reiste, um die dortigen Bibliotheken nach Werken Shakespeares zu durchsuchen. Ein bemerkenswerter und ich glaube sogar ein doppeldeutiger Satz steht auf Seite 377 von Köpkes Tieck - Biographie:

... Er [Ludwig Tieck], der Dichter, stand in frommer Verehrung an der Wiege des Dichters [Shakespeare], an dessen Geiste im fernen Lande und nach Jahrhunderten sich der seine entzündet, dessen Namen er im Herzen getragen hatte, seit er seiner selbst bewußt geworden ...

Richtig ist: Er, Ludwig Tieck, der gar kein Dichter war, stand an der Wiege des Mannes, William Shakespeare, der ebenfalls gar kein Dichter war, sondern der, wie Ludwig Tieck, nur seinen Namen hergab für die geistigen Produkte eines anderen. Und ich wage im Fall Shakespeare die gleiche These wie bei Ludwig Tieck: sein Erzeuger schenkte ihm die schöngeistigen Werke. Edward de Vere, Earl of Oxford könnte der Vater William Shakespeares gewesen sein, der nur ein Schauspieler war. Seine Mutter war eine hübsche Bürgerin. Der Earl of Oxford schenkte dem unehelichen Sohn Theaterstücke, die unter dem Namen William Shakespeares veröffentlicht wurden, um ihm Einkünfte zu verschaffen.⁷⁰

Kein Geringerer als Ludwig Tiecks Erzeuger, Wolfgang Goethe, war derjenige, der von Jünglingsjahren an mit glühender Verehrung von den Werken William Shakespeares sprach, vor allem der >Hamlet< hatte es Goethe angetan, gewiß wegen der Wahnsinnsszenen und der Selbstmordgedanken Hamlets. Lesen Sie dazu Goethes >Wilhelm Meister< und vor allem die >Nachtwachen von [des] Bonaventura<. Auf der Rückreise von England besuchte Ludwig Tieck daher selbstverständlich seinen Vater in

⁶⁹ Vgl. L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes – Eine psychoanalytische Spurenlese mit vielen anonymen Werken Goethe<, Homburg/Saar 2001.

⁷⁰ Mich haben die Argumente und Indizienbeweise von Kurt Kreiler in seinem Buch >Der Mann, der Shakespeare erfand – Edward de Vere, Earl of Oxford<, Berlin 2011, überzeugt.

Weimar. Gewiß brachte er ihm Bücher von und über Shakespeare mit, die in Deutschland nicht aufzutreiben waren.

Im Frühjahr 1818 starb der alte Graf Finckenstein und im Sommer 1819 übersiedelte Ludwig Tieck nach Dresden. Köpke läßt unerwähnt, daß auch Gräfin Henriette von Finckenstein, mit der Ludwig in wilder „Schattenehe“ lebte, mit nach Dresden zog.

Es ist (scheinbar) eine Haushaltung bei Tiecks wie bei dem Grafen Gleichen oder in Goethes >Stella<. Ludwig Tieck lebt mit seiner (früheren) Ehefrau und mit seiner Geliebten unter einem Dach zusammen, höchstwahrscheinlich aber nur aus Sparsamkeitsgründen. Von Ehefrau Malchen ist er im Stillen getrennt und mit der Geliebten im Stillen verbunden. Außerdem lebt seine leibliche Tochter Dorothea und eine jüngere Pflögetochter, das Kind, das Malchen von Burgsdorff bekam, im Haus.

Ludwig Tieck wußte mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit, daß der braunschweigische Theaterdirektor August Klingemann sein Halbbruder war. In Hugo Buraths Klingemann-Biographie fand ich folgende Hinweise (ab Seite 193):

„Clara Mathilde Klingemann war des Meisters [A. Klingemann] älteste Tochter [und Goethes Enkelin], geboren am 25. Februar 1803 in Braunschweig, von Frau Sophie Schröder, die darauf von ihrem Gatten, dem Buchhändler Karl August Schröder, geschieden wurde. Klingemann, der erst 1805 Sophie Schröder heiratete, ließ dieses Kind am 12. Februar 1818 legitimieren. Das anmutige und reich begabte Mädchen wurde in Tanz, Musik und Schauspielkunst ausgebildet und betrat schon als Kind tanzend, singend, spielend die Bühne. Als dann die Kinder der zweiten Frau heranwuchsen und Mathilde der Stiefmutter als eine Art Wechselbalg erschien, war es an der Zeit, diese Tochter aus dem Hause zu tun, zumal, da es heikel war, das eigene Kind an der väterlichen Bühne weiterzubilden. So vertraute Klingemann ihre weitere schauspielerische Ausbildung dem Dichter Ludwig Tieck an, dem er in der Jenaer Studienzeit nahegetreten war und der nun das Dresdener Hoftheater leitete ...⁷¹

Sie heiratete 1827 in Breslau den Schauspieler Louis Isidor Haas ... Auf einem winzigen Notizbuchzettel ... hat die Unglückliche später die Daten ihrer Schicksalsschläge, Glück und Elend ihres dreijährigen Ehelebens in mühsam hingequälter Schrift zusammengefaßt: „Louis Isidor Haas starb am 3. Januar 1831 ... wollte Gott, ich hätte seinen Besitz zu würdigen gewußt ... Den 25sten J(anuar) 1831 starb mein guter Vater (August Klingemann) - das Schicksal hat mir Hartes auferlegt, in einem Monat meine ganze Stütze dahin.“

In diesen Zeilen liegt angedeutet das Bekenntnis einer schweren Schuld. Mathilde hatte drei Kinder, die 1826 geborene Maria Haas, den am 29. März 1828 geborenen Meno Karl August Haas - er wurde Buchhändler in London und Großvater der Filmschauspielerin Dolly Haas - schließlich die am 15. Juni 1830 geborene Anna Cornelia Haas.

Tatsächlich war Vater dieser Cornelia der junge schlesische Dichter Heinrich Laube.“

Im Jahre 1822 erschien - unter Tiecks Namen - die erste der sogenannten Dresdner Novellen mit Titel >Die Gemälde<, weitere Novellen folgten. Wann diese Werke von Goethe diktiert wurden, muß einer späteren eingehenden Prüfung überlassen bleiben, falls es überhaupt noch feststellbar ist. Wiederum kennzeichnend und sehr charakteristisch für Goethe und eindeutige Beweise für seine Verfasserschaft, das sind die Angriffe auf das „neumodische, ausschließende Christentum“ (nach Köpke) und wiederum versucht Köpke die Quadratur des Kreises zu beweisen, wenn er den Lesern seiner Tieck-Biographie weißmachen will, daß Tieck eigentlich gar nichts gegen das Christentum hatte. Köpke hat Recht im Unrecht, denn Tieck war gar nicht der Verfasser, sondern sein Vater, Wolfgang Goethe. Und der war offensichtlich ein kleiner, verkappter deutscher Voltaire.

Ludwig Tieck schrieb an den Ziehbruder Friedrich Tieck:

Dresden, den 23sten Oktober 1823

⁷¹ Ludwig Tieck und August Klingemann, die beiden älteren Goethesöhne, kannten sich also persönlich. Sie wußten mit allergrößter Wahrscheinlichkeit, dass der Geheimrat von Goethe ihr Vater ist.

... >Der Geheimnisvolle< scheint Dir Eindruck gemacht zu haben; diese Novelle muß man öfters lesen, wenn man die ganze Absicht fassen will ... künftiges Jahr werden >Die musikalischen Leiden< und >Die Reisenden< auch abgedruckt. [Jedoch zuvor wurden sie von Tieck redigiert, um die „Handschrift“ Goethes daraus zu tilgen.] ... Du sollst alles von mir immer zuerst erhalten, aber oft habe ich es selbst noch nicht, wenn es schon im Publikum umläuft. So ging es mir mit der musikalischen Novelle. Freilich habe ich die ganze Geschichte meines Violinspielens eingeflochten, was Dich wohl wird ergötzt haben: so ist im >Geheimnisvollen< viel (von) Ziebingen, in den >Reisenden< der gute Charles Burgsdorff, den Du auch wohl wirst erkannt haben, auch meldet sich in der >Verlobung< manche Erinnerung. Ist denn nicht alles echte Componieren eine Wiederkehr und Belebung der Gegenwart und Wirklichkeit? Nur muß es freilich nicht auf die flache Weise geschehn ...

1826 gab Ludwig Tieck die gesammelten Werke Heinrich von Kleist's heraus. Köpke berichtet: „Ihm [Tieck] verdankt man die Erhaltung von Kleist's bestem Werk, des >Prinzen von Homburg<. Er erinnerte an das einzige noch vorhandene Manuskript, welches unter den Papieren einer hohen Person, die sich einst dafür interessiert hatte, vergessen worden war.“

Frage: Wer könnte die „hohe Person“ gewesen sein, in dessen Besitz sich das Manuskript von Kleist's >Prinz von Homburg< befand? Goethe könnte es gewesen sein.

„In den ersten Tagen des Oktober“ des Jahres 1828 weilte Ludwig Tieck „mit seiner Familie“ einen Mittag bei Goethe. „Zwanzig Jahre [richtig: nur elf Jahre, seit 1817] waren verflossen, seit er Goethe gesehen hatte“, lt. Köpke.

Die beiden natürlichen Söhne Goethes - Ludwig Tieck und August Klingemann - machten ihrem Vater zu dessen offiziellem 80. Geburtstag - im Jahre 1829, in Wirklichkeit feierte Goethe bereits am 28. Januar 1825 seinen tatsächlichen achtzigsten Geburtstag - ein verstecktes Geburtstagsgeschenk: sie ließen zum ersten Mal Goethes >Faust< über die Bretter gehen.

August Klingemann ließ am 19. Januar 1829 zu Braunschweig erstmals den >Faust< aufführen. Das Datum ist auffallend nahe an Goethes wirklichem Geburtstag: am 28. Januar 1829 war es jedoch bereits sein vierundachtzigster!

In der >Dresdener Abendzeitung< erschien am 29. Januar 1829 ein Artikel, der „des Lobes voll“ war. Was liegt näher als zu vermuten, daß der Halbbruder Ludwig Tieck hinter diesem Lob steckte?

Ludwig Tieck war nicht so leichtsinnig wie sein Halbbruder August Klingemann. Die Dresdener Aufführung des >Faust< (wohl nach der Bühnenbearbeitung Klingemanns) fand im August statt.

Am 22. März 1832 starb Goethe. Rudolf Köpke „dichtet“ wie immer: „Die letzte Berührung - ich differenziere: die letzte offizielle Berührung - hatte Tieck mit ihm, als 1829 zur Feier von Goethes Geburtstage auf der Dresdener Bühne der >Faust< zur Aufführung gebracht wurde ... Wenige Tage später erhielt er ein danksagendes Schreiben von Goethes Hand. ... Goethes Tod wirkte auf ihn [Ludwig Tieck] mit schmerzlicher Gewalt. Wochen lang war er in schwermütiger Trauer, und vermochte seiner Rührung nicht Herr zu werden. Familie und Freunde fingen an für seine Gesundheit zu fürchten. Ergreifend sprach er das Gefühl seiner tiefen Wehmut aus, als er einmal sagte, Goethe sei der Stern gewesen, der seiner Jugend vorgeleuchtet habe; wie Ferdinand für Egmont, habe er für Goethe gefühlt. In dem Epilog zum Andenken Goethes, der nach der Darstellung der >Iphigenia< gesprochen wurde, legte er ein letztes Zeugnis für ihn als Vorbild, Lehrer, Freund und hohen Meister ab, indem er ihn mit Dante und Shakespeare zusammenstellte, und sie als das leuchtende Dreigestirn der Poesie bezeichnete ...“

Ich füge hinzu, es war auch ein pietätvolles und zugleich verstecktes Zeugnis für seine Sohnesliebe, wenn Tieck seinen Vater, Wolfgang Goethe, mit Dante und Shakespeare als das leuchtende Dreigestirn der Poesie bezeichnete. Calderon, über den Goethe zu A. W. Schlegel einmal geäußert hatte, daß „ihm fast noch mehr als Shakespeare zuzugestehen sei“, übersah Ludwig Tieck leider. Die Bezeichnung „leuchtendes Dreigestirn“, die dem dreieinigen Gott der Christenheit (Vater, Sohn und Heiliger Geist) entlehnt ist, hätte Goethe, dem deutschen Voltaire, wohl ebenfalls nicht gefallen.

Köpke berichtet: „Die königliche Familie - das preußische Königshaus - zeichnete ihn [Ludwig Tieck] durch Aufmerksamkeiten in mancher Weise aus. Auch am Hofe schätzte man die Kunst des Vorlesers [Ludwig Tieck], und es geschah wohl, daß er vor dem Könige Friedrich August oder auch bei der Anwesenheit fremder Fürsten las.

1834 modellierte David d' Angers Tiecks Kopf in kolossalem Maßstabe, die in Marmor ausgeführte Büste übersandte er ihm zwei Jahre später als Geschenk zu seinem Geburtstag. Tieck schenkte später die Büste der königlichen Bibliothek in Dresden.

Am 11. Februar 1837 starb Malchen Tieck an der Wassersucht. Fast genau vier Jahre später, am 21. Februar 1841 starb Ludwig Tiecks Tochter Dorothea, sie war unverheiratet geblieben.

Der preußische König, inzwischen war Wilhelm IV. an die Regierung gelangt, setzte nun alles daran, um die immer noch tickende innenpolitische Zeitbombe, Ludwig Tieck, nach Berlin zu bekommen und zu entschärfen.

Rudolf Köpke berichtet: „Im April 1842 erfolgte eine zweite Einladung zum Besuche in Sanssouci, welche einer förmlichen Berufung gleichkam. Ein bedeutendes Jahresgehalt wurde verheißen [Tieck angeboten], und nur im Allgemeinen der Wunsch ausgesprochen, Tieck möge sich [ein klein wenig] des Theaters annehmen ... Schon früher hatte ihm der König den Roten Adlerorden dritter Klasse und den Titel eines Geheimen Hofrats verliehen. Um diese Zeit war der neue Orden für Verdienst in Wissenschaft und Kunst gestiftet worden, dessen geschlossene Mitgliederzahl nur die hervorragendsten Notabilitäten umfassen sollte. Am 31. Mai, dem [offiziellen] Geburtstage Tieck's, überreichte ihm der König persönlich in einer Versammlung im Neuen Palais die Decoration dieses Ordens. Ein Jahr früher hatte ihm Guizot das Kreuz der [französischen] Ehrenlegion übersandt.

Im September kehrte er zum letzten Male nach Dresden zurück, um Abschied zu nehmen und sein Hauswesen aufzulösen ... Auf der Reise [von Dresden nach Berlin] wurde er von einem Schlaganfall getroffen. Noch erreichte er Potsdam, aber sein Zustand schien lebensgefährlich. Die Sprache versagte ihm und die rechte Seite war gelähmt. Ein langwieriges Krankenlager folgte. Erst in den nächsten Monaten wurde er hergestellt, doch blieb eine Schwäche in der Hand zurück, die zu Zeiten das Schreiben erschwerte. Vor Ablauf des Jahres 1842 konnte er indeß die Winterwohnung in Berlin beziehen ...“

Kommentar: Ich vermute, daß der (angebliche) Schlaganfall in Wirklichkeit eine Angstpsychose gewesen sein könnte. Das schlechte Gewissen, die Angst zu versagen, die latente Angst vor der Aufdeckung seiner literarischen Scheinexistenz und des ganzen damit zusammenhängenden Schwindels, verbunden mit dem halberzwungenen Umzug nach Berlin, könnte mit Leichtigkeit zu einer Angstpsychose geführt haben. Schon früher, so vermute ich stark, „rettete“ sich Ludwig Tieck in schwierigen Situationen gerne in eine simulierte Krankheit.

Ein Hohn- und Spottgelächter ohne Gleichen wäre in Deutschland, in Europa, ja in der ganzen Welt ausgebrochen, wenn bekannt geworden wäre, daß der mit höchsten Orden dekorierte „Scheinintellektuelle“ Ludwig Tieck seine besten literarischen Werke in Wahrheit von seinem Vater, Wolfgang Goethe, sozusagen geschenkt erhalten hatte. Die Verwicklung des preußischen Königshauses, von der Vermittlung des halbweisen Ludwig Tieck an Berliner Pflegeeltern bis zur Verleihung des höchsten Ordens für Verdienste in Wissenschaft und Kunst, den Ludwig Tieck offensichtlich zu Unrecht erhielt, wäre einem innenpolitischen Desaster gleichgekommen, das Preußen die Vormachtstellung in Deutschland gekostet, ja das sogar eine Revolution in Deutschland ausgelöst haben könnte. Kein Wunder also, wenn für Wilhelm III. der Name Goethe gleichbedeutend war mit dem, was ein rotes Tuch für einen Stier ist. Houben spricht in seinem Buch >Der polizeiwidrige Goethe< sogar von einem regelrechten Goethe-Haß des Preußenkönigs.

Im Jahre 1847 starb die „langjährige Freundin seines Hauses“ (lt. Köpke), die Gräfin Henriette von Finckenstein.

Am 18. März 1848 wurden unter Ludwig Tiecks Wohnungsfenstern Barrikaden erbaut. Die Revolution von 1848 brach los. Kann eine „intellektuelle Scheinexistenz“ etwas, ja nur das Geringste, für Einigkeit und Recht und Freiheit des deutschen Volkes tun?

Den Vorwurf, nichts getan zu haben für die Freiheit, den wir Goethe massiver denn je berechtigt sind zu machen, bei Ludwig Tieck müssen wir mitleidig verstummen.

Was Köpke über Tiecks grandiose Privat-Bibliothek mitteilt, ist wiederum mehr als merkwürdig (ab Seite 133 des 2. Teils):

„Schon in Dresden war er im Besitze einer Bibliothek, die mit Recht berühmt genannt werden konnte, und deren Umfang endlich auf 16.000 Bände stieg ... Im Jahre 1849 ward er ihrer plötzlich überdrüssig ... Ein namhafter Antiquar kaufte die Bibliothek und brachte sie zur Versteigerung ... Kaum war er die erste Bibliothek los geworden, so begann er eine zweite zu sammeln (ca. 4 Jahre vor seinem Tod, klingt sehr unglaubwürdig, Herr Köpke!), die in kurzer Zeit ebenfalls 11.000 Bände betrug ...“

Frage: was könnte da in Wirklichkeit geschehen sein? Ludwig Tieck war seine Bibliothek los geworden. Nun erhielt er, womöglich von der Zensurbehörde, die Nachlaß - Bibliothek irgend eines deutschen Freigeistes, etwa die von A. W. Schlegel. Was war Tiecks Aufgabe? Er mußte die Bücher aussortieren, wie bei Aschenputtel die „guten“ ins Körbchen, die „schlechten“ ins - Feuer.

Köpke berichtet in seiner Tieck-Biographie, daß es Tiecks „letzter literarischer Plan“ gewesen sei, „eine Auswahl seiner Briefe“ zu geben. Hierbei könnte der Plan gemeint sein, was Köpke allerdings nicht wußte, die Briefe seines Vaters Goethe, die Ludwig wie einen kleinen Schatz aufbewahrte, als angebliche Briefe des früh verstorbenen Jugendfreundes Wackenroder auszugeben. Dies ist eine literarische Fälschung Tiecks, für die wir ihm unseren allerherzlichsten Dank aussprechen können. Im übrigen, an dieser Stelle sei es gesagt, dürfen wir über den Goethesohn nicht nur „eher mild als streng“ urteilen, sondern wir dürfen ihn wohl gar nicht ver-urteilen. Schließlich zählt er zu den Opfern des größten Literaturbetrugs in Deutschland, ja möglicherweise sogar in der ganzen Welt. Ich bin geneigt zu glauben, dass ihm diese Schwindeleien mehr Schaden als Nutzen brachten, aber darüber kann man gegenteiliger Meinung sein.

Was die Briefschaften Ludwig Tiecks betrifft, so verweise ich auf den Artikel von Richard Littlejohns in >Aurora – Jahrbuch der Eichendorff-Gesellschaft<, Nr. 47 von 1987, Seite 159 bis 175, mit Titel >Die Briefsammlung Ludwig Tiecks – Zur Entstehung eines literaturgeschichtlichen Problems<. Das „literaturgeschichtliche Problem“ bestand einzig und allein darin, alles zu vernichten, was den Fälschungen Ludwig Tiecks und Rudolf Köpkes hätte widersprechen können und verdeutlicht, wie besorgt beide waren, den nachfolgenden Literaturforschern keine schriftlichen Beweise zu hinterlassen.

Einen sehr charakteristischen und lebenswahren Satz fand ich in einem Brief Ludwig Tiecks an die Dresdner Freundin Ida von Lüttichau vom 3. Februar 1853: *„Ich [Ludwig Tieck] erscheine den allermeisten Menschen als ein froher und selbst glücklicher Mann, und meine wahre Trostlosigkeit besteht darin, daß ich mich keinem Menschen recht offenherzig habe entdecken können ...“*

Ich glaube, das ist das Schicksal von allen Betrügnern, die ihren Mitmenschen etwas vorgaukeln, was sie in Wahrheit gar nicht sind: Im Falle Tiecks war es das angebliche Verfassen der meisten Romane und Gedichte, die unter seinem Namen überliefert sind. Sein ganzes langes Leben lang spielte Ludwig Tieck seinen Mitmenschen die Komödie vor, dass er ein großer Schriftsteller sei. In Wahrheit war er nur der Herausgeber von schöngeistigen Werken verstorbener Schriftsteller, einschließlich seines leiblichen Vaters Johann Wolfgang von Goethe.

Am 28. April 1853 starb Ludwig Tieck. Am 25. April traf seine Pflgetochter⁷² aus Schlesien ein, obwohl er schon seit Januar kränkelte. Kein Beweis von Herzlichkeit, aber sie war ja nicht blutsverwandt mit ihm.⁷³ Merkwürdig ist, daß Köpke uns den Namen der inzwischen verheirateten Pflgetochter nicht nennt. Sie heiratete ihren Cousin Gustav Alberti und lebte mit ihm in Waldenburg in Schlesien. Man wollte den späteren privaten Tieckforschern die Arbeit möglichst mühsam machen. Seinen achtzigsten Geburtstag hatte Ludwig Tieck selbstverständlich noch erlebt und (im engsten Kreise von Eingeweihten) noch ein bißchen feiern können, denn er war im März geboren und nicht im Mai.

⁷² Agnes Tieck, verh. Alberti. Sie lebte in Waldenburg/Schlesien.

⁷³ Ihr tatsächlicher Vater war Wilhelm von Burgsdorff.

Theodor Felix von Bernhardi, der Sohn Sophie Tiecks und A. W. Schlegels, schrieb in seinen Memoiren unter der Überschrift >Ludwig Tiecks Tod< (Seite 165):

„Da benachrichtigte [Diener] Johann Agnes [Alberti] durch telegraphische Depesche; mir schrieb er nicht, weil er ganz den Kopf verloren hatte. – Als Agnes [in Berlin] ankam, war es dem Onkel [Ludwig Tieck] gar nicht recht: „Du bist viel zu früh gekommen!“ zu seinem Geburtstag nämlich, zu dem sie immer nach Berlin kam. Später fand er sich in ihre Anwesenheit und war liebevoll; hat aber kein Verlangen nach mir [Theodor von Bernhardi] ausgesprochen; er glaubte sein Ende keineswegs nahe. Seine letzten Worte waren zu Agnes: „Schlaf wohl; laß Dir etwas Angenehmes träumen!“ Bald darauf war er besinnungslos, gegen Morgen verschied er. – Seine Bibliothek hat er noch bei seinem Leben an den Grafen York verkauft für 6.000 Thaler.

Agnes kommt nach Hause, erzählt von des [Stief-] Vaters letzten Stunden und giebt mir die Briefe meiner Mutter [Sophie Tieck, verh. von Knorring] an ihn [Ludwig Tieck] und Friedr. Tieck mit anderen Papieren zurück. Sie hat des [Stief-] Vaters Papiere durchgesehen und meint, es sei besser über manche Verhältnisse nicht aufgeklärt zu werden – eine Bemerkung, die mir sehr auffällt.“

Ludwig Tieck im Urteil der Literaturkritik

Gustav Schlesier

Im ersten Jahrgang der >Allgemeinen Theater-Revue<, herausgegeben von August Lewald und erschienen im Verlag der Cotta'schen Buchhandlung im Jahre 1835, steht ein Artikel von Gustav Schlesier mit dem Titel:

Ludwig Tieck und das deutsche Theater

„Es gibt Zeitalter, welche erfinden müssen. Je länger sie sich dagegen stemmen, desto länger halten sie sich selbst auf, desto mehr Unglück verhängen sie über die Geschlechter, grenzenloses Unglück über die Einzelnen, welche dies erkennen, und doch für sich allein die Macht nicht in Händen haben, diese Wirren zu ordnen. Es gibt Zeitalter, welche erfinden müssen und sich sträuben dagegen, als wollten sie sich lebendig einbalsamieren, als glaubten sie leben zu können, den Tod des Beharrens in den Augenwinkeln. Das Erfinden ist Alles, es ist Kraft und Tat, Einsicht und Wille in einem, Erfinden ist das Wachwerden des Geistes in der schlaffen, schläfrigen Natur. Natur war Alles und Natur wird Alles, wo nicht der Geist erweckende, kräftigende Funken einbläst.

O! über die Menschen! Ihr wähnt, wenn man von Erfindungen spräche, so wolle man zerstören; ihr glaubt, es sei recht eigentlich darauf abgesehen, euch aus den Angeln des Glückes zu heben, welches euch eure Genügsamkeit, eure Einbildung, eure Dummheit oder eure Schlechtigkeit vospiegelt. Wenn ihr herzlosen, eitlen Thoren der Welt wenigstens freien Lauf liebet und, statt an der Befähigung des Geistes zu erfinden, nur an eurer eignen Unfähigkeit verzweifelt! Erfinden ist nicht Zerstören, denn es ist kein Schaffen. Mit Recht und Fug zu zerstören vermag nur Gott, und ihm allein ist die Macht zu schaffen. Denn was er uns zugewiesen hat, das ist jenes Ergänzen und Fortbewegen erschaffener Dinge, das ist das Wachrufen der unserem Vermögen preisgegebenen Natur durch unseres Geistes Kraft und Einsicht. Jene armen Teufel aber, welche mit Titanenkraft coquettieren, eine neue Welt erschaffen möchten, und zuletzt selbst die Blumen zertreten, durch deren Wohlgeruch die geduldige Natur noch die Seelenleiden dieser Unrettbaren beschwichtigt, diese Könige ohne Land, diese blinden Bettler, sie mögen nun mit Blut ihren Weg bezeichnen oder nicht, werden von den nächsten Schritten der Geschichte erdrückt; die um ihr Leben mehr als um Alles andere besorgten Philister bringen das Ganze wie eine heilsame Naturkraft in die alte, liebe, hergebrachte Ordnung. Diese Zerstörer sind nicht furchtbar, sie sind gemeinhin selbst nur die Mittel, welcher sich eine ihnen unbekannte Macht, die Geschichte und die Menschheit bedienen, um durch so gewaltige Fingerzeige alte, eingewachsene Vorurteile aus dem guten Fleische zu treiben. Solche Zerstörer sind nicht furchtbar, wohl aber jene Aberwitzigen, welche nicht die Dinge selbst, sondern den Fortschritt zerstören. Ich will sie näher bezeichnen, denn sie verdienen es. Es gibt eine Unzahl Menschen, welche inmitten zahlloser Verkehrtheiten in einer grenzenlosen Zufriedenheit leben. Fragt sie nur und sie lachen euch aus, sie schelten euch, denn sie leben wie die Fische im Wasser. Man wäre nicht klug, wenn man nicht mitlachte, man sieht ja dergleichen in tausend Schattierungen, überall, auf der Eschenheimer Straße, auf der Judengasse. Ihnen ist eigentlich Alles recht, oder egal, wie sie sagen. Sie tun auch gar nichts, sie hemmen auch nicht wahrhaft, es sind treffliche Leute, die sich zuletzt alles gefallen lassen, sie merken ja nicht einmal, daß ihre Zahl täglich kleiner wird, es gibt ihrer zu viele. Ich versichere euch, der Geist und die Weltgeschichte haben diese Macht und Unmacht zu bekämpfen, doch zu fürchten wahrlich nicht. Wo sind denn aber nun in dieser Welt die Leute, so man fürchten kann? Das sind nicht dumme, nicht kluge Leute, das sind gescheite Menschen, geistreiche, kurz Personen, welche einige Sprachen verstehen, mehrere Wissenschaften und viele Künste. Ich muß mich noch näher erklären, es sind Personen, denen nichts fehlt, aber Alles.

[...] Und glaubt nicht, daß ich zu den Menschen gehöre, die jedwede Schwäche, jeden Fehltritt mit dem Namen der Sünde taufen. Es kann auch hier der Ort nicht sein, die Welt zu belehren, daß jedes totale Mißverständnis dessen, was die Welt bewegt, in der Hand eines Mannes, dem sein Talent Kraft, Einsicht, Rührigkeit und Wirksamkeit leiht und gestattet, von der Unredlichkeit dieses Geistes selbst erzeugt werde. Denn von Anbeginn ist jedem Genius die Richtung nach Erkenntnis dessen eingeprägt, was da ist, was dem Menschen in der Wirklichkeit zu überwinden vorliegt. Freilich läßt sich der Sinn, der sich von der Wahrheit gewendet, auch mit dem Namen Krankheit belegen, doch was wir im geistigen Leben krank nennen, ist immerhin nur aus Unredlichkeit und Lügegeist entstanden. So wenig wir dem physisch Leidenden seine Ausschweifungen vorwerfen, eben so wenig entziehen wir dem verbildeten Geiste, dem es Mühen und Ringen in Fülle kosten wird, aus den Wirren der Lüge und der Gewohnheit sich in Einklang mit den Geistern des Lichtes zu setzen, die schonende, oft gerechte und begütigende Bezeichnung der Krankheit. Sie sind einmal vom Irrsinn übermannt worden, ihr Geist wird doch einmal zurechtgerückt werden. Vor allen Dingen hat die Menschheit es mit den Irrtümern, Mißverständnissen, Unwahrheiten selbst zu tun. Diese muß sie erdrücken; den Geistern, die sie gelehrt oder bekräftigt haben, muß der Prozeß gemacht werden, denen gar, welche mit verschleierte Sinnen in ein ganz erkünsteltes Verhältnis zur Wirklichkeit und Wahrheit getreten, die mit ihren besten Gaben die Welt, wie sie ist, immer mehr zurück als vorwärts rückten, die gleichsam einer retrograden Tendenz verfallen sind, kann trotz allem Anerkennungswerten, das sie geleistet, nur ein Krieg auf Leben und Tod erklärt werden.

Leider leben in unserer Zeit so viele, denen die Bildungsstoffe, die sie vorfinden, die Wahrheit, die Dichtung, das gemeine Leben, die Vorurteile, die flotte Lüge, der Geist und die Narrheit, kurz der unselige Mischmasch, wie nur in einer Hexenküche ein ähnlicher bereitet wird, ihre natürlichen, mehr oder minder wahrheitssüchtigen Anlagen verkümmern. Wo sind die Geister, die unablässig ringen? Wo sind sie, die mit unverwüstlicher Redlichkeit ein kristallhelles Auge nach innen und außen jagen? Wen umgibt nicht der Wust von Gemeinheit? Geht nur die Geschichte der letzten 40 Jahre durch, gerade diese! Wie viele hochbegabte, ursprünglich reine Seelen durch ihres Herzens Schlechtigkeit sich haben übertölpeln lassen! Wie haben sie die drei höchsten Faktoren des Lebens, die Religion, den Staat und die Kunst darnieder gehalten und zerrieben, und warum dies bei unleugbarer Geisteskraft und Begabung? Es klagt sie jeder frische Sinn an, daß sie nicht in der Menschheit lebten, daß sie kein unschuldiges, wahrhaftes, ausdehnbares Gemüt hatten, daß sie, in Träumereien versunken, mit ihren kranken Sinnen nicht in der wirklichen Welt wurzelten, daß sie die Welt nur als ein Spielzeug für ihre angeborenen Kräfte, für ihre Herrschsucht und ihre Kunstbedürfnisse betrachteten. Und doch können wir kein strenges Gericht halten über Lebende und Tote! Wissen wir doch nicht, oder wollen wir doch nicht wissen, ob ein unredlicher Sinn oder ein Wahnsinn diese Augen so starr gemacht; sind wir doch selbst wandelbare Menschen, die wir lügen, sobald wir das Schwert der Gerechtigkeit nur einen Moment über das Maß hinaus schwingen, sind wir doch, bis auf wenig Auserwählte, Alle dem Nachtgeiste verfallen, welchem wir nur mühsam mit dem geretteten Stammgute helleren Blickes und redlichen Wahrheitssinnes das wüste Feld abstreiten. Wahrlich! ich will nicht predigen, ich mag so wenig den Christen wie den Menschen, nur der Zorn macht mich so emphatisch, daß es aussieht wie ein gesprochenes, lebendiges Wort. Ich habe noch nicht genug moderne Novellen gelesen, ich unironischer Mensch!

Die krankhaften Eigenschaften dieser perplexen Menschengemüter, in welche den vorhandenen Herrlichkeiten der natürlichen Welt um eitler Phantasie- und Denkgelüste willen kein Eingang gestattet wird, erreichen ihren Kulminationspunkt in einem schreckenerregenden Abscheu vor jeder Art von Erfindung, vor jeder Ergänzung und Fortbewegung wirklicher Zustände. Was sie selbst erfinden, gehört so ziemlich in das Bereich des Wunderbaren, Märchenhaften, Nächtlichen. Aber nicht genug, daß sie selbst nichts erfinden, nichts, das mit dem Weltwesen in natürlichem Verband stünde, nichts, das die Welt erfassen und in sie eingreifen könnte; also nicht genug, daß sie außerhalb der bewegten Welt stehen, verwenden sie ein ganzes Leben, Begabung, öffentliche Macht oder öffentliches Vertrauen auf Verbreitung ihrer welt- und lebenabgewendeten Ansichten, Lehren, Produktionen, Schöpfungen, Einrichtungen und sonstigen Grimassen; sie zürnen

jedem lebendigen, reelleren Geiste, sie verachten die Welt, sie ärgern sich, daß sie heute geboren sind, daß sie nie die heutige Welt bezwingen werden, sie stiften Gemeinden, Cliques. Die Wahrheit aber ist, daß sie in keiner Zeit wahrhaft zu leben und die Welt zu verarbeiten wüßten, und daß, wenn es ihnen jemals glückte, in der Welt nachhaltig zu wirken, auf leidliche Art ihr Naturell zu entfalten und sich behaglich zu fühlen, sie dies gewiß nicht ihrer Natur selbst, sondern der Zeit, der Menschheit verdanken würden; einer Zeit, welche sich selbst und die Kleinen trüge, und welche nicht Ansprüche machte, von jeder Kraft in der Welt gehoben zu werden. Doch ist's auch heute so schlimm nicht, die Zeit trägt euch Alle, ihr bekommt Würden und Titel, ihr dürft recht bequem eure Tage genießen, ihr dürft euch heiser reden. Dennoch spielt euch die Welt auch einen Schabernack, ihr mögt noch so verachtende oder verzweifelte, vornehme oder weinerliche Mienen machen, ihr werdet früher oder später wie hohle Nüsse bei Seite geworfen ...

Da ich in der vorangehenden ersten Entwicklung Wahrheiten besprochen habe, an denen Himmel und Erde hängt, so will ich sogleich, um nicht in den Wind zu reden, ihre Verbindung, ihre Verknüpfung mit Gegenständen aufzeigen, an denen wenigstens die heutige gute Gesellschaft und ihre gewohntesten Gedanken hängen. Da ich mich eben etwas erhitzt habe, will ich mich abkühlen. Ich spreche von dem deutschen Theater, und daß der Aufsatz nicht ganz in Sand versiege, von einer der wichtigsten Erscheinungen in der neueren Theater - Geschichte, von Ludwig Tieck ...

Wiewohl ich es den Betrachtungen denkender Köpfe überlasse, wie viel oder wie wenig aus den einleitenden Aperçus sie auf den herangezogenen Namen Ludwig Tiecks zu beziehen geneigt sind, und obschon ich mir vorbehalte eine nähere Erklärung darüber für diejenigen abzugeben, die an unserer Geistesgeschichte, an unserer Literaturentwicklung, an laufenden und auf den Wogen der Gegenwart fortgetragenen Zuständen, wie an dem Einflusse des berühmten Dichters selbst lebhaften Anteil nehmen, so räume ich doch sogleich ein, daß in der versuchten Darlegung eines Grundübels des modernen Geistes vorläufig wenigstens die Anklage gegen eine spezielle Wirksamkeit Ludwig Tiecks mit inbegriffen und bevorzugt sei, ich meine seine Tätigkeit für das deutsche Theater. Unbekümmert um die unzähligen Cliquesgeister, die mich für die Zerstörung ihrer Abgötterei gnädigst verfolgen werden, um die kleinen und großen Seelen ferner, die sich in ihren speziellen Liebhabereien offen oder verhüllt verletzt oder begriffen glauben werden, unbekümmert um das unredliche Geschmeis, das mir wie jedem Widerspruche dies oder das andichten und unterlegen wird, habe ich nur eine Rücksicht, nämlich die, dem Manne, von dem ich spreche, nicht bloß schuldige Gerechtigkeit, sondern auch Pietät, und eine gewisse parteiische und versöhnende Liebe angedeihen zu lassen ...

... Mir jedoch steht das Bild dieses Mannes noch unendlich näher. Indem ich dies fern von ihm [Ludwig Tieck] schreibe, steigt das heimliche Tableau seiner Studierstube vor meinen Blicken auf. An den Wänden drängen sich die Werke seiner Freunde, die Schlegel, die Novalis, die Raumer, die Solger, die Schelling, all' diese Traum- und Luftgeister heben sich wie in persönlicher Nähe aus den Repositorien empor, schreckend und furchterregend gleich dem Geiste Hamlets scheint der Dichter der Lucinde und Vergötterer des strengen Dante (Friedrich Schlegel) den Freund, der noch immer von Gaukelbildern umgeben ist, aus seinen Jugendträumen aufzurufen; man atmet Geisterluft, man sieht rings Ruinen - die Gardinen der Fenster sind immer zugezogen, wie aus Nebeldampfe emporgestiegen, sitzt darinne die Sibylle, der etwas zusammengesunkene Tieck, mit äußerlicher Ruhe, die beiden Arme auf die Polster des Lehnstuhles legend, neben sich den Erwin, nicht den Straßburger, sondern den Solgerschen, das Auge noch immer so groß und starr und nach innen gescheucht, das Haar noch so dunkelkastanienbraun wie zu Burgsdorffs Zeiten, das Antlitz so sirenenhaft lockend, so bitter und so süß zugleich, wie der Gedanke an eine früh verlorene Liebe oder Unschuld; so sitzt er, ein Minnesänger, der seine Jugend nie vergißt, in schmucker Samtrobe, es fehlt nur der weiße Kragen zum Jüngling; so sitzt er, der greise Dichter, ein reiches, wunderlich verwickeltes Leben am Herzen tragend und gleich der Cassandra in Virgils Versen die vernichtendsten und tragischsten Aussprüche, die härtesten Anklagen in zierlichen Formen, in graziöser Satzfügung aussprechend. Und wenn er aufsteht, um den scheidenden Gast zu entlassen, da ist's, als nähme sein ganzer Körper die Gestalt eines Mannes an, der um Mitleid für seine kranke Seele bittet, er wirft einen

resignierenden Blick, einen Liebesblick auf den Mann, den er nicht begleiten kann. Und wer könnte so hart sein, ihm dann nicht mehr als Mitleid zu schenken? ...

Ludwig Tieck hat durch seine wichtige Stellung zum deutschen Theater den Fortschritt und die Zukunft desselben mehr aufgehalten und zurückgeschoben, als gefördert.

... Wer aber den Gedanken und die Wahrheit an sich zum lebendigen Stoffe seines Wirkens gesucht, der werfe sich auf Seiten einer belebenden Literatur und Kunst, und trete vor allem jener Tätigkeit mit unermüdetem Widerstreben entgegen, die als Ursache und höchste, widerhaltigste Spitze dieser Verkehrtheit zu betrachten ist, die von der Schwäche der Zeit affiziert, von formeller Weisheit durchdrungen, in bestimmten Formen das Wesen sieht, immer vom Technischen, Formellen, sogenannten Künstlerischen und Ästhetischen ausgeht und bei ihm stehen bleibt, und sich denkend und dichtend den Gehalt wie von der Gottheit im Traume schenken läßt, und kein Auge, kein Herz hat, keine Hingebung an das Leben und das, was in der Brust aller Lebendigen regbar ist. Jeder solchen Tätigkeit tretet entgegen, denn sie ist ein Teil allgemeiner, hemmender Schwachheit. Ich versuche dazu einen Beitrag zu liefern, indem ich hier denjenigen als die Spitze und das Musterbild dieser Schwäche bezeichne, der durch poetische, praktische und kritisch-raisonnierende Wirksamkeit diesem Unwesen den meisten Vorschub geleistet und alles Nebulismus, alles Formenwahnsinns Repräsentant genannt werden kann, wofür ich unter den Deutschen Ludwig Tieck ansehe, und deshalb, weil unter den Deutschen, für den verführerischsten, schadhaftesten Teil der europäischen Literatur halte [...]

Ludwig Tieck hat die Erfindung im Reiche der dramatischen Dichtkunst nicht nur durch nichts begünstigt oder hervorgerufen, sondern er hat derselben sogar durch eine falsche Auffassung aller Kunst wie durch Festhalten einer Anzahl Kunstvorurteile, und durch eine ganz irrthümliche Hinweisung der Dichter und Schauspieler auf ganz Unwesentliches und Unwahres, den Weg und die Entwicklung unseres Theaters gesperrt ... Tieck sprach über alle Künste in seinen Novellen, Tieck übernahm endlich die Leitung einer speziellen Kunstanstalt, Tieck gab außer fortwährender Lehren und Anordnungen seine „dramaturgischen Blätter“ heraus. Und einige sancülotte und wilde Parteistimmen abgerechnet, galt er damals als Vertreter aller besseren Einsicht in Deutschland. Wunderlich genug war jedoch mit jenem Buche - einem der Lichtpunkte der sogenannten Restaurationsjahre - der große Bruch erklärt, der sich seit Schillers Tode, seit Goethes Schweigen und Rücktritte immer schreckhafter herausgestellt hatte ...

... Die Romantiker, insonderheit Tieck und sein späterer Novellenanhang, stehen, trotz aller feinen Bildung, trotz aller Genialität, die ihre Werke durchblitzt, trotz aller formellen Glätte und Vielseitigkeit völlig außerhalb der wirklichen Welt, für welche sie weder Auge, noch Herz, noch Verständnis besitzen. Sie sind die eigentlichen Nullifizierer alles Gehaltes in unserer Dichtkunst ...“

Theodor Mundt

Der zweite höchst aufschlussreiche Artikel über Ludwig Tieck steht in Theodor Mundts Literaturblatt >Literarischer Zodiacus<, zweiter Jahrgang, Heft Nr. 1 vom 1. Januar 1836. Der Verfasser des Artikels ist Dr. Theodor Mundt selber.

Tieck in Dresden und die literarischen und sittlichen Zustände in Deutschland

„Man kann auf dem Altmarkt in Dresden lächeln und lächeln und immer wieder lächeln über die Zeit, und doch - in Deutschland selbst der Belächelnswerteste sein! Unsere Zeit sehnt sich aus ihren Wirren nach dem Herzen eines großen Mannes, an dessen Brust sie sich mit ihren Hoffnungen und Verzweiflungen werfen könnte, und der sie mit der behütenden Liebe eines Gottes, mit der tapfern Stärke des Helden, und der auskunftgebenden Klarheit eines Weisen umarmte! Aber sie sehnt sich nicht nach dem

guten, deutschen, zweideutig lächelnden Aristophanes der Elbe [gemeint ist: Ludwig Tieck], der, in seiner ästhetisch-egoistischen Sonderung von der Nation, die naßkalte Wolke an sein ironisches Herz schließt, statt ihre Gottheit zu umfassen. Sie [die deutsche Nation] ekelt sich vor der wollüstigen Lyrik seiner Mondnächte, vor den geheim- und krankhaft prickelnden Sinnen- und Katertrieben seiner Märchen, vor den handgreifenden Bade- und Schaukelszenen seiner Sternbalds - Wanderungen, und sie möchte zu Stein werden vor Schmerz und Scham, wie eine kindlose Niobe, wenn sie sieht, daß ein solcher Mann jetzt als Moralprediger vor sie hintritt und ihr und einer edeln, ringenden Richtung der heutigen Menschheit den Text liest über unsittliche, ungesetzliche und antisoziale Verirrungen! Dies tut Ludwig Tieck in seinen letzten Novellen, in welche Form er seinen alten aristophanischen Kitzel jetzt auslaufen läßt; ernsthafter, bitterer und verworrener, als in jener früheren Periode. Denn damals, in den polemischen Märchendramen, scheint die höchste Bosheit der Ironie oft noch harmlos, wenn er z. B. der redseligen Kritik Böttigers den Mund zuknebeln läßt, wofür, in großartiger und liebevoller Ignorierung, der alte Böttiger ihm noch bis zu seinem Tode regelmäßig die Sonntagsvisite machte! Das haben wir nun davon, daß wir die erste rosenrote Liebe unserer Jugend an die romantische Schule hingegeben hatten, daß wir unsere Mannheit in die Elfenträume des >Phantasmus< einwiegten, unsere Religion mit dem ohnmachterregenden Räucherwerk der >Genoveva< parfümierten, unsere Philosophie mit den vornehm - ästhetischen Novellen - Raisonnements verwässerten! Die verzauberten Prinzen der romantischen Schule sind jetzt in ihrem Greisenalter Pedanten geworden, während die neue Generation Deutschlands herangewachsen und den großen Gedanken, die immer getrennten literarischen und nationalen Interessen in ihrer Brust zu einer Einheit zu arbeiten, zu ihrem Symbol gemacht hat. Wie die exaltierten Demagogen vom Jahre 1819 heut als umgestülpte Konservativmänner dastehen, so sieht man die ebenfalls altdeutsche romantische Opposition vom Jahre 1799 und 1800 in diesem Augenblick in Dresden die höhere Kopfsteuer eines Hofrats bezahlen [gemeint ist: Ludwig Tieck], und in Bonn auf der Kulenkampe den Orden selbst an den Schlafrock geheftet tragen [gemeint ist: August Wilhelm Schlegel]. Aber die invalide Exromantik, welche an der Ecke des Altmarkts lächelt und immer lächelt, hält noch zuguterletzt Gardinenpredigten gegen die sittliche Verderbtheit der neuesten Zeit, weiß und empfindet nichts von solchen Offenbarungen des sozialen deutschen Lebens, wie Rahel, Bettine und Charlotte, und schreibt eine Novelle, betitelt >Eigensinn und Laune<, worin, um uns nicht ganz der alten Sympathien der Tieckschen Muse zu entwöhnen, ein - Bordell die Hauptrolle spielt!

Inmitten mancher schmutziger Konflikte und widrigen Auswürfe unserer Tage muß man doch auftreten, und mit hochemporgehobener Hand und festem Auge an die allgemeine Sittlichkeit dieser Zeit appellieren. Dem Genius der Zeitgeschichte kommt es freilich nicht darauf an, was diese oder jene Buhlerin, die zur Betschwester geworden, und nachher eine Professur erlangt hat, sich von der Sittlichkeit für einen Kanon macht, und was sie im Katechismus und Konfirmanden - Unterricht, in den Kirchen und Gesellschaftszimmern, und in den tugendhaften Himmelbetten eurer Ehen, nach zusammengezimmerter Regeln beobachtet wissen will. Das moralische Bewußtsein eines Volkes muß der geordnete Ausdruck seiner ganzen Geistesbildung, überhaupt der Ausdruck seiner historischen Bewegungen und Eigentümlichkeiten sein, und wenn ich mein Sittlichkeitsgefühl in die Tiefe meines heutigen geschichtlichen Bewußtseins untertauche, so finde und behaupte ich, daß keine Zeit von so großen und echten Tendenzen nach einem schöneren, sittlichen Leben bestimmt war! Die Schlafzimmer - Abstraktionen der Moral weiten ihre Engbrüstigkeit zu höheren Anschauungen der menschlichen Verhältnisse aus, und das Geschlecht kann sich das Bedürfnis nicht mehr wehren, seine Sittlichkeit mit der Humanität, Freiheit und Schönheit in ein Lebensgesetz zu verschmelzen. Ich will der Zeit einen Beweis aus ihrer innersten und geheimsten Herzstelle zuführen, wobei die Reinheit und Kostbarkeit des Gegenstandes mich gegen die Befangenen vor beliebten Moralverdächtigungen schützen soll! Ich rede von den Frauen, den Engeln und den Richtern aller wahren Sittlichkeit, und von der Anerkennung ihrer höhern geistigen Natur, die unsere Zeit und gerade die neueste Generation unseres Volkes mit eigentümlicher Liebe ihnen zollt. Die unsittliche Stellung, welche die Frauen in den Gesellschaftsverhältnissen

einnahmen und einnehmen, so lange sie nur als Mittel und mechanische Vorrichtungen für die häusliche Existenz und die fleischliche Gleichgewichtserhaltung angesehen werden, ist in keiner Zeit so lebhaft empfunden und verneint worden, als in einem Augenblick, da die menschliche Sittengeschichte durch der Frauen geistige Freisprechung ihr Blütenalter anstrebt. Die meisten Menschen, die vor der Welt den Ruf ehrenfester Tugend haben, leben mit ihren Weibern in einer unsittlichen Ehe. Geht jenem großen Gelehrten, der die Jugend für Moral bildet und alle Grundsätze der Ethik in ein unangreifbares System gepackt hat, geht ihm nach in sein Familienzimmer, an seinen Mittagstisch, in seinen vertrauten Stunden! Ihr trefft bei ihm ein armes, verkümmertes, scheues Weib, verzagte Resignation in den holden Augen, erloschene Rosen auf den Wangen, die sich kaum noch getraut, menschliche Rechte für sich geltend zu machen. Ihr trefft bei ihr selbst auf die ihr aufgedrungene, unsittliche Überzeugung, daß sie mit ihrer Ehe ihre eigenste Individualität unter einen außergesetzlichen Zustand gestellt (habe), wo sie für sich selbst nichts mehr bedeute, und an dieser Überzeugung läßt sie sich schon in ihrem schönsten, dreiundzwanzigsten Jahr langsam verwelken, in dieser Überzeugung schweigt und schweigt sie, den wortführenden Mann und die Fremden bei Tische bedienend. Und wenn Du ihr vor Rührung die beringte Hand küssest, wirft sie erschrockene Blicke zurück auf den, dem sie ein Besitztum, eine um bestimmte Rechte erworbene Sache, eine Schlafrocks- und Pantoffel - Angelegenheit, nach Abspannung von Büchern und Geschäften, geworden; der ihr eigenes inneres Leben ignoriert und dadurch verachtet und vernichtet, und der, nachdem er ihr während der ehelichen Pflichtliebkosungen seinen starkriechenden Tabak in die Augen geblasen, sie abends mit in seine Kammer nimmt, wo, ohne den Genius der Liebe und Andacht, der Liebe heiligstes Werk zur thierischen Funktion wird! Man will sich nicht gestehen, daß solches Eheleben, welches sich so in tausendfältigen Formen unter uns variiert, ein unsittlicher Wandel sei, da man auf der andern Seite anerkannt unter Legitimation der Moral steht, und Gott weiß, welche belobungswerte Verdienste sich um die Ethik selbst erworben (zu haben glaubt). Seltsam ist, daß ich gerade von heftigen und wichtigtuenden Wortrednern der Moralität unter uns es weiß, wie sie ihre Frauen im Hause nicht anders als Mägde und Unberechtigte halten. Kann es aber ein Redlichdenkender bestreiten, daß die meisten unserer Ehen unsittlicher Art sind, indem die Frauen darin nicht als geistige Selbständigkeiten, sondern nur als Mittel gewußt werden; denn nur die Anerkennung der geistigen und innern Bedeutung eines Wesens macht es sittlich und läßt ihm sittliche Freiheit zu! Ich sage, unsere Zeit hat diese geheimen Unterhöhungen der Gesellschaftsbande empfunden, und eine neue Generation, die den Adel ihrer ethischen Gesinnungen an der Hochschätzung der Weiblichkeit betätigt, die ihr Herz an edle und hohe Gestalten gehangen, arbeitet keiner andern Veränderung als der wahren Versittlichung der Zustände entgegen. Die Welt lebt heut in unsittlichen Verpflichtungen gegen unhaltbare Angewohnheiten, aber nur mit der Moral derjenigen steht es schlecht, welche ihre egoistischen Angewohnheiten und Familientraditionen für moralisch halten. Die höhere Moral geht über ihre Gegenwart hinaus, und ist eine stufenweise Annäherung an das Ideal der Menschheit.

Die heutige Schriftstellergeneration Deutschlands hat bei weitem sittlichere Tendenzen, als die romantische Schule, deren moralische Verreckung jetzt eben Ludwig Tieck repräsentiert. Bettinens Liebe, Charlottens Tod und Rahels dunkle Weissagungen sind durch unsere Brust gefahren, und haben unserm Bewußtsein über das innere Leben einer solchen Zeit die schmerzlichste, zartsinnigste und gedankengewaltigste Grundlage gegeben. Nun sehe man aber hin, was die Frauen für eine Bedeutung gehabt haben bei einem Dichter, wie Tieck, dem in seinen Weiblichkeitsdarstellungen nach dem Leben nur Freudenmädchen gelungen sind, und der in seinen Dichtungen fast nie vermocht hat, ein edles, sittliches, geistig schönes Frauenbild klar und plastisch hinzustellen! Nicht einmal künstlerische Durchschmelzung des Fleisches, wie bei Heinse, sondern die allergemeinste, materiellste Anschauung des Weibes ist bei Tieck vorherrschend. In den meisten seiner Romane führt er uns Bordellbekanntschaften vor, und selbst im Dichterleben steckt unversehens einmal seine Muse den verwandelten Schweinskopf zu solchen Circen empor, die er mit schöner, glänzender, koketter Beweglichkeit zu schildern versteht, während er größtenteils die anständigen und edeln Frauen seiner Dichtung entweder, wie in den

Novellen, nur flüchtig und mit Unbehagen skizziert, oder, wie früher im >Octavianus< und der >Genoveva<, in dreifache Schleier der gestaltlosen Mystik hüllt. Von echter Weiblichkeit hat nur selten einmal die Ahnung sein Gemüt durchblitzt, und wenn ich an den Lebensbildern der romantischen Schule noch einmal vorbeiwandele, so finde ich hinter den üppigen Blütenhecken buhlerischer Stanzas und Kanzonen auch die echte Liebe, nach der ich mich sehne, nirgend, sondern ein geistreich verschmitztes, lauernes, halb in tiefsinniger Lust, halb in Ironisierung seiner eigenen Lust gemaltes Gesicht [Ludwig Tiecks Gesicht], mit unheimlichen Zuckungen um den Mund, sieht mich an, zu meinem Ekel. Warum will dies Gesicht jetzt auf seine alten Tage noch sich als Tugendspiegel vor diese Zeit hinstellen, und, im letzten Glanz moralisierender Strafnovellen sich zeigend, doch noch mit legitimen Resultaten eines blasierten Lebens sich schminken? Die romantische Schule sollte stille sein von solchen Dingen, damit man nicht nachforsche in den Archiven ihrer Jugendsünden, und alte, geheimnisvoll redende Pergamentblätter aus der Periode ihrer mondbeglänzten Zaubernächte ans Tageslicht ziehe! Was soll die Scham der deutschen Frauenwelt dazu sagen, daß sich August Wilhelm Schlegel von einem Kritiker öffentlich seiner Impotenz, diesen von ihm mühsam erworbenen Talisman der Tugend, vorwerfen lassen mußte? Es ist keine angenehme Pflicht, die geheime Geschichte der Romantik zu schreiben, und wir bitten, unserem wohlunterrichteten Gedächtnis aus dem Wege zu gehen! Aber um die Tugend zu kennen, die ich in den Armen meiner Geliebten nicht gelernt hätte, dazu mag ich bei den romantischen Dichtern überhaupt nicht in die Lehre gehen! Wenn einer [gemeint ist: Ludwig Tieck] mit seiner leiblichen Schwester in unzüchtigen Flammen gestanden, wenn einer nach Übereinkommen seine eigene Frau seinen Freunden preisgab, und dafür die Eheweiber seiner Freunde in Recompense nahm, so wäre das kein Mann und kein Weiser dazu, um meine gesunde Jugend und die hoffnungsreiche Richtung dieser Zeit mit Moralbeispiel zu fördern! Wozu aber unbedachterweise solche moralische Strafnovellen schreiben, deren Text nur einzelne, bedeutungslose Karikaturen der Zeit wirklich treffen kann, deren Anwendung aber leider auf das Haupt des Tugendpredigers zurückfallen muß! Und bedenkt denn Ludwig Tieck nicht, daß manche Unsittlichkeit der heutigen Welt, der er mit Recht zürnend und züchtigend gegenübertritt, gerade durch die Lektüre seiner frühern Schriften unter uns gekommen sein könnte, denn wie viele deutsche Jünglinge, die jetzt aus der Art unserer Väter geschlagen, mögen sich nicht zuerst an seinem >William Lovell< die Phantasie verdorben und schmutzig gemacht haben! Wie kommt jetzt Saul unter die Propheten? Wohlan, ihr großen und legitimierten Männer Deutschlands, gebt, wie es jetzt Mode wird, der Welt und der Nation glorreiche Tugendbeispiele, wir verlangen und bangen herzlich danach, denn uns tun feste Haltepunkte in unseren Wirren Not! Aber was wollt ihr, während die gutwillige Welt vor eurem Beichtstuhl kniet, mit unserem widerspenstigen Gedächtnis anfangen? Haben wir doch zu euren Füßen gesessen und euch belauscht, denn wir waren fleißig und eifrig auch in der Erforschung des deutschen Privatlebens! Gut möchte es sein, dem Publikum manche verheimlichte Zustände dieses unsres Privatlebens vor Augen zu rücken, damit es sehe, wie die jetzt so beliebt werdende, öffentliche Koketterie mit der Moral in manchen ihrer Hauptrepräsentanten auf einem morschen, faulen und sittlich unwürdigen Hintergrund ruhe! Aber meistens stemmen sich dawider Mitleid und Pietät gegen die Laren, und nur in einigen Fällen gestattet es die erlaubte Notwehr, daß man, um seine eigene stillgehaltene moralische Würde der feindseligen Scheinheiligkeit gegenüber abzuzeichnen, mit jenen Überlieferungen sich siegreich wappne!

Und nun naht euch wieder, himmlische Gestalten, die ich fast vergessen hätte, aus der Novelle >Eigensinn und Laune<! Tieck schildert eine Emmeline, auf fortschreitenden psychologischen Stufen, in denen sich manche alte meisterhafte Anklänge von ihm verraten. Aber des Dichters Gesinnung, welche dabei den schreienden roten Faden macht, ist eine Perfidie gegen die Menschheit. Man höre und denke folgende Verhältnisse: Dies Mädchen, eine naturkräftige Schönheit, voll Anlagen zur höchsten weiblichen Bildung, wird von dem bestimmtesten Widerwillen gegen die Ehe erfüllt. Die catilinarische Rede, welche sie zu Anfang der Novelle gegen alle ehelichen Anmutungen hält, ist der Ausdruck eines natürlichen, scharfsehenden und aufrichtigen Gemüts, das vor der Hyperzivilisation und Unnatur der meisten Gesellschaftsverhältnisse zusammenschauert. Dies ist so

begreiflich motiviert, daß man überrascht wird, wenn die gleich einem Itis herbeischleichende Ironie Tiecks daran nur ein Beispiel statuieren will zur Verhöhnung aller sozialen Fragen der Zeit. Gehen wir aber mit Emmelinen auf die Reise, und horchen auf die ersten Herzschnitte ihrer Liebe, die ein frisches Naturkind ihr erweckt! Ein junger, in der Tat liebenswürdig geschilderter Kutscher, der gar keine angebildete Kultur besitzt, regt in der Schweiz und in der träumerischen Stille des Waldes, durch den er ihr Wagenlenker ist, das erste Gefallen des geistreichen Mädchens an einem Manne auf. Offen und natürlich, wie sie ist, erklärt sie sogleich ihre Gefühle, und setzt ihrem erstaunten, aber nachgiebigen Vater auseinander, wie, nachdem sie jene zivilisiert verbildeten Jünglinge in der Stadt immer als Krüppel habe verachten müssen, ihr jetzt endlich die Bedeutung des Mannes und der Ehe das Herz getroffen habe. Die ironische Erfindung verknotet sich nun folgendermaßen. Jener Bauerbursche wird in einer kleinen Stadt zurückgelassen, und ihm Lehrer aller Art beigegeben, die seine Ausbildung bewirken sollen. Welch ein Faux - Pas der Ironie! Es ist unwahrscheinlich, daß Emmeline, die ihr Naturkind so wie es war besitzen wollte, seiner künstlichen Kultivierung vor der Ehe nachverlangen konnte, und wenn dies des öffentlichen Anstandes wegen zu einer Heirat geschehen mußte, so ging wieder der ganze Sinn derselben verloren. Aber Tieck, in dessen traumhafter Gestaltenwelt sich die Personen bekanntlich auf einmal wie wahnsinnig gebärden, brauchte ironische Pottasche, um diese grüne Novellenseife, womit er die Zeit reinigen und weißwaschen will, garzukochen. So kommt der Verlobungsabend heran, wo der mit seinem Bildungskursus fertig gewordene Martin Sendling von der Braut und seiner versammelten Gesellschaft erwartet wird. Er hat in kurzer Zeit viele Talente entwickelt, erscheint ganz verwandelt, und ist, mit einem Wort, aus einem Naturmenschen ein gebildeter Mann geworden. Emmeline stößt ihn entsetzt von sich, sobald sie seiner in dieser Metamorphose ansichtig wird, und da er ihrem Ideal nicht mehr entspricht, sondern wie die Übrigen geworden ist, muß er sie fliehen. Der arme Bursche, der nun für Alles verdorben, geht mit seinem ihm so schlechtbekommenen Stückchen Bildung in die weite Welt, Emmeline aber begibt sich nach Paris mit ihrem Vater. Wie viel vortreffliche Elemente sind nicht in dieser Emmeline, welche gesunde Oppositionskraft des echten Weibes, welche tragische Zerfallenheit mit einer überlebten gesellschaftlichen Kultur! Aber dies alles, wie es aus den Schmerzen der Zeit richtig genug herausgesehen und herausgegriffen ist, spießt sich Tieck nur so zum hämischen Spaß auf die Schreibfeder, und macht ein Persiflierstück skandalösen Humors aus dem, was die Aufgabe eines Dante wäre. Die ganze Emmeline ist ihm nur eine Bußgestalt seiner ironischen und polemischen Absichten, und so läßt er sie, mit bizarrer Verleugnung aller humanen und poetischen Gerechtigkeit, allmählig in lauter abscheuliche Verhältnisse zerfaulen, um an ihr zu rächen die Heiligkeit und die Legitimität der Ehe! Hear, hear, ein Tieck hilft in seinen alten, schwachen Tagen der Heiligkeit der Ehe wieder auf! Nebenbei erteilt er der Humanität die Stäupe. Ist es Beichte, ist es Buße, ist es letzte Ölung, Ludwig Tieck? Man höre weiter!

Emmeline, die arme, an allem irrgewordene Emmeline, muß in Paris der niedrigsten Verführung zur Beute werden, und erlebt, auf die empörende Weise, die ersten Mutterfreuden durch den allerverächtlichsten Menschen, der ihr selbst ein Gräuelpiece ist. Diese pariser Szenen haben einen so stinkenden moralischen Atem, daß sie nur Tieck selbst in den folgenden Ereignissen zu überbieten vermochte. Emmelinenens Ehre wird jedoch vor der Welt durch einen ihrer älteren Liebhaber, einen edelmütigen Pedanten, gerettet, der sie heiratete und wieder zurück nach Deutschland führt. Hier lebt sie in der Einsamkeit auf dem Schlosse ihres Mannes, ein totes hoffnungsloses Scheinbild ihrer selbst, als ein französischer Offizier, der gastlich bei ihnen aufgenommen wird, ihr von neuem Anforderungen an das Leben erregt. Sie gesteht ihm liebend, er sei der erste wahre Mann, der ihr vorgekommen, und Beide fliehen miteinander. In einer Waldschenke erkennen sie sich an einem ihrem Geliebten entgegenspringenden Hund, namens Muntsche, dieser lächerlich fabelhaften Machination, die in der Novelle unaufhörlich spukt, ohne daß man begriffe, was sich der Verfasser eigentlich bei diesem witzelnden Hundefatalismus seiner Dichtung gedacht. Dergleichen gehört aber zu den krankhaften Gelüsten der Tieck'schen Novellistik, die sich überall bei ihm zeigen, sowie es auch eine oft wiederkehrende Grille seiner Erfindungen ist, daß zwei ehemalige Liebende sich plötzlich nach langer Zeit in

einer völlig unkenntlich gewordenen und verblichenen Gestalt wiederfinden müssen. So erblicken sich jetzt Emmeline und - Martin Sendling einander gegenüber, und mit diesem Moment des bizarren Wiedersehens hört Glück und Frieden ihres Verhältnisses auf. Sie kehren sich feindlich den Rücken. Jetzt aber tritt die große kulturgeschichtliche Wendung der ganzen Novelle ein. Mit dem neuen Abschnitt der Ereignisse, welcher nun beginnt, führt uns Tieck geradewegs in ein - Bordell, das seine Ironie fortan zum Schauplatz der neuesten zeitgeschichtlichen Tendenzen macht. Ich erinnere mich nicht, in einer andern deutschen Dichtung jemals so unverhohlen auf solchem Grund und Boden gestanden zu haben. Freundin, verhülle Dein Antlitz, während ich unverzagt einem so erfahrenen und erprobten Führer, wie Ludwig Tieck, in ein solches Haus folgen will! Seine Helden und Heldinnen bis in ein [Huren]-Haus zu bringen, gehört ebenfalls zu den krankhaften Gelüsten der Tieck'schen Muse, und nirgends ist das Straßenleben der Venus Vulgia und Cloacina mit einer glänzenderen Erfahrung im Unsittlichen geschildert, als im >William Lovell<, der in seiner metaphysischen Verzweiflung alle seine ehemaligen Geliebten zuletzt als trübselige Priesterinnen in irgend einem Gassenwinkel wiederfindet. Vor dreizehn Jahren, als ich den >Lovell< zum ersten Mal las, empörte sich meine noch nicht mannbare Natur vor dieser prickelnden Romantik des Lasters, und jetzt steht dieselbe Muse, mit denselben Szenen, als moralische Vettel vor mir, welche, wie jene babylonische, Gewalt und Zeter schreit, welche die Sittlichkeit der Zeit verbessern will, und die heutige deutsche Jugend mit einer Anklage belastet, die in einem schlechten Hause bei Madame Blanchard zu Protokoll genommen wird. Diese schreckliche Witwe Blanchard ist kein Dortchen Lakenreißer, deren naive, unschuldige Gemeinheit ich bei dem naturstarken Shakespeare noch liebenswert finden könnte. Mutter Blanchard ist eine ironisierte Mutter, ach! es ist die arme, unglückliche, in die sozialen Wirren unserer Zeit verstrickte - Emmeline! Wenn ein Gott solche Verhältnisse in der Wirklichkeit geschehen ließe, so müßte man an ihm verzweifeln! - was soll man aber mit einem großen Dichter anfangen? Dieser Dichter wollte jedoch zeigen, daß solche St. Simonistische Tendenzen, wie sie der Gesinnung Emmelinens sich bemächtigt hatten, zu keinem andern Ziel hinführen, als zum - Bordell! Guter Gott! welche Tendenzen hatten denn Tieck dahin geführt? Waren es die Stanzen seiner südlich romantischen Periode, war es die Phantastik der Formen, war es die psychologische Menschenkenntnis, die er in solchen abgelegenen Hainen des Akademos bereichern wollte? Es ist für mein Gefühl verletzend, daß ich vom Schicksal dazu auserlesen bin, diesen jetzt moralisch ausgetrockneten Sümpfen noch einmal auf den unreinen Grund zu gehen, aber ich hoffe, daß das Opfer, welches ich dadurch zur möglichen Benachteiligung und Mißverstehung meiner Person vor den Augen des Publikums bringe, allgemeineren Nutzen tragen wird! Denn wie soll sich eine neue Generation vor jenen Stolzen und Grausamen retten, welche die frühere Unsittlichkeit ihres Wandels jetzt in die steife Glanzleinwand der Moralität verhüllen, und auf dem stampfenden Roß einer den Geist knechtenden Ethik sich wiegend, die sittlichsten Bewegungen, welche die fortschreitende allgemeine Moralität der Geschichte unternimmt, bei den Behörden und in der bürgerlichen Gesellschaft als Bordelltendenzen zu verdächtigen streben!

Die jüngern deutschen Schriftsteller, welche als Unternehmer und Gründer des >Literarischen Zodiacus< auf diesen Blättern sich zusammenfinden, erscheinen hier, von den ausgezeichnetsten und gewichtigsten Männern Deutschlands als ihren mitwirkenden Freunden umgeben, zu literarischen und sozialen Bestrebungen, die keine moralische Verdächtigung erreichen noch erschüttern wird! Aber wir empfinden im gemeinsamen Kummer das drohende Mißtrauen, welches heut die Gesellschaftsverhältnisse verpestet, und deshalb wollte ich an einem so allgemein bekannten und durch Talent und Ruhm hervorragenden Manne, wie Ludwig Tieck, Proben einer gerechten Polemik liefern, die offene Erklärungen über den allgemeinen Moralitätszustand unserer Zeit veranlassen soll! Wir haben diese nicht zu scheuen nötig, sondern wir rufen vielmehr die Spekulation heraus, die wahren Anforderungen einer menscheitsbeglückenden Ethik zu prüfen und den unruhigen Geburtswehen der Geschichte beizuspringen! Mit absichtlichen und geheimen Parteibestrebungen, die man jetzt überall argwöhnt, haben wir nichts zu tun, da wir in unsern Verhältnissen keinen Spielraum, in unserer Nation kein Publikum, und in unsern

Ideen, die auf eine reine geschichtliche und spontane Entwicklung der Zeit gerichtet sind, keinen Willen dazu vorfinden. Die fabrikierte Kategorie des sogenannten „jungen Deutschlands“ war uns von jeher fremd, und es ließ sich voraussehen, daß eine derartige selbstgemachte Benennung, die eine nur kritisch hervorgerufene Kluft zwischen allen nationalen Sympathien gründet, früher oder später zum literarischen Ekelnamen werden würde! Die beiden Schriftsteller, welche das sogenannte „junge Deutschland“ repräsentiert hatten, Wienbarg und Gutzkow, sind in unsern letzten Stücken in ihren Talenten und Gesinnungen teils anerkannt, teils bestritten worden, und obwohl sie in ihren bisherigen Schriften und Kritiken meistens feindselig und vernichtend auch gegen uns sich ausgelassen, so darf man uns doch nicht zumuten, daß wir Bannstrahlen gegen ihren bürgerlichen Charakter schleudern sollten. Ich glaube zwar nicht, daß sich unsere historische Wendungen an solche Individualitäten, wie die genannten Schriftsteller sind, fixieren werden, und finde deshalb alle befürchteten herrschsüchtigen Anordnungen und Occupationen des Literaturgebietes von dieser Seite unnütz und wirkungslos, aber ich denke, daß so bedeutende Talente, wie man ihnen zugestehen muß, zu schönen Gestaltungen kommen, sobald sie die falschen Prätensionen an das Allgemeine und den absichtlichen Trotz gegen Gottheit und Schicksal fahren lassen. Wollte Tieck in der Figur des Wilhelm Eichler, welche in den letzten Abschnitten seiner Novelle auftritt, die Tendenzbilder Gutzkow's und Wienbarg's ironisieren? Dieser Eichler ist ein täglicher Gast der Witwe Blanchard, und spricht, inmitten der saubern Freuden dieses Hauses, von den modernen Interessen der Bewegung, von der jungen Zeit u. dgl. Endlich schließt die Szene, bei Gelegenheit eines öffentlichen Auflaufes, welcher die jungen Parteimänner vor jenem fatalen Hause versammelt, mit einer revolutionären Stürmung dieses Bordells, durch welche bittere Wendung seines unflätigen Stoffes Tieck zeigen will, daß es die Umwälzungstendenzen unserer Zeit nicht weiter bringen, als höchstens bis zur Zerstörung eines gemeinen Hauses! Wem, auf irgend einer Seite des Lebens und der Ansicht, kann wohl mit dieser Ironie gedient sein, die so schmutziger Farben bedarf, um sich wirksam anzustreichen? Wer das Bestehende vertritt, und wer es verändern möchte, beiden hat Tieck durch diese unzüchtige Demonstration ein Gefühl des Ekels erregt. Wir aber glauben an dem Beispiele Tieck's bewiesen zu haben, wie leicht solche Insinuationen auf das Haupt ihres Urhebers selbst zurückfallen können! Diese Polemik ist aber um so unredlicher, da sie ihren Gegenstand nur nach dem Hörensagen erfaßt, denn Tieck ist bekanntlich schon seit vielen Jahren zu vornehm, selbst etwas zu lesen, und kennt die neuere deutsche Literatur nur aus den Anzeigen in den Blättern für literarische Unterhaltung, welche ihm die Brockhaus'sche Buchhandlung gratis zuschickt, und aus dem Gespräch mit diesem oder jenem besuchenden Fremden. So wirft denn nun seine erbitterte Subjektivität die ganze heutige deutsche Jugend in Bausch und Bogen durcheinander, ohne sich die Gewissenlosigkeit kränken zu lassen, wie verschiedenartige Individualitäten und wie edle Bestrebungen er dabei vermengt und verdächtigt!

Obwohl die Schriftsteller des >Literarischen Zodiacus< die gemachten Kategorien eines sogenannten „jungen Deutschlands“ von sich ablehnen, und hiermit öffentlich desavouieren, so werden sie sich doch ihren übrigen mitstrebenden Literaturgenossen, deren ethische und religiöse Bewegungen sie bis jetzt nicht geteilt haben, niemals wider Gerechtigkeit entziehen, noch weniger zwischen sie und die Nation treten. Der Einzelkritik und der individuellen Betätigung auf unsern Blättern soll es vielmehr überlassen bleiben, selbst bei den widerstrebenden Elementen die gemeinsamen Grundfäden in den innern Bewegungen des heutigen Deutschlands hervorschwimmen und anschaulich zu machen, und durch Wegräumung wie durch Befestigung ein neues versöhnendes Band unter den Gemütern knüpfen zu helfen. Wir werden, den Fortschritt unserer Zustände im Herzen tragend, durch die Literatur auf das soziale Leben zurückzuwirken suchen, aber die eigentümliche Nuance, die wir im Kampf der Meinungen behaupten, durch Trotzen auf effektvolle Negationen durch jugendliches Kokettieren mit einer halsbrechenden Abstraktion, uns zu verzerren hüten. Das religiöse Bewußtsein Deutschlands ist in diesem Augenblick erschüttert und zermalmt, das politische Leben wieder für eine ganze Generation rettungslos verloren gegangen, und die unterhöhlten Gesellschaftszustände haben schwierige und verwundende Auseinandersetzungen zwischen einer wahren,

vernünftigen, echt menschlichen Ethik und den abergläubischen Traditionen und individuellen Niederträchtigkeiten der Menschen nötig gemacht. Es kommt darauf an, in einer solchen Menschheitsepoche, wo uns Gott verlassen zu haben scheint, durch doppeltes Aufbieten der menschlichen Produktionskraft für Wiederherstellung vernünftiger Zustände, zu beweisen, daß ein Gott ist! Der Fonds der Menschheit ist keineswegs abgeschwächt, sondern sie war zu keiner Zeit so stark, um die Umarmung des Gottes in seiner wahren, unverhüllten Gestalt zu leiden und zu genießen. Das heißt: sie war zu keiner Zeit so reif für vernünftige und humane Zustände! Beweisen wir ihm dies durch die Höhe unserer Spekulation, durch die Schönheit unserer Kunstschöpfungen, durch das, was wir im Privatleben tun und eifrig austreuen, und durch das, was wir in der Öffentlichkeit verfechten!“

Th[eodor] Mundt

Kommentar: Bereits im Jahre zuvor, 1835, hatte sich Dr. Theodor Mundt sehr kritisch und halb spöttisch über Bettina Brentanos Buch >Goethes Briefwechsel mit einem Kinde< im >Literarischen Zodiacus< geäußert. Siehe hierzu mein Buch >Bettinas wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der (natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?<. Im Oktober 1835 ging ihm ein Brief Menzels zu, der ihn aufforderte, gegen Gutzkow und Wienburg zu schreiben. Mundt gesteht, daß er Menzel höflich aber altklug geantwortet habe. Menzel deutete ihm in einem Gegenschreiben an, daß er, Mundt, bereits in wenigen Wochen seinen Entschluß bereuen würde. Dr. Theodor Mundt traf es trotzdem wie ein Blitzschlag aus heiterem Himmel, als er erfuhr, daß er mit L. Wienburg, K. Gutzkow, Heinrich Laube, Heinrich Heine, Ludwig Börne und noch anderen „revolutionären“ Schriftstellern in einen Topf geworfen wurde. Zweifellos weil er zu viel Richtiges und Wahres über Wolfgang Goethe, Bettina Brentano, verh. von Arnim, und Ludwig Tieck wußte, blieb der preußischen Administration kein anderes Mittel übrig, als Mundt durch brutales Zensurverbot zum Schweigen zu bringen. Diese Überreaktion der preußischen Zensurbehörde ist ein Zeichen ihrer Nervosität und Angst. Offensichtlich bekamen es einige „Skandalwächter“ und wohl auch der „Wächter der Goetheschen Klassizität“, Varnhagen von Ense, mit der Angst zu tun. Gleichzeitig verlor Dr. Mundt seine Anstellung als Dozent an der Universität Berlin. Ludwig Tieck, die intellektuelle Scheinexistenz, wurde aus Staatsraison, aus Angst vor einem riesigen Gesellschafts- und Literaturskandal, geschützt, und Dr. Theodor Mundt, ein hervorragender Germanist und exzellenter Literat, zu einem - Märtyrer gemacht. Die Verleihung des höchsten Ordens für Wissenschaft und Kultur an Ludwig Tieck durch die preußische Regierung war eine Demonstration, daß an dem Dichter Ludwig Tieck und an dem Mythos >König der Romantik< nicht öffentlich gezweifelt werden durfte.

Den obigen Artikel verwendete Dr. Theodor Mundt auch in seinem Buch >Charaktere und Situationen<, Wismar und Leipzig 1837, allerdings sind die kritischen Äußerungen über Ludwig Tieck fast gänzlich gestrichen. Auch der Vorwurf, daß Ludwig Tieck mit seiner „**leiblichen Schwester in unzüchtigen Flammen**“ gestanden habe, fehlt. Dr. Mundt war es gewiß wie Schuppen von den Augen gefallen.

Dr. Theodor Mundt schrieb über Varnhagen von Ense, seine Lebensaufgabe wäre, „Wächter der Goethe’schen Classicität“ zu sein.

Frage: Wozu braucht ein verstorbener Dichter einen Wächter? Varnhagen von Ense war, wie Alexander von Humboldt, von dem preußischen Königshaus als „Skandalwächter“ beauftragt.

Garlieb Merkel

Briefe an ein Frauenzimmer über die wichtigsten Produkte
der schönen Literatur in Teutschland
Berlin 1800

II. Band
Zweiter Brief

Romantische Dichtungen von Ludwig Tieck

Maggots half form'd in rhyme exactly meet,
And learn to crawe upon poetic feet.
Pope

Es dünkte *Sie* gestern so drollig, meine Freundin, daß Ihr kleiner Eduard in den Schuhen des Großvaters herumschwankte: heute sollen Sie dasselbe Schauspiel, sollen Sie Herrn Tieck Shakespeare nachahmen sehen. Ich zweifle indes, daß Ihnen dieses sehr spaßhaft scheinen wird. Was Eduard im Scherze tat, meint Herr Tieck ernstlich; und einen bejammernswürdigeren Anblick gibt es nicht als die Mittelmäßigkeit, die sich foltert und verrenkt, um Größe zu scheinen - ein Zwerg, der an einem Riesen aufhüpft und durch jeden Sprung nur einen kläglichen Fall gewinnt. Folgte ich nur meinem Mitleiden, so würde ich seiner gar nicht erwähnen: aber Herr Tieck ist patentmäßiger Humorist der Schlegelschen Clique⁷⁴; sie hat ihn versichert, er sei ein außerordentlicher Kopf; sie hat ihn [Ludwig Tieck] verleitet, die ersten Männer der Nation mit schalen Späßen anzufallen, und er tut es mit so ausgelassener Keckheit, daß er wirklich manchen Schwächlingen, die alles, was Charakter zu haben scheint, anstaunen und keinen gebildeten Geschmack besitzen, imponiert. Er mag also die saubere Galerie eröffnen, die ich Ihnen nach und nach aufstellen werde, und zwar mit seinem Trauerspiel >Leben und Tod der heiligen Genoveva<. Die Clique versichert, es sei eins der ersten Meisterstücke, die der menschliche Geist hervorgebracht habe; nur höhere Naturen seien fähig und würdig, es zu verstehen und zu genießen usw. Wir wollen unser Lachen über diese Marktschreierei unterdrücken und ernsthaft prüfen. Scheint es Ihnen, daß ich mich hier und da zu unsanft ausdrücke, so erinnern Sie sich nur, von wem ich spreche: von einem Menschen, der es mühsam darauf anlegt, sich, wie manche Insekten, wenigstens durch Stechen bemerkbar zu machen, und dem kein Name zu ehrwürdig ist.

Wahrscheinlich wird er selbst nichts dawider haben; daß ich ihm die Ehre erweise, bei seinem Machwerke Rückblicke auf Shakespeare zu tun - versteht sich, sans comparaison! Er prunkt mit seinem tiefen Studium des unsterblichen Dichters, und seine Genossen verkündigen es laut. Wirklich ist auch seine Manier eine so vollendete Travestierung der Shakespearischen, daß wir es uns nicht versagen müssen, jeden Gegenstand erst in der Natur des Genies zu sehen, ehe wir untersuchen, wozu ihn der Hohlspiegel der Armseligkeit verzerrte. Also zur Sache.

⁷⁴ Diese Feststellung und Charakterisierung Ludwig Tiecks durch Garlieb Merkel stimmt mit der Realität vollkommen überein. August Wilhelm Schlegel ist zu dieser Zeit der Liebhaber der Sophie Tieck, verheiratete Bernhardi, die ein Kind von ihm hatte. Er ist inzwischen durch die Geliebte über die wahren Familienverhältnisse Goethes zu Ludwig Tieck vollkommen aufgeklärt. Goethe und Schlegel haben sich gegenseitig in der Hand. Goethe weiß von A. W. Schlegels unehelichem Kind Felix Bernhardi und Schlegel weiß, dass Ludwig Tieck der uneheliche Sohn Goethes ist. Ich bin überzeugt, Ludwig Tieck wurde deswegen von den Schlegels so sehr gelobt, um dadurch Goethe zu schmeicheln. Durch Goethes Lob und Protektion erhofften sie sich wiederum literarischen Erfolg und Ruhm. Danach sieht alles aus.

Shakespeare, meine Freundin, machte es zu seinem Hauptzweck, große Charaktere und Leidenschaften zu entwickeln. Mochte er nun seinen Gegenstand aus der Geschichte, mochte er ihn aus irgendeiner romantischen Sage oder Erzählung entlehnen: immer war er ihm, wie sich ein großer Kunstrichter ausdrückt, nur ein Skelett, das er mit Muskeln, Nerven und Adern umkleidete, dem er kraftvolles Leben einhauchte. Er erzählte nicht nur, wie die Leidenschaft von einer Stufe zur anderen gestiegen sei: er motivierte jeden Schritt, den sie tut, so sorgfältig und genau, er legte jede Bewegung, die im Innern des Leidenschaftlichen vorgeht, mit so hinreißender Wahrheit vor Augen. Wie die Meisterstücke der alten griechischen Bildhauer nicht nur dem Künstler durch ihre Schönheit, sondern auch dem Anatomen durch ihre treue Darstellung der Muskeln usw. Belehrung geben, so entzückt Shakespeare nicht nur den Dichter, sondern auch den Philosophen, der den Menschen studiert: denn jeder Hauptcharakter, den er aufstellt, ist nicht bloß Gemälde dieses oder jenes Individuums; es ist die Personifikation einer Leidenschaft; es ist eine Darstellung der allgemeinen Menschennatur. Bei diesem hohen Zwecke konnte er nicht auf die ängstlichen Vorschriften Rücksicht nehmen, die der älteren dramatischen Kunst so heilig und unverbrüchlich waren. Die Einheiten des Ortes, der Zeit, der Handlung verschwanden vor seinen Augen: die Einheit des Charakters trat an ihre Stelle und ersetzte sie alle. Der Kunstrichter staunt zu ihm empor, wagt nicht zu tadeln und modelt schweigend seine alten Regeln um: denn an die Stelle der kleinlichen Wahrscheinlichkeit, die sie bewirken sollten, setzte Shakespeare hohe, strahlende *Wahrheit*.

Wie nun sein Nacheiferer, Herr Tieck? Über die Regeln setzte auch er sich freilich hinweg; aber das ist auch die ganze Ähnlichkeit mit Shakespeare, die er erreichen konnte. Welche Leidenschaft er malte? Welchen Charakter er durchführte? Sie brauchen nur den Stoff zu betrachten, den er wählte, um sogleich zu wissen, woran Sie in dieser Rücksicht sind. Seine Heldin ist eine fade Heilige, seine Geschichte eine abgeschmackte Legende, zu deren lächerlichen Abenteuerlichkeiten er noch so viele hinzusetzt, als er schwachen Geistes vermag. Sehen Sie nur, wundernshalber, seine Fabel an, und Sie werden sogleich überzeugt werden, daß er sich nicht einmal zu bestimmen verstand, was er eigentlich schildern wollte - wenn es nicht etwa die Art war, wie man eine Heilige wird.

Siegfried, Graf von Trier, zieht in den Krieg. Der Ritter, dem er die Sorge für seine Gemahlin auftrug, verliebt sich in sie. Da er sie nicht zu seinem Willen bringen kann, so beschuldigt er sie des Ehebruchs und wirft sie in einen Kerker, wo sie die äußerste Not leidet und mit einem Sohne niederkommt. Auf Befehl ihres betrogenen Gatten soll sie hingerichtet werden; aber die Mörder, die sie dazu in den Wald schleppen, haben Mitleid mit ihr und lassen sie leben. Sie bringt sieben Jahre in der Wüste zu. Eine Hirschkuh säugt ihren Sohn groß. Der Tod erscheint, um sie zu töten; zwei Engel verbieten es ihm. Endlich erfährt Siegfried durch einen Brief, den Genoveva zurückließ, durch ein Gespenst und durch eine Hexe, die er verbrennen läßt, die Unschuld seiner Gemahlin. Auf einer Jagd verfolgt er die wunderbare Hirschkuh. Sie flieht in Genovevas Höhle. Diese wird entdeckt und wieder mit ihrem Gemahl verbunden, der Betrüger aber hingerichtet. Nach einer neuen Reihe von Jahren stirbt sie als Heilige, und ihre treue Hirschkuh verscheidet auf ihrem Grabe. Siegfried und sein Sohn gehen ins Kloster, und der heilige Bonifatius erscheint, uns in einem Sonette zu melden, von nun an bete man: Ora pro nobis Sancta Genoveva. - Und nun, meine Freundin, bestimmen Sie - Herr Tieck hat, wie Sie sehen, die Großmut gehabt, es dem Leser zu überlassen -, welches der durchgeführte Charakter sein soll: der tolle, unnatürliche Golo, der überflüssig wird, sobald er den Knoten geschürzt hat, Genoveva, die immer nur leidet, was man mit ihr machen will, der völlig unbedeutende Siegfried oder - die Hirschkuh. Ich stimme für das letzte. Ohne Zweifel werden übrigens Herrn Tiecks Verkündiger in diesem Gemisch von albernen Märchen, das mit einer Platttheit endigt, poetische Kühnheit entdecken: aber Kühnheit ohne Zweck ist Wahnsinn, und ist ihr Zweck nicht edel und groß, so ist sie Unverschämtheit.

Sie sind neugierig, wie der Verfasser es anfangs, jenen lächerlichen Stoff wenigstens in einen dramatischen Plan zu bringen; welches Interesse er anzuknüpfen suche, welche Situationen er wähle. - Was Plan, was Interesse und Wahl! Er dialogisiert das Märchen vom Anfang bis zum Ende und nebenher alles, was ihm einfällt. Sie wissen, Racine sagte einst: „Mein Stück ist fertig; ich habe nur noch die Verse zu machen.“ Herr Tieck macht nichts

als die Knittelreime, und sein Stück ist doch fertig. Ja die Fabel schien ihm noch nicht undramatisch genug: er verwirrt sie noch mehr.

Um den Charakter seines Helden vorspringender zu machen und seine Geschichte ganz auszumalen, läßt Shakespeare uns auch die Gegner desselben in ihren Verhältnissen sehen und beginnt gewöhnlich sein dichterisches Gewebe auf allen Punkten zugleich: daß er es aber nur darum tue, ein vollständiges Ganzes zu geben, übersah Herr Tieck; und was meinen Sie, in welchen Schülerstreich er darüber verfällt? Er faltet zwei Handlungen ineinander, die gar nichts miteinander gemein, haben. Bloß weil Siegfried ein fränkischer Vasall ist, versetzt er uns immer nach ein paar Szenen aus Genovevas Schloß in Karl Martells oder Abderrhomans Lager. Wir müssen eine Schlacht, den Tod des letztern, die Belagerung Avignons ansehen; wir müssen eine vier Seiten lange Weissagung hören, die Karls Sohne das Szepter verspricht. – „Aber, was hat das mit Genoveva zu tun?“ - In der Welt nichts: doch desto mehr mit dem Verfasser. Jedes wahre Genie weiß aus einer kurzen Fabel sehr viel zu machen; aber die dürftigen Köpfe können nicht Abenteuer genug bekommen, um etwas zustande zu bringen.

Shakespeare ist nicht karg mit spielenden Personen, und jede, bis auf die kleinste Nebengestalt herab, hat ihr bestimmtes Gepräge. Das hat Herr Tieck sich gemerkt. Er läßt eine Heerschar auftreten, und jede Person eilt, uns zu sagen, was sie sei. Doch - nichts ist leichter, als die Menschen wie die Schachsteine zu markieren. Bei Shakespeare lebt alles, ist in reger Tätigkeit, bildet sich fort - und das war natürlich über Herrn Tiecks Vermögen. Haben seine Personen uns gesagt: „Ich bin das!“ und sie kommen nach einer Reihe von Jahren wieder, so wissen sie nichts zu sagen als: „Ich bin es noch!“

Erinnern Sie sich der Figuren, die Ihr Eduard ausschneidet? Die eine stemmt die Arme in die Seiten und ist eine Dame; der anderen hängen sie herab: sie ist eine Magd. Geradeso zeichnet Herr Tieck seine Nebencharaktere. Die Bösen fluchen, die Guten beten, und sie bleiben unverändert, wie Eduards Schnitzbildchen heute gerade das sind, wozu er sie gestern schnitt.

Aber die Hauptpersonen? Oh, das ist ein anderes! Die leben, die gebärden sich - wie Rasende; die verwandeln sich unaufhörlich, ohne daß man sieht, warum. Ritter Golo z. B. kündigt sich als einen edlen, großmütigen Jüngling an, voll Treue und Rechtlichkeit. Ein einfältiges Lied, das ihm ein Schäfer singt, rührt ihn so sehr, daß plötzlich seine geheime Neigung für Genoveva wütende Leidenschaft wird. Er ist zu furchtsam, sich zu entdecken. Seine Amme spricht ihm Mut ein, und er tut es sogleich mit dem wildesten Ungestüm. Er begegnet Genoveva im Garten und umarmt sie. Sie windet sich los, obgleich mit vielen Zeichen, daß sie seine Leidenschaft erwidere: und - er beschließt, sie zugrunde zu richten. Er überfällt sie, da sie sich von einem alten Knechte Legenden vorlesen läßt, beschuldigt sie des Ehebruchs und wirft sie in den Kerker. Hier besucht er sie und macht ihr eine herzbrechende Schilderung seiner Liebe. Sie ermahnt ihn zur Buße: - plötzlich sieht er nur ein Gerippe in ihr und in ihren Augen den Tod glänzen - und läuft wütend fort: aber seine Tollheit hindert ihn nicht; einen Diener mit kalter, besonnener Schurkerei zu unterrichten, wie dieser Genovevas Schuld ihrem Gemahle glaublich berichten solle. Ich glaube, das reicht hin, Ihnen zu zeigen, wie der berufene Shakespearesche Studios seinen Meister zu erreichen, wie er die Leidenschaften zu schildern und ihre Schritte zu motivieren weiß. Ähnliche Ungereimtheiten finden Sie in Genovevas Charakter und in jedem, dessen Rolle nur lang genug ist, um einen Bruch zu erlauben. Selbst der Tod ist nicht konsequent. Er kündigt Genoveva an, sie müsse sterben. „So nimm mich fort!“ ruft sie; und der Leser atmet hoffnungsvoll auf. Aber das Gerippe schwatzt, bis zwei Engel es verjagen. Das muß man gestehen: Herrn Tiecks Einfälle sind neu. Den Tod als Schwätzer auftreten zu lassen - das hat vor ihm noch niemand gewagt.

„Aber der Ausdruck der Leidenschaften, der bei Shakespeare immer lautes Aufschreien der Natur ist?“ - Den, meine Freundin, spricht ihm niemand nach, und ich brauchte Ihnen gar nicht einmal zu sagen, daß ein Tieck hier nur etwas Erbärmliches leisten würde. Indes, zur Probe!

Zulma, eine Mohrin, ist - die hundertmal abgenutzte Dichtung - ihrem Geliebten verkleidet in den Krieg gefolgt. Sie sieht sein Heer fliehen und bricht voll Verzweiflung aus:

O Qual, o Schmerz,
O Allah, höre,
Hör, wie ich beschwöre,
Oh, brichst du Herz?

Laß Blitze zücken,
Wirf Donner von oben,
Wir wollen dich loben,
Nur laß es uns glücken!

Die Verheißung vorzüglich, *wir wollen dich, loben!*, ist sehr naiv; aber es kommt noch besser. Abderrhoman, schwer verwundet, wird aufgefordert, sich zu ergeben. Stolz und Wut wallen in seinem Herzen auf, und er ruft:

Nie sollst du so den Muselmann erblicken!
Eh soll ich ja im eigenen Blut ersticken.

Golo beschreibt seiner Amme die Sehnsucht, die ihn peinigt:

Nur einmal ihren Busen an den Mund,
So bin ich wohl auf Lebenszeit gesund.
Nur einmal soll ihr Herz an meinem schlagen,
Dann mag das Glück mir alles doch versagen;
Daß ich sie einmal recht von Herzen-küsse,
Daß sie es nur, wie ich sie liebe, wisse etc.

Ist es nicht allerliebste anzusehen, wie echt natürlich immer eine Zeile die andere, gleich einem lahmen Beine, an einem „So“ oder „Dann“ nachschleppt? - Doch als Golo Genoveva allein spricht, wird er feuriger. Er redet sie an:

Sei gütig, böser, holder, liebster Satan!
Du Gottheit mir, gebenedeite Jungfrau,
Nein, Hölle mir etc.

Ich hoffe, das genügt Ihnen, und gehe weiter. - Shakespeare, wie Sie wissen, schreibt die erhabenen Szenen in Jamben: - hier glaubte Herr Tieck ihn übertreffen zu können, und wirklich überbietet er ihn - und allen Menschenverstand. Sein Dialog ist bald Prosa, bald gereimte, bald reimlose Jamben, bald Triolett, Ottaverime, bald sogar Sonett. Land! Meine Freundin, Land! Weiter läßt sich der Unsinn nicht treiben; und Gott sei Dank, daß wir seine Grenze sehen! Gewissen Leuten scheint zwar jede Regel der Vernunft nur dazu gemacht, daß sie etwas zu überspringen haben, und wenn sie nicht zu einem Extrem gehen, glauben sie gar nichts zu tun; aber Herrn Tieck darin zu übertreffen: - ich biete jedem Trotz, es zu können.

Bis jetzt haben wir gesehen, was aus Herrn Tieck wird, wenn er den Shakespeare spielen will: jetzt sollten wir ihn in seiner eigenen Natur kennenlernen. Nur ein halbes Dutzend Szenen brauchte ich Ihnen zu skizzieren, um Ihnen einen Anschmack von seiner Manier zu geben, um Ihnen zu zeigen, wie er uns jeden geringfügigen Umstand in einer eigenen wasserreichen Szene zuschwemmt: so beginnt das Stück mit einem Prolog von vier Seiten, aus dem wir gar nichts lernen, als was hernach gleich wieder gesagt wird; wie er sich unaufhörlich wiederholt: so setzt ihn z. B. die wunderbare Entdeckung, daß Martell oder Marteau Hammer heißt, in so großes Erstaunen, daß er es fünfmal nacheinander verkündet; wie er sich bemüht, seine Personen reden zu lassen, wie Hans Sachs Adam und Eva sprechen: denn weil Shakespeares Sprache jetzt veraltet ist, hält er sehr unbefangen auch das Altfränkische für eine Vollkommenheit; wie er endlich seinen lahmen Dialog mit Versen zu heben sucht, die aus Schmolkes Gesangbuch entlehnt zu sein scheinen, usw.

Aber aufrichtig, meine Freundin! Wir sahen eine Gestalt; wir untersuchten, ob sie der Mann sei, den sie vorstellen sollte; wir fanden, daß sie überhaupt nichts als eine - Vogelscheuche war: sollten wir jetzt noch unsere Zeit damit verderben, zu untersuchen, aus welcherlei Lappen sie zusammengeflochten wurde? Das wollen wir Herrn Tiecks Gönnern überlassen. Diese Menschen, die immer eine Theorie in der Tasche haben, um das Puschwerk eines der Ihrigen für vortrefflich zu erklären, werden ohne Zweifel der Genoveva diesen Liebesdienst erweisen oder haben es wohl gar schon irgendwo getan.

Mögen sie sie doch göttlich nennen - denn bei ihnen ist alles göttlich, sogar die Grobheit, sogar sie selber! - mögen sie demonstrieren! Wenn wir Herrn Tieck unbesehen zugestanden haben, daß manche einzelne Zeile Bürgers alte Bemerkung bestätige:

Selbst Stax hat manchen guten Schauer;
Wär Eselstrab auch nur von Dauer!

so können wir gewiß sein, daß wir ihm alle Gerechtigkeit widerfahren ließen, die er fordern kann.

(Der Beschluß im nächsten Stück)

Alexander von Humboldt

Das Verhältnis Ludwig Tiecks zu Alexander Freiherr von Humboldt erscheint mir bemerkenswert. Karl von Holtei schrieb in seinem zweibändigen Werk >Briefe an Ludwig Tieck< kurze Anmerkungen über die jeweiligen Korrespondenten. Über Alexander von Humboldt bemerkte er:

„Was den Inhalt (der Briefe) anlangt, so mußte mancherlei weggestrichen werden. Es ist wohl noch einiges Stehen geblieben, und läßt sich anderes aus den Lücken halb und halb erraten, was sich mit dem edlen Charakter des großen Mannes nicht gut verträgt. Doch war darauf um so weniger Bedacht zu nehmen, nachdem bereits ungleich schlimmere kleine Perfidien weltkundig geworden. Auch hegen wir die feste Überzeugung, daß jene oft verletzenden Worte, welche hier und da Humboldt's Munde und Feder entschlüpfen, niemals aus seinem Herzen kamen, sondern lediglich einer, allerdings nicht löblichen, Angewohnheit entsprangen. Er vermochte nicht, was ihm gerade Witziges, Spöttelndes einfiel, zu unterdrücken, ob es auch boshaft war. Diese Schwäche hat ihm den Ruf der Falschheit zugezogen, den er darum doch nicht verdient.

Rätselhaft bleibt es immer, wie zwei Brüder, die sich so nahe standen, die sich so innig geliebt und geachtet, dabei so verschieden sein konnten ...

Alexander, den sein selbst erwählter Lebensweg über Steppen und Prairien, über himmelhohe Berghöhen und unermeßliche Meere, durch Urwälder und Palmenhaine geleitet; der ein langes Menschenalter an die Natur und deren Erforschung gesetzt; der bis zum Tode Freiheit und Wahrheit predigte; der rote Revolutionäre als seine „teuren Freunde“ zu bezeichnen keinen Anstand nahm; - Er gilt für falsch, und seinen fast schmeichlerischen Artigkeiten ließ sich durchaus nicht ablauschen, ob ihnen nicht, wenn sie in's Gesicht ausgesprochen waren, hinter dem Rücken bitterer Hohn folgen dürfte? Wie wenig würde, was er auch hinter Tieck's Rücken von diesem gesprochen [?], übereinstimmen mit den Versicherungen, die er ihm hier so freigebig erteilt!

Wodurch lassen sich solche Kontraste erklären?

[IX. Brief] A. v. Humboldt an Ludwig Tieck
Potsdam, den 16ten Oktober [1846]

Ich habe vorgestern (den 14ten) mit tiefer Rührung, theurer Freund, Ihren lebenswürdigen Brief erhalten und die Einlage am 15ten morgens sogleich dem König eigenhändig im Marmorsaal übergeben. Der Brief ist hastig in meiner Gegenwart erbrochen und von beiden Majestäten mit dem lebhaftesten Ausdruck schmerzlicher Teilnahme gelesen worden. ... Was mich aber neben dem so rein menschlichen Anteil des Königs und der Königin an Ihrem Leiden im innersten bewegt, sind die erhebenden, freundlichen Worte, die Sie an mich richten. Wie soll ich meinen Dank dafür aussprechen: er ist enthalten in den wärmsten Wünschen, die ich zum Himmel schicke. Meine feste Hoffnung ist Ihre herrliche kräftige Constitution.

Meine Verehrung der vortrefflichen Gräfin. In Eile.

[X. Brief] A. von Humboldt an Ludwig Tieck, ohne Datum

Sie müssen nicht glauben, mein edler Freund, daß ich Sie verräterisch in Sanssouci verlassen habe: ich werde vor meiner sehr ungewissen Abreise nach der großen Babel, wo die „Herrenkammer“ mordet und sticht, Sie gewiß noch umarmen ...

[XVI. Brief] Sonntag Nacht

Herr Tholuck, religiöse Dinge, Family Prayers, oder gar Tierquälerei, mein edler Freund, sind Dinge, die von mir kommend, bei dem König und der Königin nur Lächeln erregen müssen. Sie können denken, wie gern ich Sie von dergleichen gern befreien möchte, aber da Briefe, die nicht an den König oder die Königin gerichtet sind, ungelesen bleiben, da alles, was man darüber mündlich vorbringt, spurlos verhallt, so gibt es für Sie [Ludwig Tieck] und mich nur ein Mittel der Befreiung von solchen theologischen und tierischen Anmutungen; das Mittel ist: Briefe zu fordern, die man versiegelt und unterzeichnet übergeben wird.

Ich lebe mit den Toten, erst B. und die Pflichten, die eine Familie von 5 Kindern mir auflagt; heute hab' ich wieder eine Leiche: der junge talentvolle spanische Literator, Enrique Gil ... ist heute morgen 29 Jahre alt an der Schwindsucht gestorben. Ich bin morgen mit seinem Begräbnis beschäftigt. Das sind meine Beschäftigungen ... Der König und die Königin sind immerdar mit Ihnen liebevoll beschäftigt, wie Ihr unverbrüchlich treuer A.v.H.

Zürnen Sie mir heute nicht. Meine Verehrung der teuren Gräfin.

[XVIII. Brief] Potsdam, 10. Mai 1848

... ich [A.v. Humboldt] gestern Abend von Illaire die sichere Nachricht empfangen habe, daß der so vielbegabte, sprachgelehrte L. (Person unbekannt) wirklich den erbetenen Geldvorschuß vom König erhalten wird. Das Gelingen, so elend klein auch die Summe noch ist, war wie ein Wunder, da seit dem Erd- und Staatsbeben vom 18. März (Revolution in Berlin) im Geh(eimen) Cab(inet) alles abgeschlagen wird und der Minister keiner die Schwachheit hat zu glauben, daß Kunst und Wissenschaft etwas noch die constitutionelle Monarchie Veredelndes haben ... Könnten Sie denn nicht einmal hier bei dem König speisen? Es würde große Freude machen. Man wagt es nicht, Sie einzuladen, in der Furcht, die ich auch teile, Ihnen zu schaden.

[XX. Brief] ohne Datum

... Woher auf einmal ein solcher Argwohn gegen mich, der, seitdem wir das Glück haben, Sie den uns'rigen zu nennen, nie abgelassen hat, dieses Glück zu feiern, den nie etwas getrübt hat, auch nicht der alte Tragiker [Goethe?], der mir, mit einem Unrecht, das ich Ihnen und dem König zugleich antat, wie eine verfinsternde Wolke erschien. Ich soll Ihnen aus den schon gedruckten Bogen [etwas] Freundlicheres vorgelesen haben, als der „Kosmos“ bringt. Mein Gedächtnis gibt mir auch auf das Entfernteste nichts wieder ... und Professor Buschmann erinnert sich ebenfalls keiner Veränderung, er wird sehen, ob er im ältern Manuskripte „variantes lectiones“ auffinden kann. Ich [A. v. Humboldt] rühme mich Ihrer „edlen Freundschaft“, ich rühme mich dessen, was ich dem „tiefsten Forscher alter dramatischer Literatur“ verdanke. Habe ich vielleicht durch an den Rand zugeschriebene Worte, die in der letzten Correctur vergessen worden sind, die Worte „tiefster“ und „edel“ verstärkt, das weiß ich nicht, der ich mein Leben mit Correctur zubringe und das Gefühl habe, daß man die drei Heroen unseres Vaterlandes, Goethe, Tieck und Schiller, nicht zu rühmen, durch Epitheta zu rühmen unternehmen darf ... aber bei Gott! Betrug oder Lieblosigkeit kann nicht im Spiel gewesen sein. Mir erscheint es beängstigend, wie ein verhängnisvoller Spuk, wie ein böses Traumgesicht, das sich zwischen Freunde drängt ...

[XXI. Brief] (ohne Datum)

Wie soll ich Ihnen [Ludwig Tieck] lebhaft genug für Ihren freundlichen Brief danken. Ossa und Pelion bedecken längst den Spuk, dessen Lösungswort Sie, Böser, mir immer noch vorenthalten. Stand etwa in den Correcturbogen „der tiefste, geistreichste aller ...“. Das wäre immer noch schwach gewesen, gegen das, was die Welt empfindet ...

Kommentar: Der versteckte Hohn und Spott, mit dem Alexander von Humboldt die „intellektuelle Scheinexistenz“ Ludwig Tieck bedachte, ist unverkennbar. Dafür rächte sich Tieck. Als er den angeblichen Reisebericht W(ackenroders) über die Pfingstreise abschrieb,

um alle verräterische Hinweise auf den wirklichen Verfasser, Wolfgang Goethe, zu entfernen, setzte er einen Satz hinein, aus dem seine Wut auf Alexander von Humboldt ersichtlich wird (siehe Seite 67): „Doch bald wird der jüngere Herr von Humboldt, der geschickte Mineralog, als Aufseher des Baireuther Bergwesens hierher kommen.“ Ludwig Tieck hätte seinen Quälgeist, Alexander von Humboldt, wohl gerne in die Wüste, d. h. ins Fichtelgebirge geschickt, wenn er gekonnt hätte.

Heinrich Heine

Heinrich Heine nannte Varnhagen von Ense den „Statthalter Goethes auf Erden“.

Über Ludwig Tieck sagte Heinrich Heine: „Er war der wirkliche Sohn von Phöbus Apollo, und wie sein ewig jugendlicher Vater (alias Wolfgang Goethe) führte er nicht bloß die Leier, sondern auch den Bogen mit dem Köcher voll klingender Pfeile.“

Eine merkwürdige Veränderung begibt sich aber jetzt mit Herren Tieck, und diese bekundet sich in seiner dritten Manier. Als er nach dem Sturze der Schlegel eine lange Zeit geschwiegen, trat er wieder öffentlich auf, und zwar in einer Weise, wie man sie von ihm am wenigsten erwartet hätte. Der ehemalige Enthusiast, welcher einst, aus schwärmerischem Eifer, sich in den Schoß der katholischen Kirche begeben, welcher Aufklärung und Protestantismus so gewaltig bekämpft, welcher nur Mittelalter, nur feudalistisches Mittelalter atmete, welcher die Kunst nur in der naiven Herzensergießung liebte, dieser trat jetzt auf als Gegner der Schwärmerei, als Darsteller des modernsten Bürgerlebens, als Künstler, der in der Kunst das klarste Selbstbewußtsein verlangte, kurz, als ein vernünftiger Mann. So sehen wir ihn in einer Reihe neuerer Novellen, wovon auch einige in Frankreich bekannt geworden. Das Studium Goethes ist darin sichtbar, so wie überhaupt Herr Tieck in seiner dritten Manier als ein wahrer Schüler Goethes erscheint. Dieselbe artistische Klarheit, Heiterkeit, Ruhe und Ironie. War es früher der Schlegelschen Schule nicht gelungen, den Goethe zu sich heranzuziehen, so sehen wir jetzt, wie diese Schule, repräsentiert von Herren Ludwig Tieck, zu Goethe überging.

Clemens Brentano

Clemens Brentano sagte über Ludwig Tieck: Er sei „der größte Schauspieler, der je die Bühne nicht betreten hat“.

Kommentar: Das soll wohl bedeuten, Ludwig Tieck „schauspielerte“ nur, er tat nur so, als wäre er ein großer Dichter, der sogenannte „König der Romantik“. In Wirklichkeit hatte sein Vater, Wolfgang Goethe, die meisten seiner (angeblichen) Werke gedichtet.

Müllner

Quelle: >Aus dem Lager der Goethe-Gegner<, Seite 134:

„Müllner erzählte mir [Ludwig Börne], daß Goethe jetzt darum so viel unnützes Zeug schreibe, weil sein Sohn, der viel Geld brauche, ihn aus Eigennutz dazu antreibe, das ist mir ein schöner Sohn, dem Geld mehr ist als der Ruhm seines Vaters ...“

Frage: Um welchen „Sohn Goethes“ kann es sich gehandelt haben? August Walter von Goethe offensichtlich nicht. Mit dem „unnützen Zeug“, das unter dem Namen Tiecks veröffentlicht wurde, um diesem zu Einkünften zu verhelfen, hätte Goethe seinen literarischen Ruhm wirklich nicht vermehren können.

Wolfgang Menzel

Quelle: >Streckverse< von Wolfgang Menzel, Seite 112:

„Mißlungene Schriften großer Autoren, wie die spätern Göthischen, sind uns unheimlicher, als ganz schlechte schlechter (Autoren); wie die Nacht weniger grauenhaft ist als das fahle Licht bei einer Sonnenfinsternis.“

Seite 113:

„Der Riesenvater Göthe zeugte im Alter Zwerge, wie Osiris nach Horus, der Sommersonne, den lahmen Harpokrates, die Wintersonne.“

Kommentar: Mit den „mißlungenen Schriften“, den „Zwergen“ Goethes, meinte Wolfgang Menzel die meisten der sogenannten „Dresdner Novellen“, die unter dem Namen des Goethesohns Ludwig Tieck veröffentlicht wurden.

Unabweisbare Indizienbeweise

1. Indiz: Ludwig Tieck kann die vielen angeblichen Jugendwerke unmöglich verfasst haben. Das von Rudolf Köpke erstellte >Chronologische Verzeichnis der angeblichen Werke Ludwig Tiecks< von 1788 bis 1811, siehe oben, ist eine Liste der Unmöglichkeiten. Ludwig Tieck war keineswegs ein Wunderknabe, sondern in Wirklichkeit das genaue Gegenteil.

2. Indiz: Goethe besaß eine eigentümliche Art der dichterischen Produktion: Er diktierte Schreibern seine Dichtungen in die Feder, wie Barbara Cartland, die über 500 Romane auf diese Art und Weise produzieren konnte. Goethe besaß mehrere Schreiber, die nach dem Diktat eine Reinschrift anfertigten und nach der Korrekturlesung Goethes noch eine zweite Reinschrift anfertigen mussten. Außerdem musste auch mindestens eine Sicherheitskopie des Werkes angefertigt werden, falls ein Manuskript auf dem Postweg verloren gehen oder von einem Verleger veruntreut werden würde. Die Schriftstellerei war zu Goethes und Tiecks Zeit ein mühseliges „Handwerk“, bei dem man sich schnell die Finger wundschreiben konnte.

3. Indiz Ludwig Tieck und Sophie Tieck hatten nach Theodor Mundt eine angeblich inzestuöse Liebesbeziehung. Die beiden waren jedoch nicht blutsverwandt. Ludwig Tieck ist der Sohn Goethes und des adeligen Hoffräuleins Henriette Alexandrine von Ro(u)ssillon. Die Briefe der Sophie Tieck belegen eindeutig, dass ihre Liebe zu Ludwig mehr war als nur Geschwisterliebe. Der Geheimrat von Goethe verweigerte Ludwig Tieck eine Legitimation. So war es für Ludwig und Sophie nicht möglich, in Deutschland zu heiraten, da sie offiziell Geschwister waren. Ein möglicher Weg wäre gewesen, nach Amerika auszuwandern, aber dazu fehlte ihnen wohl der Mut und die Kraft.

4. Indiz: Ludwig Tieck war kein Literaturgenie, sondern ein Pumpgenie, wie Thomas Ziegner treffend formulierte. Er konnte niemals von seinen literarisch-herausgeberischen Einkünften existieren, geschweige seine gehobenen Ansprüche damit finanzieren. Wer kam daher für seinen Lebensunterhalt auf? Natürlich seine Exzellenz, der Herr Geheimrat von Goethe.

5. Indiz: Johann Wolfgang von Goethe war nach Friedrich Schlegel ein deutscher Voltaire. Beweise dazu habe ich in den >Nachtwachen von [des] Bonaventura, alias Goethe<, VI. Kapitel >Der Naturphilosoph Goethe< mehr als genug zusammengestellt. Daher kann nur Goethe als Verfasser des >William Lovell< in Frage kommen.

6. Indiz: Das jeweilige gute oder schlechte Verhältnis Ludwig Tiecks zu seinem Vater Johann Wolfgang von Goethe lässt sich deutlich am Erscheinen, bzw. Nichterscheinen von angeblichen Werken Ludwig Tiecks deutlich erkennen.

Bis zur Liebestragödie zwischen den beiden Geschwistern Ludwig und Sophie Tieck, die gar keine Geschwister waren, war das Verhältnis zwischen Vater und Sohn ein ausgesprochen herzliches. Am deutlichsten ist es ablesbar an den angeblichen Briefen W.'s (angeblich Briefe Wackenroders, in Wahrheit Briefe Goethes) an Ludwig. Goethe konnte jedoch Ludwig Tieck, den Sohn der Urania, alias der Henriette Alexandrine von Ro(u)ssillon, nicht öffentlich anerkennen. Dadurch hätte er das preussische Königshaus, das weimarische Herzogshaus und das hessen-darmstädtische Landgrafenhaus zutiefst kompromittiert. Es war damals undenkbar, ja geradezu ein Tabu, dass eine Adelige mit einem Bürger ein uneheliches Verhältnis einging und schwanger wurde. Außerdem wäre Goethes Ruf als Dichter in Deutschland ruiniert gewesen. Man hätte außerdem leicht erkannt, dass im >Werther< nicht Lotte Buff, sondern Henriette Alexandrine von Ro(u)ssillon die Ursache für den Selbstmord Werthers gewesen sei. Ein Gelächter ohnegleichen hätte sich erhoben. Goethe hätte als ein Halbwahnsinniger dagestanden, wie F. H. Jakobi ihn im >Woldemar< und >Allwill< darstellte.

Der erste Abschnitt in der Beziehung Goethes zu Ludwig Tieck ist daher die Zeit von 1778 bis ca 1796. Ende 1796 bis Anfang 1797 musste sich Ludwig Tieck von Sophie trennen, um den Skandal abzuwenden, dass er ein Verhältnis mit seiner Schwester habe. Zugleich endete auch das gute Verhältnis mit seinem Vater Goethe. Ludwig Tieck erhielt keine Unterhaltszahlungen und auch keine schöngeistigen Werke mehr, um sie zu Geld zu machen.

Von 1797 bis 1818, über 20 Jahre lang, gab Ludwig Tieck nur angebliche Jugendwerke neu heraus oder er betätigte sich als Herausgeber von Werken verstorbener Dichter, wie J. M. Reinhold Lenz, Novalis und Heinrich von Kleist.

Im Jahr 1818 starb Ludwig Tiecks Gönner Graf Karl Finck von Finckenstein. 1819 musste er daher Ziebingen verlassen und nach Dresden übersiedeln. Seine finanzielle Situation wurde wieder problematisch, je prekär. Dies war höchstwahrscheinlich der Anlass, um den Versuch zu wagen, das Verhältnis zu seinem Vater, dem weimarischen Geheimrat von Goethe, aufzubessern. Ein Wunder geschieht: Ludwig Tiecks dichterische Begabung erwacht nach zwanzigjährigem Tiefschlaf angeblich erneut. Im Jahr 1819 ist der angebliche Beginn der Dichtung am >Jungen Tischlermeister<, im Sommer des Jahres 1821 ist der angebliche Beginn der „Novellenzeit“ von Ludwig Tieck. In Wahrheit war es der Beginn eines neuen entspannten, ja freundschaftlichen Verhältnisses zu seinem Vater Johann Wolfgang von Goethe. Der Vater schenkte ihm wieder schöngeistige Werke, um sie zu Geld zu machen; außerdem verschaffte, d. h. kaufte er ihm höchstwahrscheinlich den Titel eines „Hofrats“ zu Dresden, ein reiner Titel ohne Gehalt. Bis lange nach Goethes Tod veröffentlichte Ludwig Tieck schöngeistige Werke, die sogenannten „Dresdner Novellen“, die nicht er, sondern sein Vater Goethe in müßigen Stunden seinen Schreibern in die Feder diktiert hatte.

7. Indiz: Um jegliche Kritik an der Person Ludwig Tiecks und damit verbundene Zweifel an der Urheberschaft seiner angeblichen Werke im Keim zu ersticken, erhielt er den Orden Pour le Mérite für Wissenschaft und Kunst vom preußischen Königshaus verliehen. Dieser Orden, der für höchste kulturelle Leistungen vergeben wurde, war eindeutig überdimensioniert, d. h. mit anderen Worten, Ludwig Tieck erhielt ihn nicht wegen seiner Verdienste um die deutsche Literatur, sondern um damit einen riesigen Literaturskandal, um einen kaum vorstellbaren Kunstbetrug zuzudecken.

Biographische Daten

„offizieller“ Geburtstag: 31. Mai 1773
wirklicher Geburtstag: ca. 10. März 1773
Pflegeeltern: Eheleute Tieck in Berlin
wirkliche Eltern:

Mutter: Henriette Alexandrine von Roussillon, Urania genannt
Vater: Johann Wolfgang Goethe

Am 05.05.1773: der halbweise Ludwig [Tieck] reiste im Gefolge der „Großen Landgräfin“ Caroline von Hessen - Darmstadt, die sich zur Brautschau mit ihren drei Töchtern auf den Weg nach Petersburg machte, über Frankfurt nach Berlin.

In Frankfurt übernachteten sie. Goethe könnte, durch Vermittlung Heinrich Mercks, sein Kind gesehen haben. Frau Aja legte gewiß eine Summe Goldthaler in die Wiege des Kindes, für die künftigen Pflegeeltern.

Die spätere Königin von Preußen, Friederike, die Tochter der Großen Landgräfin, suchte ein bürgerliches Ehepaar aus, dem das Kind zur Erziehung (Pflegschaft) „untergeschoben“ wurde.

Wie bei August Klingemann (1777-1831) ist der „offizielle“ Geburtstag Ludwig Tiecks (der 31. Mai) nicht sein wirklicher. Es ist möglicherweise der Tag, an welchem er, im wahrsten Sinne des Wortes, bei seinen Pflegeeltern in Berlin „ankam“.

Die nächsten 5 Jahre lang sah und hörte Goethe wahrscheinlich nichts von seinem Sohn Ludwig Tieck. Von Heinrich Merck könnte er erfahren haben, daß sein Sohn dem Seilermeister - Ehepaar Tieck in der Roßgasse von Berlin zur Pflegschaft übergeben wurde.

Vom 10.05. - 01.06.1778: Goethe reiste mit Herzog Carl August nach Berlin. Hier sah er mit Sicherheit seinen fünfjährigen Sohn Ludwig Tieck. Er blieb bis zu dessen (offiziellen) fünften Geburtstag (31. Mai), wahrscheinlich um ihm ein Geschenk überreichen zu können. Brief Goethes an Charlotte von Stein: Berlin, den 19. Mai 1778: *„Wenn ich nur könnte bei meiner Rückkunft Ihnen alles erzählen, wenn ich nur dürfte! Aber ach, die eisernen Reifen, mit denen mein Herz eingefaßt wird, treiben sich täglich fester an, daß endlich gar nichts mehr durchrinnen wird.“*

Kommentar: Dies ist ein sehr gewichtiges Indiz dafür, daß Goethe der Geliebten nicht mitteilen wollte, daß er seinen Sohn - Ludwig Tieck - in Berlin sah. Seine Liebestragödie mit Henriette Alexandrine von Roussillon und die Existenz eines früheren unehelichen Kindes - älterer Halbbruder zu August Klingemann - verschwieg Goethe wahrscheinlich Charlotte von Stein.

1778: Beginn von Goethes „Schreibereien“ an >Wilhelm Meisters theatralische Sendung<. Diese „Beschäftigung“ könnte der Sublimierung seines schlechten väterlichen Gewissens gedient haben: Zwei uneheliche Söhne: Ludwig Tieck und August Klingemann; und zwei uneheliche Töchter: Auguste Böhmer und Veronika Kesselring.

Von September 1786 bis Juni 1788 befand sich Goethe auf seiner großen Italienreise.

03.12.1788 bis 01.02.1789: K. Ph. Moritz („Goetheapostel“ genannt) bei Goethe in Weimar zwei Monate zu Besuch.

Ende April bis Anfang Mai 1789: J. F. Reichardt (1752-1814), Hofkapellmeister in Berlin, Komponist Goethescher Gedichte und Singspiele, zu Besuch bei Goethe in Weimar. Ludwig Tieck könnte incognito Reichardt begleitet haben, z. B. als dessen Sekretär. Ludwig Tieck lebte zu dieser Zeit nicht mehr bei den Pflegeeltern Tieck, sondern in Reichardts Hausstand.

K. Ph. Moritz und J. F. Reichardt waren die (geheimen) Verbindungsmänner, wodurch Goethe in regem (brieflichen) Kontakt mit dem Sohn Ludwig Tieck stehen konnte.

29. September 1789: Goethe begleitete Herzogin Louise nach Aschersleben, der Garnison Herzog Carl Augusts, der 1788 als General in preußische Dienste trat. Goethe reiste anschließend in den Harz und nach Leipzig. Sah er wiederum den Sohn Ludwig Tieck? Es ist stark zu vermuten.

November 1789: Umzug Goethes aus dem Haus am Frauenplan in das Jägerhaus (vor dem Frauentor), das Goethe bis zum Spätsommer 1792 bewohnt.
Tiefststand von Goethes Verhältnis zum weimarischen Adel (und Herzogshaus). Deswegen Verachtung seines Adelsdiploms: siehe dazu das Prosawerk >Peter Lebrecht<.

10.03. - 20.06.1790: zweite Italienreise Goethes. Reise über Bamberg und Nürnberg (Dürers Gemälde) bis nach Venedig. Nicht W(ackenroder) entdeckte in Nürnberg Albrecht Dürer und Hans Sachs, sondern kein Geringerer als Wolfgang Goethe, alias W(erther) oder der W(eimarer)!

26.07. - 06.10.1790: Reise Goethes nach Schlesien.

Das Jahr 1790 (ohne nähere Datumsangaben): Das Goethesche Singspiel >Erwin und Elmire< wurde unter der Leitung Reichardts dem preußischen Königspaar (Königin Friederike) vorgespielt. Reichardts Stiefsohn Wilhelm Hensler sprach einen Prolog. Ludwig Tieck wurde der Königin als „hoffnungsvoller junger Mensch vorgestellt“ (nach Köpke).

Das Jahr 1790 und oder 1791: Reichardt kam in den Verdacht revolutionärer (das heißt: demokratischer) Gesinnung und das „gute Einvernehmen“ mit dem preußischen Hof hörte auf. Er mußte seinen Abschied nehmen (d. h.: er bekam ihn) und zog auf seinen Landsitz in Giebichenstein bei Halle. Ebenso sein Stiefsohn Hensler.

Nach Reichardts Weggang von Berlin, schloß sich Ludwig Tieck dem nur drei Jahre älteren Seminaristen am Werderschen Gymnasium (A. F. Bernhardi) an.
Über Bernhardi: er wandte sich Fichtes neuer Philosophie zu und war ein begeisterter Bewunderer Goethes. Ludwig Tieck und Bernhardi sahen sich fast täglich (nach R. Köpke).

Ostern 1792: Ludwig Tieck und Wackenroder verließen als Abiturienten das Werdersche Gymnasium.

Frühling 1792: Ludwig Tieck ging nach Halle, denn hier wohnte ganz in der Nähe Reichardt, der väterliche Freund. „Welche von den vier Fakultäten sollte es sein?“, stellte Köpke die Frage. „Üblicherweise ließ er sich in die theologische Facultät einschreiben, obgleich ihm die Theologie selbst sehr fern lag. Für's erstere wollte er Literatur und Altertumswissenschaft studieren.“

Der Schulgefährte Schmohl begleitete Ludwig Tieck. In Belzig wohnte Schmohls Vater. Bahrdt hauste auf seinem Weinberge bei Halle, wo auch Ludwig Tieck den „kaffeeschenkenden“ Professor später aus Neugierde besuchte.

Stubengefährte ist Schmohl. Ein älterer Genosse, mit dem das frühere, freundschaftliche Verhältnis wieder angeknüpft wurde, war Wilhelm von Burgsdorff, der seit einem Jahr in Halle studierte.

Im September 1792 verließ Ludwig Tieck Halle. Nachdem er die (Pflege-) Eltern, die (Zieh-) Geschwister und Bekannte in Berlin wiedergesehen hatte, zog er in freier Studentenweise durch Sachsen und Thüringen nach Nordhausen. Von hier nach Göttingen, wo er anfangs November 1792 eintraf (nach Köpke).

Ostern 1793: Ludwig Tieck reiste angeblich mit W(ackenroder) nach Weimar, Erfurt, Gotha und Koburg nach Erlangen. Pfingstreise angeblich mit W(ackenroder), in Wirklichkeit aber mit dem Vater, Wolfgang Goethe, unternommen.

Ostern 1794: Ludwig Tieck machte angeblich mit W(ackenroder) (oder mit dem Vater: Wolfgang Goethe?) eine Reise nach Braunschweig und Wolfenbüttel. Er erneuerte die Bekanntschaft Eberts und traf auch Eschenburg. Sah und sprach Ludwig Tieck auch den Halbbruder August Klingemann in Braunschweig?

Im Sommer reiste Ludwig Tieck nach Hamburg, unter anderen besuchte er auch Klopstock. „Nun“, soll Klopstock zu Ludwig Tieck spottend gesagt haben, „hat sich denn Goethe immer noch nicht totgeschossen?“ (Klopstock wußte demnach auch von Goethes Selbstmordgedanken. Er hatte den >Werther< wohl richtig gelesen, bzw. richtig gedeutet.) Auch von der französischen Revolution war die Rede: „Sehen Sie hier!“, sagte Klopstock, indem er auf die Büste der Charlotte Corday hindeutete, „das ist meine Heilige!“ Nach Ablauf des Sommers (1794) kehrte Ludwig Tieck nach Berlin zurück, ohne ein abgeschlossenes Studium.

Steigende Kritik an Goethe, nach R. Köpke. Das Verhältnis zu K. Ph. Moritz kühlte sich ab. „Die Urteile mancher Kritiker kamen darauf hinaus, Goethes Größe bestehe nur darin, daß er sage, was ihm gerade in den Mund komme, daß er rücksichtslos jeder Laune den Zügel schießen lasse, und es verschmähe, die kritische Feile anzuwenden, von der sie (andere Schriftsteller) doch einen so sorgfältigen und erfolgreichen Gebrauch machten. So ins Blaue hinein könne leicht ein Jeder dichten. In diesem Sinne hatte sich Nicolai (der Berliner Verleger) geäußert, als der >Egmont< erschien. Schon Moritz hatte sich seit seiner Rückkehr aus Italien so ausgesprochen, doch gerade um diese Zeit (1793) war er gestorben.“

Juli bis August 1795: Plan des >Märchens< bei Goethe.

„Um ganz sich selbst zu leben, bezogen Bruder [Ludwig] und Schwester [Sophie] in den Jahren 1795 und 1796 eine Sommerwohnung auf dem sogenannten Mollard'schen (nachher Wollank'schen) Weinberge vor dem Rosenthaler Tor. Da gab es freilich weder Wein noch Berge, wohl aber versammelte sich auf einer zwischen Sandhügeln liegenden Oase von Kastanienbäumen die elegante Welt Berlins. Hier besprachen die Geschwister (die gar keine Blutsverwandte waren) und Freunde (Eingeweihte ihrer Liebe?) in Scherz und Ernst die gemeinsamen Interessen in Poesie, Literatur und Kunst...“ (nach Köpke)

1796 lernte Ludwig Tieck, im Hause des Bankiers Veit, Friedrich Schlegel kennen.

1796 unternahm Ludwig Tieck angeblich mit W(ackenroder) eine Kunstreise nach Dresden. Als er darauf von Dresden nach Halle ging, Reichardt zu besuchen, teilte er ihm die Dichtungen des Freundes (in Wahrheit: seines Vaters Wolfgang Goethe) mit. Auch dieser stimmte in den Beifall ein, und nahm sogleich eine der Skizzen >Das Ehrengedächtnis Albrecht Dürers< in sein Journal >Deutschland< auf (nach Köpke).

1797 Ludwig Tieck reiste zum zweiten Mal nach Hamburg.

Brief von A. W. Schlegel an Ludwig Tieck: Jena, den 11ten Dezember (1797): „In dem >blonden Ekbert< fand ich (Schlegel) ganz die Erzählweise Goethes in seinem >Märchen<, im >Wilhelm Meister< u.s.w. ... Man hätte mich mit einigen davon täuschen können, sie wären von Goethe. ... Den >Lovell< lese ich mit großem Interesse, doch scheint mir von ihm bis zu einigen der >Volksmärchen< noch ein großer Schritt zu sein. Im >Berneck< und der >schönen Magelone< finde ich noch einige Erinnerungen an die frühere Manier. Jener hat mich überhaupt am wenigsten befriedigt. In der >Magelone< wurde mir die Schwierigkeit sichtbar, schwärmerische Regungen der Liebe in einem alten Kostüm ohne moderne Einmischungen darzustellen. Doch sind die Lieder allerliebste, auch einige Stellen der Erzählung, z. B. den Traum S(eite) 185, 186 könnte Goethe eben so geschrieben haben...“

Am 13.02.1798 starb fünfundzwanzig Jahre alt (!) Wackenroder. Einige pseudonyme Werke, die bis dahin erschienen waren, wurden von Tieck später als angebliche Werke Wackenroders ausgegeben. In Wahrheit sind es Werke, Briefe und Aufsätze Goethes!

03.05.1798: Heirat Ludwig Tiecks mit Amalie (Malchen) Alberti, Reichardts Schwägerin.

Vom 14. Mai 1798 bis Ende 1801 studierte August Klingemann (Ludwig Tiecks Halbbruder) in Jena die Rechtswissenschaft; wie Ludwig Tieck verließ auch Klingemann die Universität ohne Abschluß.

Anfang des Sommers 1798 kam A. W. Schlegel auf einige Wochen nach Berlin. Erste Bekanntschaft mit Ludwig Tieck.

1. bis 7. Dezember 1798: Ludwig Tieck in Weimar bei Goethe. Er las Goethe dessen eigene (Goethes) >Genoveva< vor, es wurde als ein Werk Ludwig Tiecks ausgegeben!

Nicolai kündete 1799 Tiecks sämtliche Werke an, in zwölf Bänden, zu einem bedeutend herabgesetzten Preis, und ließ es dabei an spöttischen Bemerkungen nicht mangeln. Es kam zur Klage beim Stadtgericht. Nicolai verlor den Prozeß und der fernere Verkauf der unechten Ausgabe wurde ihm untersagt. Noch im selben Jahr starb er, nachdem sein Geschäft in der letzten Zeit gelitten hatte.

Am 26.03.1799 Geburt von Ludwig Tiecks Tochter Dorothea, Goethes Enkelin!
Im Sommer des Jahres 1799 reiste Ludwig Tieck mit Ehefrau Malchen nach Giebichenstein zu Reichardts (bis Michaelis bleibe ich [Ludwig Tieck] gewiß in Giebichenstein). Hier oder in Halle traf Ludwig Tieck mit Voß zusammen. Auch A. W. Schlegel erwartete Tieck in Jena. Bekanntschaft mit Novalis, durch Vermittlung A. W. Schlegels.

In der zweiten Hälfte des Juli 1799 besuchten Ludwig Tieck, A. W. Schlegel und Novalis zusammen Goethe in Weimar.

1799 zog Ludwig Tieck mit Ehefrau Malchen und Töchterchen Dorothea von Berlin nach Jena !

Am 22.09.1799: Heirat Sophie Tiecks mit Bernhardi.

27.08.1800: Ludwig Tieck mit Ehefrau Malchen in Hamburg, wiederum bis Michaelis.

Im August 1800 starb A. W. Schlegels Stieftochter Auguste Böhmer, die natürliche Tochter Goethes. Bald darauf Trennung von Ehefrau Caroline Böhmer-Schlegel.

Anfang Januar 1801: Ludwig Tieck in Berlin.

Mitte März 1801: Plan Ludwig Tiecks „wenigstens nach Dresden zu ziehen auf einige Zeit, dann auf etliche Jahre nach Italien zu gehen.“

April 1801: A. W. Schlegel in Berlin. Er bekennt im Brief Nr 69 (Briefwechsel Tieck - Gebrüder Schlegel), daß er von Frühling 1801 bis April 1804 „Hausgenosse“ seiner Schwester Sophie gewesen wäre. Das Liebesverhältnis der Beiden dauerte demnach fast drei Jahre.

April 1801: Ludwig Tieck in Dresden.

Pfingsten 1801 sind Bernhardis (Sophie und Kinder, Ehemann folgte) in Dresden.

28. Mai 1801: Brief A. W. Schlegels an Ludwig Tieck: *„ich bin auf einem andern Wege [über die Schwester Sophie] so gut von der Lage der Sachen unterrichtet, wie ich es durch einen Brief von dir nur immer sein könnte ... Deine Schwester [Sophie Tieck-Bernhardi] hat uns durch ihr Befinden manchmal recht in Sorge gesetzt. Wenn sie nur erst ihre [Kindbett]-Wochen überstanden hat, denke ich, soll es besser gehn.*

Kommentar: Spätestens jetzt erfuhr A. W. Schlegel durch Sophie von Ludwig Tiecks wirklicher Abkunft: Goethes und Uranias Sohn.

Anfang Juli 1801 kam Sophie mit einem zweiten Kind nieder, Sohn Wilhelm, Vater ist [noch] der Ehemann Bernhardi.

Mitte August 1801: erster uns erhaltener Liebesbrief der Sophie Tieck-Bernhardi an A. W. Schlegel. Sophie ist bereits Schlegels Geliebte.

Ungefähr Februar 1802: Empfängnis der Sophie Bernhardi von A. W. Schlegel.

26.08.1801: Sophie an A. W. Schlegel: *„[Bernhardi] hat vielleicht vorausgesetzt, daß mich nach meinem Bruder [Ludwig Tieck] kein Wesen mehr so heftig und gewaltig berühren würde.“*

Kommentar: Dies ist ein deutliches Eingeständnis von Sophiens frühere Liebe zu Ludwig Tieck. A. W. Schlegel wußte demnach von Ludwigs wirklicher Abkunft und zwischen der angeblich inzestuösen Verbindung zwischen den beiden „Geschwistern“, die gar keine Blutsverwandte waren.

02.01.1802: in Weimar A. W. Schlegels >Ion< aufgeführt. Ist der Ion in der Realität Ludwig Tieck?

GG Nr. 1748: die Verfasserschaft am >Ion< ist nach Caroline Böhmer-Schlegels Brief an A. W. Schlegel unklar. Ist der Verfasser in Wahrheit Goethe?

GG 1752: Böttiger an J. F. Rochlitz vom 8. März 1802: *„Die Eingebungen der Schellingschen-Schlegelschen Clique, von welcher sich jetzt Goethe ganz beherrschen läßt, machen ihn täglich herrischer und gewaltsamer in seinen Maßregeln ... Goethe ist jetzt fast beständig in Jena, wo er sich in Weihrauchwolken hüllen läßt!“*

September 1802: Ludwig Tieck schrieb von Dresden einen zärtlich rücksichtsvoll-entschuldigenden Brief an seine geliebte „Schwester“ Sophie.

9.10.1802. A. W. Schlegels Scheidungsangelegenheit. Goethe unterstützte das Scheidungsgesuch bei Herzog Carl August. Doppelter Grund für Goethe: A. W. Schlegel wußte von Goethes Vaterschaft zu Ludwig Tieck und zu Auguste Böhmer; zweitens war es Goethe nur lieb und recht, dass Sophie Tieck-Bernhardi endlich einen Mann gefunden hatte, den sie wirklich zu lieben vermochte.

15.10.1802: Ludwig Tieck schrieb zum ersten Mal von Ziebingen, dem Landgut der Grafen Finck von Finckenstein.

Im Herbst 1802: die Eheleute Tieck starben. Friedrich und Sophie waren bei der Beerdigung ihrer leiblichen Eltern anwesend. Ludwig Tieck reiste nicht nach Berlin zum Begräbnis seiner Pflegeeltern, die in kurzen Abständen gestorben waren.

Im November 1802 kam Felix Theodor [Bernhardi], das Kind von A. W. Schlegel und Sophie Bernhardi, geb. Tieck, zur Welt.

Im Sommer des Jahres 1803 unternahm Ludwig Tieck mit Burgsdorff (wie er an Friedrich Schlegel schrieb, der in Paris lebte) *„eine recht schöne Reise durch einen Teil von Deutschland, aber zu schnell, in sieben Wochen, ich war dir im Juli recht nahe, wenigstens*

schien mir es so, wir waren in Heidelberg und Heilbronn und Mainz und Straßburg, Stuttgart, waren euch ganz nahe.“ Im selben Brief (Nr. 65, Ziebingen, den 16ten Dezember 1803) schimpft Ludwig Tieck über Goethes >Natürliche Tochter< und schreibt weiter über den Vater: „weil Goethe und mancher Hof- und Schulmeister sonst in 4 Wochen erfahren, und Böttiger und Merkel (es) drucken lassen, ich hätte als Kritik über Goethe gesagt, er sei ein Schwein oder Rind, und halte dieses für einen feinen satirischen Einfall, der ihm am Hofe und in der vornehmen Welt beträchtlichen Schaden zufügen sollte, und darauf sei diese Bemühung von mir eigentlich abgesehen. - Sonst könnte ich darüber weinen, daß Goethe noch von Tränen spricht, den ich so geliebt habe; und diese Liebe zu ihm werde ich ewig lieben.“

06.07.1803: Sophies erste Flucht vor ihrer Ehe (mit Bernhardi) nach Dresden. Bernhardi reiste Mitte Juli seiner ungetreuen „Ehefrau“ nach und überredete sie, wegen seines ältesten Sohnes zu ihm nach Berlin zurückzukehren, zumindest um den äußeren Anschein einer Ehe zu wahren.

Anfang August 1803 ist Ludwig Tieck bei der Schwester in Dresden. (Siehe Brief Nr. 38 bei Körner) „Wie ich [Sophie] nun erst recht, da er hier ist, meines Bruders (Ludwig Tiecks) Verhältnis zu Burgsdorff misbilligen muß, davon will ich nächstens schreiben; mich erfüllt es mit Betrübniß“.

Sophie machte eine schöne Wasserfahrt mit ihrem neuen Favoriten: dem baltischen Baron von Knorring.

10.08.1803: A. W. Schlegel ist in Berlin in „Geldverlegenheit“. (Siehe Körner, Brief Nr. 39)

26.03.1804: (Körner Brief Nr. 44, Friedrich Schlegel an seinen Bruder A. W. Schlegel): „Kennst Du die französischen Memoiren, aus denen Goethe die >Eugenia< (richtiger Titel >Die Natürliche Tochter<) genommen hat? - Die Person lebt noch - wird auch wohl eben so unbefangen fortleben, als Don Clavigo (alias Wolfgang Goethe) immer noch tut. ... Die Zurücknahme seiner (Goethes oder Ludwig Tiecks) musikalischer Gedichte verstehe ich immer weniger, je mehr Du sie mir erklärst. Was ist denn die Absicht dieser schönen Fräulein (Henriette von Finckenstein)? Wollen sie diesen Dichter [Ludwig Tieck] als ihren gräßlichen Privatfinker wirklich ganz und gar für sich allein behalten?“

Ende April 1804 reiste A. W. Schlegel mit Frau von Stael von Berlin ab. Erste Station war Leipzig. Weiterfahrt nach Coppet in die Schweiz. A. W. Schlegel rettete sich wohl vor seinen Gläubigern in die Arme der Frau von Stael. Sophie hatte sich von dem mittellosen Dichter (A. W. Schlegel) abgewandt und fand in dem baltischen Baron von Knorring einen gutmütigen und freigebigen Verehrer, der alles mit ihr teilte, was er von seinen Eltern an finanzieller Unterstützung aus Estland erhielt.

09.05.1804: Sophie Bernhardi traf mit ihren zwei Söhnen in Weimar ein. (Siehe Körner, Brief Nr. 49) Es war Sophies zweite und diesmal endgültige Flucht vor der Ehe mit einem Mann, den sie nie geliebt hatte. In Weimar lebte und arbeitete ihr Bruder Friedrich Tieck, der Bildhauer.

Am 08.10.1804 schrieb A. W. Schlegel einen langen Brief an Ludwig Tieck (und wohl auch mit an Wolfgang Goethe) in dem er ihnen von der schlimmen Ehe Sophies mit Bernhardi berichtete.

28.01.1805: Sophie flüchtete mit ihren Kindern weiter nach München. Bernhardi wollte ihr das Sorgerecht über die Kinder nehmen. Baron von Knorring ist jetzt ihr ständiger Begleiter. Ludwig Tieck begleitete ebenfalls die Schwester von Weimar bis München. (Siehe Körner, Brief Nr. 93.)

25.03.1805: Sophie Tieck reiste mit dem Baron von Knorring und ihren beiden Söhnen nach Italien. Ludwig Tieck mußte angeblich wegen seiner Gichtanfalle zurückbleiben.

Anfang Juni 1805: A. W. Schlegel und Sophie trafen sich in Mailand.

22.06.1805: Sophie mit ihren Kindern in Rom.

ca 21.08.1805: Ludwig und Friedrich Tieck trafen in Rom bei Sophie ein.

März 1806: Kotzebue in Rom, Tieck wird durch ihn verspottet (siehe Köpke). Kotzebue wußte höchstwahrscheinlich von dem Geheimnis der wirklichen Abkunft Ludwig Tiecks. Wurde er deswegen so sehr von Goethe gehaßt? War er möglicherweise indiskret?

Um den 20.05.1806 reiste Ludwig Tieck von Rom ab und machte sich auf den Weg nach Deutschland, Sophie war zerstritten mit Ludwig Tieck, sie gab ihm die Schuld an ihrem Unglück, „*Malchen hasse sie, sie sei ihre Furie, die sie verfolge.*“ Ludwig Tieck besaß kein Geld mehr und mußte sich sogar noch das Geld zur Rückkehr von der Schwester borgen.

Siehe Friedrich Tiecks Brief vom 6. Okt. 1807, Nr. 204: 6 Monate ließ sich Ludwig Tieck von seinen Ziehgeschwistern aushalten, bis er endlich nach Deutschland zurück reiste.

Voigt d. J. spricht von „Ziebinger Ränke“, die gegen Ludwig Tieck gesponnen wurden (Nr. 147).

Siehe auch Brief von Dorothea Schlegel: „*wem ich aber vorzüglich einen Knuff gönnte, das ist der weimarische Saturnus (alias Wolfgang Goethe), der so gegen sein eigen Fleisch wütet*“.

Rückkehr Ludwig Tiecks über Frankfurt (Großmutter Frau Aja) und Weimar (Goethe).

02.02.1808: Brief Sophies an A. W. Schlegel: „*von meinem Bruder Ludwig habe ich erfahren, daß er im Frühling in München sein würde, Gott weiß zu welchem Zweck.*“.

29.03.1808: Brief F. Schlegels an A. W. Schlegel: Gewäsche über Amalie Tieck und Wilhelm von Burgsdorff. Amalie Tieck bekam ein Kind von Burgsdorff. Ludwig Tieck fand nach seiner Rückkehr aus Italien in Henriette von Finckenstein eine „Seelenverwandte“.

01.06.1808: Brief Sophies an A. W. Schlegel: „*Brief meines Bruders [Ludwig Tieck], der von einem tief gekränkten und zerstörten Gemüt zeugt, und zugleich deutlich die Sehnsucht zeigt, die Liebe seiner alten Freunde wieder zu gewinnen, da er viele der Menschen, die ihn jetzt umgeben, so tief verachten muß. Es würde Sie (Schlegel) rühren, zu lesen, wie sehr er sich sehnt, Sie wiederzusehen... Glauben Sie nun nicht, daß ich durch meines Bruders Brief nun schon ganz anders über ihn denke, aber er hat mich gerührt und tief erschüttert ... er schmachtet wie in einer dürren Wüste nach einer Quelle, nach der Liebe seiner Freunde*“.

Juni 1808: Sophie traf A. W. Schlegel und Madame de Stael in Wien.

13.06.1808: Brief Ludwig Tiecks an A. W. Schlegel: die Genellis und Schierstädt, niederträchtige Menschen; ich lebe mit ihnen, weit ich in meiner hiesigen Umgebung muß, so, wie man Kröten in seinem Garten dulden muß.

Anfang Juli 1808: Friedrich Schlegel in Wien, er wohnt bei Knorring und Sophie.

Anfang August 1808: Ludwig Tieck kam in Wien an. Friedrich Schlegel fand ihn sehr verändert und eher gebeugt von Kränklichkeit nicht nur, sondern selbst von Stimmung und Geist „*keinen höheren Aufschwung genommen ...*“.

Plan Sophies, im September 1808 zurück nach Rom zu reisen, wegen der politischen Lage, Kriegsgefahr, zerrinnen die Träume.

August 1808: Niederkunft der Bettina Brentano mit einem unehelichen Kind Goethes.

12.12.1808: Brief Nr. 315: Ludwig Tieck ergötzt uns manchen Abend mit seinen Vorlesungen, worin, wie mir scheint, er jetzt sich selbst übertrifft.

Bettina Brentano lebte nach ihrer Entbindung viele Wochen und Monate in München und besuchte auch häufig Ludwig Tieck; sie wußte höchstwahrscheinlich, daß er Goethes und Uranias Sohn ist.

1810: Ludwig Tieck reiste durch Weimar (Goethe) und weiter nach Baden-Baden.

Goethesche Idiotismen - eindeutige und unwiderlegbare Beweise für Goethes Verfasserschaft

Jeder Mensch ist ein einmaliges Individuum mit unverwechselbaren charakteristischen Eigenarten. Bei einem Dichter, der ein noch komplexeres Wesen darstellt als ein Durchschnittsbürger, ist dies noch ausgeprägter. Aufgrund der Uneinheitlichkeit der deutschen Sprache zur Jugendzeit Goethes - es gab noch keinen Duden, ein deutsches Wörterbuch, das zur Vereinheitlichung der deutschen Orthographie geführt hätte - finden wir bei den verschiedensten Schriftstellern verschiedene, ihnen ganz eigentümliche Idiotismen. Bei Goethe sind diese „Wortschöpfungen“ sehr ausgeprägt und häufig zu finden. Sie stellen sozusagen unverwechselbare Fingerabdrücke dar, um pseudonym oder anonym veröffentlichte Werke mit absoluter Sicherheit einem Verfasser – in diesem Falle Goethe - nachweisen zu können.

In der >Zeitschrift für deutsche Wortforschung<, Beiheft zum sechsten Band, mit Titel >Beiträge zu einem Goethe-Wörterbuch<, von W. Kühlewein und Th. Böhner, Straßburg 1904, fand ich nicht den ersten Versuch, den reichhaltigen individuellen Goethe-Wortschatz zu dokumentieren. Wenn es nun einem Goethe-Forscher gelingt, sogenannte Goethe-Idiotismen oder anders ausgedrückt ureigene Goethe-Wortschöpfungen in den offiziellen Schriften zu entdecken, die auch in den Originalerstaufagen von pseudonym oder anonym veröffentlichten Werken verwendet wurden, so ist der eindeutige und unwiderlegbare Beweis für die Verfasserschaft Goethes erbracht. Dies ist mir bei mehreren anonymen oder pseudonymen Werken gelungen. Praktisch genügt eine einzige solche Wortschöpfung, wie zum Beispiel „halberhobne Arbeit“ in dem Werk >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande<, um Goethe als Verfasser dieses anonym veröffentlichten Werkes eindeutig zu überführen. Tatsächlich finden sich die Goetheschen Idiotismen, außerdem Grammatik- und auch Stileigentümlichkeiten, in großer Anzahl.

Damit ist der eindeutige und unwiderlegbare Beweis für die Verfasserschaft Goethes an den unten aufgeführten anonym oder pseudonym veröffentlichten Werken erbracht. Die Germanistik und Goethe-Philologie kann sich diesen Entdeckungen nicht mehr länger verschließen.

Alle Goethesche Idiotismen, die auch von den oben genannten Sprachforschern in den offiziellen Schriften Goethes gefunden wurden, sind mit einem (*) versehen.

Zuerst ein Auszug aus dem Werk >Beiträge zu einem Goethe-Wörterbuch< von W. Kühlewein und Th. Böhner, in >Zeitschrift für deutsche Wortforschung, Beiheft zum sechsten Band<:

Präfixstudien zu Goethe

Es ist eine eigentümliche Erscheinung in der Sprache Goethes, daß er die entschiedene Neigung zeigt, gewissen Wörtern Gradunterschiede zu geben. Bei diesen Bildungen gebraucht er Präfixe wie halb-, ganz-, über- u.s.w. Diese Erscheinung wird besonders erhellt in der Vergleichung von Goethes Sprache mit der seiner Vorgänger aus der klassischen Zeit, wie Lessing, Wieland, Herder. Es werden sich bei der Besprechung der einzelnen Präfixe genauere Parallelen ergeben, vorläufig sei nur darauf hingewiesen, daß die Gradunterscheidung bei diesen Dichtern Goethe gegenüber verschwindend klein ist. Es finden sich bei ihnen Wörter wie Halbkenner, halb wahr, überklug auch, aber sie scheinen nicht mit der Tendenz gebildet, wie bei Goethe z. B. Halbmädchen oder Überhexe und Über-Hogarth. Wie reich die Sprache Goethes an solchen Bildungen ist, geht schon daraus hervor, daß DWb (Deutsches Wörterbuch) 105 verschiedene mit dem Präfix halb- gebildete Wörter bei Goethe belegt.

In den folgenden Blättern nun soll eine Geschichte dieser Erscheinung gegeben, d. h. es soll gezeigt werden, wann etwa Goethe anfängt, solche Gradunterschiede zu machen, in welcher Zeit und in welcher Art seines Schaffens diese Neigung am stärksten ist, etwa auch, ob diese Neigung bei bestimmten Wörtern besonders stark hervortritt. An die Erörterung dieser Erscheinungen, die vielleicht zufälliger Natur sein könnten, würde sich die Frage anschließen, ob Goethe etwa durch das Alter oder durch irgend welchen historischen oder wissenschaftlichen Vorgang in seinem Leben beeinflußt wurde; denn das muß man sich bei Goethe immer vergegenwärtigen, daß er nicht Dichter allein, sondern daß er Universalgelehrter war, dessen fein organisierter Geist und dessen sensible Seele in Schwingung gebracht wurden durch jede Regung, die von außen kam. Daher kommt es auch, daß Goethe seiner Sprache immer wieder neue Bahnen bricht, und daß auch die Sprache des alternden Goethe eine unerreichte Geschmeidigkeit und Vielseitigkeit hat. Goethes Sprache ist von so seltenem Reichtum und von so großer Bedeutung, daß auch der geringste Beitrag zu ihrer genaueren Erforschung nicht wertlos ist, sondern Licht wirft in die Tiefen dieser wunderbaren Geistestätigkeit. So sollen die folgenden Blätter einerseits eine eingehende Sammlung der einschlägigen Wörter geben, andererseits einen kleinen Beitrag liefern zum Verständnis der Sprache unseres größten und deutschesten Dichters.

Des großen Materials wegen sind die Blätter in Gruppen geteilt; und damit sie ihrer Natur nach übersichtlich werden, unterscheiden wir vielleicht am besten drei Gruppen: 1. Die mit dem Präfix halb gebildeten Wörter von schwächendem Charakter; 2. die mit den Präfixen über-, ganz-, hoch-, tief-, viel-, voll-, ur- gebildeten Wörter von graderhöhendem Charakter; 3. eine Gruppe von seltenen Präfixen, die typisch sind für die Art der Wortschattierung bei Goethe.

Eine naturgemäße Einteilung wäre die, vom graderhöhenden Charakter auszugehen; aber da das Präfix halb- in vorbildlicher Weise behandelt ist, so darf vielleicht diese Gruppe vorausgehen.

Eine 4. Gruppe, nämlich die negierende Gruppe, die ihrem Wesen nach in den Rahmen dieser Arbeit gehört, wird eine selbständige Behandlung erfahren, da sie zu groß ist, um hier untergebracht werden zu können.

I. halb.

Die größte Vorliebe zeigt Goethe für die mit dem Präfix „halb“ gebildete Gradunterscheidung. Die Anschaulichkeit des Ausdrucks und dann die bequeme Verwendbarkeit als Kompositionsglied dürften wohl als Gründe für die Beliebtheit dieser Vorsilbe anzusehen sein; es liegt darin eine gewisse sinnliche Kraft. Von den 105 verschiedenen Belegen im DWb. sind 7 – Halbirrtum, Halbkopf, Halbnarrheit, halbroh, halbverschollen, Halbwahn, Halbwirt – in der Weimarer Ausgabe, in der außer den Briefbänden von 1816 an noch I 30-32 und 42 fehlt, nicht nachzuweisen. Nach der W[eimarer] A[usgabe] ergeben sich etwa 275 verschiedene Belege für die Zusammensetzung mit halb; mit den Wörtern, die mehrmals vorhanden, wie Halbgott, Halbkenner, Halblicht, Halbmensch u.s.w. dürften es etwa 520 Belege sein.

Es ist vielleicht von Belang, wenn gleich hier einige Parallelen mit andern Dichtern aus

jener Zeit gezogen werden, damit die Erscheinung einleuchtender wird. DWb hat für Klopstock 3 Belege – halbdeutsch, halbgewendet, Halbmann -, für Lessing 4 – Halbkenner, Halbphilosoph, halbschurig, Halbvater -, für Herder 3 – halbgesagt, Halbgrund, Halbkenner -, für Wieland 6 – Halbkopf, Halbmann, Halbmann, halboffen, Halbtier, Halbwahrheit -, für Jean Paul 17 - halbaufrecht, halbbärtig, halbblind, Halbbogen, Halbfarbe, halbgeschlossen, Halbgesicht, Halbhaus, Halbmann, Halbseitigkeit, Halbteufel, Halbtier, Halbton, Halbtrauer, Halbvieh, halbwüchsig, Halbzwillig -, für Schiller 3 – halbgut, Halbmann, Halbvogel. Zahlen sind tot, aber diese Zahlen sagen etwas: sie zeigen, daß bei allen diesen Dichtern die Neigung zur Gradunterscheidung verhältnismäßig klein ist gegenüber Goethe. Diese Tatsache veranlaßt zu näherer Untersuchung des Vorganges, und es wird zweckmäßig sein, zunächst festzustellen, bei welchen Wörtern diese Erscheinung hauptsächlich auftritt, dann in welchen Werken und in welcher Zeit sie vorherrschend ist, und schließlich zu untersuchen, ob nicht irgend welche historischen und sprachphilosophischen Gründe die Erscheinung motivieren und regeln.

Natürlich sind viele der angeführten Wörter nicht Eigentum Goethes; sie sind entweder schon vor Goethe geprägt worden, oder es sind termini technici, wie „Halbfranzband“. Von letzteren mögen hier nur die hauptsächlichsten statistisch folgen: Halbcirkel, Halbcirkelbogen, Halbdutzend, Halbfranzband, Halbgott, Halbhundert, Halbjahr, Halbinsel, Halbkreis, Halbkugel, Halbrund, Halbstunde, halbjährig, halbkreisförmig, halbkugelförmig, halbmondförmig, halbstündig.

[...]

hoch-

Knauth⁷⁵ macht in seiner Dissertation darauf aufmerksam, daß Goethe im Alter eine besondere Vorliebe zeige für die mit dem Präfix „hoch“ gebildeten Substantiva, wie Hochbegrüßung, Hochbesitz, Hochentzücken, Hochgewölb u. a. Um diese kann es sich, wie gesagt, hier nicht handeln, denn „Hochgewölb“ ist nichts anderes, als ein hohes Gewölb, aber nicht etwa ein Gewölbe, das im hohen Grade Gewölbe wäre. Bei Substantiven ist diese Erscheinung überhaupt höchst selten. Es lassen sich bei Goethe – abgesehen von den wenigen substantivierten Adjektiven, wie z. B. Hochgelahrter – nur ein, höchstens zwei hier einschlägige Belege feststellen. In einer lyrischen Einlage zur >Novelle< aus dem Jahre 1826 spricht er von einem Hochtyrannen I.5:34, 32:

„So beschwören fest zu bannen
Liebem Sohn an's zarte Knie
Ihn, des Waldes Hochtyrannen
Frommer Sinn und Melodie.“

Hier handelt es sich wirklich um einen Tyrannen, der in hohem Grade Tyrann ist. Noch an einer andern Stelle dürfte die Bedeutung des Wortes graduell zu fassen sein, nämlich wenn es in der >Pandora< heißt (I. 50; 339, 948): „Hier leistet frisch und weislich dringende Hochgewalt erwünschten Dienst“. Es kann hier wohl „Hochgewalt“ dahin gedeutet werden: eine Gewalt, die durch und durch Gewalt ist, gleichsam elementar.⁷⁶

Die adjektivischen Belege sind in alphabetischer Folge hier angeführt.

[...]

1773

>Die Leiden des jungen Werther<
Präfix halb-⁷⁷

halb tauben Ohren
etwas Halbwahres

⁷⁵ Knauth: > Goethes Sprache und Geist<, Dissertation, Berlin 1852.

⁷⁶ Wie ich in meinem Buch >Bettinas wirkliches Verhältnis zu Goethe – Ist Goethe der natürliche Sohn Kaiser Karls VII.?< ausgeführt habe, ist Pandora mit Bettina (Brentano) identisch. Da Goethe mit Bettina eine erotische Affaire hatte, so wäre der Goethesche Idiotismus „Hochgewalt“ eher mit „Sexualtrieb“ zu übersetzen, der ebenfalls eine elementare Gewalt darstellen kann.

⁷⁷ Sowohl zusammen als auch auseinander geschrieben.

einer halbwegs ... freien Tat
durfte Sie nur halb verteidigen
ich bin nicht halb so brav
nicht halb so entschlossen
halb verwehtes Ächzen
Halbgott
halblaut aussprechen
halb dämmernd wandeln
las halb gebrochen

Präfix über- (auch herüber-)

übergehen
übersieht
übertrieben
überwinden
der Donner die Musik überstimmte
die weite Gegend überschauen
die übermütigen Freier
mit Nußbäumen überschatteten Pfarrhof
etwas Übereiltes
du überspannst alles
überwältigt
die Überspannung
mit so vieler Wonne überströmte
am Himmel herüberwiegte
in der überfließenden Fülle
mich ... überfüllten
meine überspannten Ideen,
die übergnädige Damen
die sich ihres bißchen Kopfes überhoben
der Fluß sei übergetreten
überschwemmte
keine übereilte Tat
übermannte
mit Übereilung

Präfix tief-

tiefsinnig

Präfix unauf-

unaufhaltsam

Präfix all-

des Allliebenden

Präfix unaus-

unaussprechliche Schönheit
unausstehlich
unauslöschlichen Eindruck
im Zustand der unaussprechlichsten Ungewißheit

Präfix unbe-

unbedeutenden Mädchens
unbedeutendes Kompliment
unbefangen
einer unbescheidenen Nachbarin
unbekümmert

neidische Unbehaglichkeit
ihre unbefangene Seele
einer unbeständigen Eitelkeit
aus Unbegriff
unbeschadet
unbezwänglich

Präfix uner-

die unergründlichen Gestalten
am unerträglichsten
ein unerträglicher Nachbar
das Unersetzliche
einer ... unerwarteten Tat
die unergründlichen Kräfte

Präfix unver-

unverdrossen
unverdorben
unvermutet
unversehens
unvermeidlich
unveränderlich
unvermerkt

Präfix hoch-

hochadeligen Augen
hochgelahrten Köpfe

1773
>Das leidende Weib<⁷⁸
Präfix über-

die Überspannung
überirdische
überwältigen

Präfix tief-

tiefsinnig

Präfix voll-

wollte mir den Kopf vollpfropfen

Präfix unauf-

durch unaufhörliches Verbot

Präfix all-

allmächtiger Gott

Präfix unbe-

hoher unbegreiflicher Engel
sey unbesorgt
dir unbekannt

⁷⁸ Abgedruckt in L. Baus, >Goethes Musengöttin Urania – Die Liebestragödie des jungen Goethe<, VIII. erweiterte Auflage.

Präfix unver-

unverfälschte Liebe
unvermerkt

Beliebte und charakteristische Goethewörter

allenthalben
Nichts: Saust Winde – reiß meine Seele weg; weht sie hin in Nichts!

ca 1773
>Der Hofmeister<⁷⁹
Präfix über-

überlaut schreyen
überstret
Ich bin satt überhörig.
So hat Er unrecht, daß Er sich überhörig satt ißt. (Im Sinne von: zuviel)

Präfix unver-

unverführtes unschuldiges jugendliches Lamm (im Sinne von: Mädchen)

Beliebte und charakteristische Goethewörter

funf: nach funfzig Jahren (funf mehrmals im Text des >Hofmeisters<))
eilf: Schul gehalten bis Eilfe, Eilfte Scene
Nichtig: ich bin der Nichtigkeit entbunden
kein: wir haben lange keinen Punsch zusammen gemacht
ich würde mich keinen Augenblick bedenken
Er ist auch noch in keinen Teich gesprungen
In Gustchens Armen beneid' ich keinen König
vor der Hand keinen Tanzmeister
keinen rechtschaffenen Menschen mehr antreffen kann
daß ich Dir keinen Daumen aufs Auge gesetzt habe
in der heutigen Welt keinen Schatten der Wirklichkeit antrefft
daß ich keinen Kaffee ohne Zwieback ins Maul nehme
ein Mensch, für den ich keinen Groschen ausgabe

Anmuthungen: ihren unbesonnenen Anmuthungen
Ahndungen: nie etwas auf Ahndungen gehalten
erstaunenden: die erstaunenden Verführungen auf Akademien
Lüderlichkeit
ungebohren: die Worte ungebohren zum Munde herausfallen
herausschnarcht: er zwischen Nase und Oberlippe da was herausschnarcht
Entschließungen: überlasse Dich Deinen Entschließungen
Hofnung (anstatt: Hoffnung)

1773 - 1774
>Petrarchische Oden – Elegien an meine Minna, alias Urania<
Präfix über-

überschnein
überflügeln Tod und Zeit
überhand nehmen
überspannter Glückseligkeitsbegriffe
überheben
übergeht

⁷⁹ Abgedruckt in L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes – Eine psychoanalytische Spurenlese mit vielen anonymen Werken Goethes<.

tiefgefühlter Dank

Präfix tief-

der allertreuste Freund
allzuklein
allgegenwärtig
das allerfeinste Gold
dem allwahrhaftig Treuen
allzuspröden Geist

Präfix all-

unaussprechliches Vielleicht
unauslöschlich Feuer
unaussprechlich frohen Zustand
unaussprechlich Wort

Präfix un-

unbescholt'ner Sinn

Präfix unbe-

immer unerreichter
unerreicht von
unerreichlich
unermeßlich

Präfix uner-

unverletzlich schwur
fließet unverhohl'ner vom Gesicht
unverderbter Kindheit
unvergeßlich
unverhüllt
unverwandt
unverdiente

Präfix unver-

den Hochgelobten
hoch erfreut
hoch herab

Präfix hoch-

Beliebte und charakteristische Goethewörter

allenthalben
betrübt (im Sinne von: traurig):
ihr betrübteten Quellen
das betrübtete Lesen
betrübteter Augenblick
nichts weniger als Platonismus
zerstiebt
das Ungewitter
ungesehen
die Ungetreue
ungemein

ca 1774 – 1775

>Zerbin oder die neuere Philosophie<⁸⁰

Präfix halb-

halberstickten Seufzern
halb ohnmächtig

Präfix über- (vorüber-)

überirdische Wesen
übermäßig
übereilte
vorübereilende Grille
übersah
etwas Übernatürliches

Präfix unauf-

unaufmerksam

Präfix all-

allzugroßer
den Allereinfältigsten
allerkümmerlichsten Mangel

Präfix unbe-

unbedeutend
unbescheiden

Präfix uner-

unerschöpflich
unermeßlich
unerfahrne
unerklärbar
unerhört

Präfix unver-

unvermögend
unversöhnlich
unverzeihbaren (Verbrechen)
unvermutete (Entdeckung)
unversehens
unverstellt (brennende Küsse)

Beliebte und charakteristische Goethewörter

nicht: wir werden uns oft nicht Zeit zur Untersuchung lassen ...

nicht der erste Schiffbrüchige

kein: sich durch kein Schicksal ... erniedrigen zu lassen

Entschließung: liegt die Ursache in der Natur der menschlichen Seele und ihrer
Entschließungen ...

Grille: vorübereilende Grille

nichts weniger als: da der Graf nichts weniger als geizig war ...

außer sich: die zuletzt an keinem Dinge außer sich mehr die geringste moralische Schönheit
werden entdecken können ...

uneingeschränkt: uneingeschränkt zu trauen ...

Gemälde: Meine Leserinnen werden vielleicht bei dem ersten wahren Gemälde (richtiger:

⁸⁰ Abgedruckt in L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes – Eine psychoanalytische
Spurenlese mit vielen anonymen Werken Goethes<.

Schilderung) einer Männerseele erstaunen ...

1787

>Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers<

Präfix über-

das Überströmen meines Wesens

Präfix voll-

dem vollkommensten Verstande

Präfix all-

das Allerunschuldigste
der allumfassendste Verstand
den allumfassenden Gedanken

Präfix un-

unübersehbare Labyrinth

Präfix nicht-

des Nichtdenkens

Beliebte und charakteristische Goethewörter

allenthalben
ohngeachtet
wollichte Heerde
anscheinende (Disharmonie)
verjüngten Maßstabe – neues verjüngtes Leben
in das innerste Heiligthum der Natur
Erreichung der mannichfaltigen Entzwecke der Natur
kömmt
Ausdauren (Ausdauern)
versamlet
dieser reinste abgezogenste Stoff
höchstkünstlich
(bis neue Zweifel meine Überzeugung) wankend machen
dem Betrüben Trost einflößen –
nichts weniger als
ich begrüße in ihm
gemeiniglich (im Sinne von: gewöhnlich) der Proberstein meiner Frage
außereinander - des Außereinanderbestehenden,
dieser Uebergang vom Nichtseyn zum Daseyn, ist der geheimnißvolle, dunkle Vorhang der
Natur, welchen kein sterblicher Blick durchdringt.
außer sich zu wirken
ein immerwährendes Interesse
ein kleines Tischgen
zu einem zusammenhängenden Ganzen
des Gewinstes (des Gewinnes)
zernichten – der Zernichter (anstatt: Vernichter, vernichten)
Goethescher Ausspruch: Um uns ein eingebildetes Gut zu schaffen, unterziehen wir uns
wirklichen Übeln.
ingeschränkten Geist
wie ein Gemälde neben einander da, worinn Licht und Schatten auf das herrlichste
vermischt sind
Goethescher Ausspruch: Wo wir uns in alle Rechte der Menschheit wieder eingesetzt
fühlen.

1788 - 1792
Anonyme Goethesche Aufsätze im
>Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde<⁸¹
Präfix halb-

ein halblautes Pfui
dürre halbreife Gestalt

Präfix über-

die Übersichten
die Übereilung
das Übergewicht
die Überschnellung
übertrieben
sie übersieht ihn
überdrüssig
die überspannte Dankbarkeit
mit meiner übermüthigsten Mine
mein qualvolles Ich mit hinüberschleppen
etwas übergebogen ist

Präfix viel-

vielumfassenden Bedeutung

Präfix voll-

mit einem volltönenden Griffe

Präfix unauf-

unaufhörlich

Präfix all-

allseitigen Vorstellung
allüberschwenglich
Allwissenden
allrührende Schönheit
Allmutter
allverschlingendes Grab

Präfix unaus-

am unausstehlichsten
einen unauslöschlichen Abscheu
unauslöschlich übeln Eindruck
unaussprechlich

Präfix unbe-

unbedeutend
die kalte unbeugsame Wirklichkeit
unbegreifliches Loos
unbegreiflicher Muthwille
unbezwingliche Ungeheuer
unbekümmert

Präfix uner-

unerklärbare

⁸¹ Abgedr. In L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes – Eine psychoanalytische Spurenlese mit vielen anonymen Werken Goethes<.

unerschütterlicher Mann
unerträgliche Besuche
unerschütterlich

Präfix unver-

unvermeidliches Elend

Präfix nicht-

eines Nichtwollens
nichtiges Leben

Beliebte und charakteristische Goethewörter

allenthalben
ahnden: ahndet
rasend werden (im Sinne von: verrückt werden)
das Nichts: ewig endloses Nichts, Nichts ist ewig und selbständig

1792

Briefe Goethes an Ludwig Tieck
aus >Goethes und Uranias Sohn – Ludwig Tieck<

Präfix halb-

halbnackt
halb bemoost⁸²
halblaut
halb ohnmächtig
halb im Traum, halb wachend

Präfix über-

übersahen
übertrifft
überschreiten
Übereilung
Überdruß
überhäufte Vergnügungen
Übermaß
überirdischen Abend
überwachsen

Präfix viel-

viel umfassende

Präfix voll-

vollkommenes Wesen

Präfix unauf-

unaufhaltsam
den unauflöslichsten Banden

Präfix all-

allgewaltige Granitmassen
nicht allzulange aushält
allerliebste
Alltagsverrichtungen

⁸² Wegen Goethes uneinheitlicher Orthographie sind Wörter mit dem Präfix „halb“ oder weiter unten mit dem Präfix „viel“ sowohl auseinander als auch zusammen geschrieben.

allerliebstes Sujet
unter allaugenblicklicher Furcht zu sterben
die allerfeinste (Schönheit)
die allerergiebigste (Grube)
die allergrößte Höhle

Präfix un-
hat mir aussprechliches Vergnügen gemacht
unausstehlich
unaussprechlich reizende Aussicht

Präfix unbe-
einzelne, unbedeutende Zusätze ausgenommen
jene, mir unbegreiflichen Niederträchtigkeiten
die unbehaglichste Empfindung
der unbedeutenden Aussprache der Franken

Präfix uner-
unerkenntlich
in unerschöpflicher Menge
unter dem unerträglichsten Geschwätz

Beliebte und charakteristische Goethewörter

allenthalben
betrübt (für traurig)
ohngefähr (für ungefähr)
Rätsel sprechen
nichts weniger als ein Poet
ich habe nicht länger Zeit

1793

>Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers
der verborgenen Obern der höhern Illuminaten ...<

Präfix halb-

in halberhobner Arbeit (*)

Präfix über- (oder hinüber-)
erträumte übermenschliche Kräfte
von überspannter, nicht genug geläuterter Aufklärung
Menschenkraft übersteigende Taten
überströmendes Maß
überwiegend von Taten
überschwebenden Grazie
überströmend von höchster Tätigkeit
überströmende Gottheit
des sie überströmenden Schönen
überströmend die ganze Menschheit
wir überströmten es
der Hinübersturz in Gefühllosigkeit
hinüberschwinden zu lassen in Liebe
übereilter Vorsatz
hinübergeflossen
mit Glückseligkeit zu überströmen
der Geist übermenschlich groß
von Träumen überschwommen
mit Wasser überschwommen (anstatt: überfüllt)

meine Schwester überströmte mich mit Fragen
mit dem übereintraf
hinüberschmelzend
überschwebte
überlaut
überschwebende Größe

Präfix tief-

tiefdringende Erfahrung
tiefsinnige Spekulation
tiefdringender Blick
der tiefblickende Menschenkenner
der tiefdenkendste Forscher

Präfix viel-

vielumfassendem Feuer

Präfix voll-

eine (Vorstellung) immer ernstvoller als
in angstvoller Stille
empfindungsvollen Herzen
schaudervolle Szene
grausenvolle Bilder
strahlenvolle Sonne
bittervoller Strom
feuervolles blaues Auge
bewußtvollen Aufblick

Präfix unauf-

sein Licht erleuchtete unaufgehalten das Gebüsch
unaufgehalten wirst Du auf Deiner Bahn wandeln
unaufhaltbar fortströmen
unauflösliches (*) Band
einen unaufgehaltenen Glanz
die Vernunft (konnte) unaufgehaltener wirken
ein unauflösliches Rätsel

Präfix all-

Allmachtswirkung
Allmachtswirken
Allmachtsfeuer
Allmachtskraft
Allmachtstätigkeit der Menschen
Allmachtwirkungsziel
Allweisheit
Gottheitsallmacht

Präfix unaus-

unaustilgbar
unauslöschlich
diesen unaustilgbaren Eindruck
unausdrückbar
unausbleiblich
unauslösbar
unausgeübt

Präfix unbe-

unberührt (*) von Lüsten
unbezeichnet
unbewölckter Stirn
unbelebt (*)
die unbemerkbarsten (*) Räume

Präfix uner-

unergründliche (*) Seligkeit
unerreichlich (*)
mir unerreichlichen Bilde
unersteigliche Höhe

Präfix unver-

unverrückt (*)
aufs unverbrüchlichste halten
unveräußerlich
diese, mir ewig Unvergeßliche (*)

Beliebte und charakteristische Goethewörter

halberhobne Arbeit (*)
betrübt (im Sinne von: traurig)
blickten uns betrübt an
sehr betrühte Stunden
voll größter Betrübnis
die trübsten Zufälle
die trübsten Erfahrungen
die trübste Zukunft
ein trübes Diesseits
unsinnig (für: wahnsinnig)
ahnden (für ahnen, vermuten)
ohne es einmal zu ahnden
dessen Möglichkeit zu ahnden
des ahndenden Argwohns
Gottheitskraft in sich ahndend
ahndenden Empfindungen
hätt' ich nur ahnden (vermuten) können
was ich kaum zu ahnden wagte
ahndete ich nicht, konnt' ich nicht ahnden
auch nur ahnden können
mit bewundernden Schaudern ahnden
nicht zu ahnden getraut
dessen Dasein wir ahnden
ahnden kann ich
ungefähr (älter: ohngefähr)
durch ein solches Ungefähr herkommen
wenn es nicht ein Ungefähr gewesen wär'
funfzig Stufen ohngefähr gestiegen
allenthalben
Morgenduft (= Nebel)
des grenzenlosen Weltmeers Feuerflut
schauerliches Dunkel
ganz mit den sprechendsten ähnlichen Zügen
Behagen, Behaglichkeit:
wohlbehaglich
empfindlich (anstatt: empfindend)

unzerstörlichen Besitzes

Zahlen

eilf für elf

funfzig für fünfzig

1793 - 1794

>William Lovell<

Präfix halb⁸³

der hat nur halb empfunden
der Vorfall halb verheimlicht blieb
(Dein halb im Scherz gegebenes Versprechen)
halbschläfrig
halb enthüllt
(halb im Ernst)
scheint dabei halb eingeschlafen
(halb in sich geschmiegt, halb an mich gedrückt)
die halb abgelösten Tapeten
den noch halbbelebten Leichnam
laut und halb wahnsinnig
lächelst nur zuweilen halb mitleidig, halb erzwungen
halb gewaltsame Art
wenn sie halb betrunken sind
halb erschrocken und halb entschlossen
(halb ohne Bewußtsein)
den halboffenen Wagen
(jene halbe Klugheit)
nur halbklugen Grund
(kommen selbst auf dem halben Wege entgegen)
halb ohnmächtig
halb deutlich

Präfix über- (oder unüber-, vorüber-, hinüber-)

der unübersehbaren Wölbung
meine übertreibende Empfindung
mir sein Bild vorüberschwebt
Gesang der Liebe übertönt
übertrieb'ne Reizbarkeit
ein buntes Gewühl wird mir vorübergezogen
geht alles bunt übereck
die mich ernst hinüberwinkt
übergossen
eine vorübergehende Torheit
seiner überweisen Antwort
übereilten Wünsche
der vorüberfliegenden Gefühle
den überlästigen Redner
nach fremden Ufern hinüberzuschlagen
seiner gutgemeinten Überklugheit
nach der Stadt hinübersehe
mit den Flügeln der Wonne hinüberheben
nach dir hinübergedacht
zu Dir hinüberreichen
einer dem andern vorübergeht
mich selbst zu überwältigen

⁸³ Sowohl zusammen als auch auseinander geschrieben.

das Gefühl, das nun in unbekannte Regionen hinüberdrängt
diesen überzeugendsten von allen Beweisen
mit neuen Ideen und Gefühlen überschüttet
übermenschlichen Gefühlen
schon genug und übergenug gewonnen
ich bin mehrmals ihrem Hause vorübergegangen
wie Morgenrot, das mühsam nach mir hinüberklimmt
auf meinen Wink zu mir herübergeflogen
Sturm an ihrem Herzen vorbeigefahren

Präfix tief-

tief verwirrt
der tiefe innige Wunsch nach Unsterblichkeit
das tiefgesenkte Abendrot
(ebenso tief empfind ich)
(diesen tiefen Hang)
so tief verwirrt
tief versunken
(der Himmel hängt tief und trübe)
in seinem Tiefsinne
eine tiefe Melancholie
die Ursache seines Tiefsinns
ein tiefsinniger Philosoph
mit tiefeingesunkenen Augen
(mein tiefes Mitleid)
(in einem tiefen Gespräche)
(und ich sehe tief, tief hinunter nichts als Unglück)
(einen tiefen, gedankenreichen Sinn)
(hörte sie ... wie aus einer tiefen Ferne)
(ich ihre tiefe Ideen nicht verstehe)
(verachte tief)
so tief hinuntersinkt
(nichts tiefer erniedrigen als)
tiefbekümmert
tiefhängenden Wolken
tiefsinnig
tiefliegenden Augen

Präfix voll-

(martervollen Wirbel)
(jenes verdammnisvolle Schreckliche)
(das kalte, wüermervolle Grab)
(lückenvoll)
vollgedrängten Theatern
(einer dunkeln, träumervollen Einsamkeit)
(alle blumenvolle Täler)

Präfix all-

allenthalben
durch ihre allmäligen Wohltaten
allgemach
die allmähliche höchstmögliche Vollendung
das Allerlustigste
das Allerhöchste

Präfix uner-

unermüdet
unerquicklich
unerspießlich
unermeßlich
nichts ist ... unerträglicher
ist unerlaubt
jedes unerwartete Vergnügen

Präfix unver-

unverkleidet
unversehends

Präfix hoch-

hoch lyrisches Gedicht
hochgespannte Empfindung
hochgeehrter Herr
hochgeborener Herr
hoch anschwellen (ich fühle mein Herz oft hoch anschwellen)
war meine Empfindung so hoch gespannt
hoch triumphierend
hoch herab ... blicken
hochfahrendes Wesen
so hoch erhabnen Stufe
hochweiser Miene
hochklingend
hoch glücklich schätzen
(hoch ... aufgeblasen)
hochbetäubten Miene
hochfliegenden Phantasie

Beliebte und charakteristische Goethewörter

allenthalben
Nichtexistenz
kömmt
sammlet
betäubt (für traurig)
nicht zu zernichten (anstatt: vernichten) wagte
von ohngefähr (anstatt: ungefähr)

Weitere Eigentümlichkeiten

das Wort „allenthalben“ kommt in dem Werk mindestens dreiundzwanzigmal vor.
zum Beispiel: „allenthalben wo ich war, traf ich auch ihn, und allenthalben wünschte ich ihn zu treffen ...“

„ ... daß ich ihr Gekreisch wie Sumsen von Grillen hörte, ich stand in einer fernen Welt und gebot herrschend über die niedrigen Schwatztier, tief unter mir.“

„Die Seele stehet tief hinab in einem dunkeln Hintergrunde und lebt im weiten Gebäude für sich, wie ein eingekerkerter Engel.“

1793 - 1794

>Peter Lebrecht<

Präfix halb-

(die mir halb im Halse war stecken geblieben) halb ... steckengeblieben
halb verlegen
halb spöttisch
(fing nun halb mit Vorbedacht an)

halb getröstet
Halbgott
Halbzirkel
Halbkenner

Präfix über-

übereilt
überlästig
unsrer überfeinen Tugend
schwere übergebogene Blume
die Seile wurden übergelegt
sie überhäufen die überspannte ... Phantasie
fallen dann durch- und übereinander
von Regen überschüttet
übereilterweise

Präfix tief-

tief verwirrt
(der tiefe innige Wunsch)
das tiefgesenkte Abendrot
mit tiefgesenktem Kopf

Präfix viel-

der Vielgeliebten
des Vielbelesenen

Präfix voll-

vollzulügen

Präfix unauf-

unaufhörlich (13mal vorhanden)

Präfix all-

(von der) allerzerstörendsten Gattung
Alltagsgeschichte
von der alltäglichsten Art
allenthalben
eine allgemeine Heiterheit
mein alltägliches Vaterland
allerliebste
triviale Allgemeinplätze
der allerseitigen Gäste
statt einer Allwissenheit ist dieser Halbgott mit einer Allneugier begabt
allerhand Schwächen
auf Ihre allerseitige Verschwiegenheit verlassen
die alltäglichsten Dinge
am allerlächerlichsten

Präfix unaus-

unaussprechlich glücklich

Präfix unbe-

unbefangener Mensch
unbefangene Seele
unbeholfne Sprache
unbeschreibliche Sanftheit

mit unbeflecktem Gemüte
unbedeutenden Buche

Präfix uner-

unerbittlich
unerachtet
unerträglichen Fehler

Präfix unver-

unverdrossen
Unversöhnlichkeit
ihre Jugend ist unverwelklich
unvermutete Gesellschaft
den Stand der Unvereh(e)lichten
unverständlichen Trieb
unvergleichliches Werk

Präfix nicht-

die Nichtswürdigkeiten
nichtiger
das Nicht-zu-viel und Nicht-zu-wenig

Präfix hoch-

hochedelgeborner Herr
Ew. Hochedlen
hochgeehrter Leser

Beliebte und charakteristische Goethewörter

Zahl: eilf (anstatt: elf)
allenthalben (mehrmals): man suchte allenthalben und allenthalben vergebens

1804

>„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura<, alias Goethe

Präfix un-

meines unmaßgeblichen (*) Vorschlags halber
meiner unschädlichen Narrheit halber

Präfix über- (vorüber-)

überpoetische Stunden („überepisch“ in >Beiträge zu einem Goethe-Wörterbuch<)
überwachtes Auge
überladene Verzierungen
in überspannten Augenblicken
vor übergroßer (*) Angst
mit der ganzen übergroßen (*) Lebenslangeweile
in einen Geisterstaat überzugehen
der Vergessenheit überantworten
Übereinkunft
übereilt („Übereile“ in >Beiträge zu einem Goethe-Wörterbuch<
durch einen übergeworfenen Mantel
der vorüberwandelnde Tod
Überhäufung
und überwölkt von grünen Gebüsch
vorüberfliegende Phantasie

Präfix tief-

tiefsinniger Menschenhasser
wie wenn er tiefsinnig nachdächte

Präfix uner-

in der unermeßlichen (*) Ferne
die ganze Unermeßlichkeit (*)
mancher unermeßliche (*) Geist einen unermeßlichen Spielraum

Präfix unbe-

unbelauscht

Präfix unver-

mit eiserner Faust unverrückt (*) vor

Präfix nicht- (nichts-)

das Nichtsein
die Nichtsnutzigkeit
mit ihren nichtssagenden Physionomien

Präfix hoch-

die hochwallende Brust
Hochwürdiger
die hochnotpeinliche Halsgerichtsordnung
(er schaute hoch droben in die Blitze hinein)

Beliebte und charakteristische Goethewörter

unmaßgeblich
dieses unmaßgeblichen (*) Vorschlags
Unwerth
seines Werthes oder Unwerthes (*)
ohngefähr
Anfang, der ohngefähr so lautete
der ohngefähr durch die folgenden Töne
das Nichts
er schaute blaß und ruhig in das leere Nichts
und gehe dir trotzig entgegen: Gott oder Nichts
Schellenkleid, das das Nichts umgehängt hat
es ist alles Nichts
es ist aber das eigentliche Nichts
das Nichts im Widerhall
vermenschlicht:
in den >Nachtwachen<: Was den poetischen [Teufel] anbetrifft, so ist es gewiß sehr schade,
daß man ihn jetzt so äußerst vernachlässigt und, statt eines absolut bösen Prinzips, lieber
die tugendhaften Bösewichter in Ifland- und Kotzebuescher Manier vorzieht, in denen der
Teufel vermenschlicht und der Mensch verteufelt erscheint.
Analogon: Brief an Charlotte von Stein vom 28. Junius 1807: Der Verfasser hat, auf eben
diese Weise, die Wölfe, nicht weniger Ameisen und Bienen vermenschlicht ...
Behagen, Behaglichkeit:
nimmer behagen will
durch behagliches Hineinessen
behaglich da lag

ca 1804
>Die Reisenden< ⁸⁴
Präfix halb-

halb genießen
so halb und halb
(schrie) halb singend
(zog) halb gewaltsam
halb lachend
halb eingeschlummert

Präfix über-

mit überhöflichem Tone
überirdische Dinge
nicht übertrieben poetisch
überirdische Musik
übertriebener Schilderung
überschnappte
übermäßige Ausdehnung
überdrüssig
überhäufen
zu uns überzugehen
übertäuben
überglücklichen
überfüllte Zimmer

Präfix tief-

tiefsinnig
tief empfundener

Präfix viel-

vielfachen

Präfix voll-

vollgesackt

Präfix unauf-

unaufhörlich

Präfix all-

dem allerfinstersten Blicke

Präfix unbe-

unbefangene Zuhörer
unbedenklich
unbehülflich

Präfix uner-

seine unermeßlichen Säle

Präfix unver-

unverständiger Mann
unvergleichlichen Stupidität
das unvermutete Glück

⁸⁴ Abgedr. In L. Baus, >Wahrheit in der Dichtung Goethes – Eine psychoanalytische Spurenlese mit vielen anonymen Werken Goethes<.

Präfix hoch-

hochfahrenden Stolz
hochmütigen Reden
hochgetriebenen Instinkt
hoch erhabne
hochgefeierte
hochgeehrter Freund
hochaufgewirbelten
hochauffrisierten

Beliebte und charakteristische Goethewörter

allenthalben (achtmal)
ein Alles und Nichts
unbehülflich (unbehilflich); Gehülfe (Gehilfe); Hülfe (Hilfe);
gegründete (richtig: begründete) Ansprüche
die Augen waren geschwollen (richtig: geschwollen)
der Arzt war nachdenkend (richtig: nachdenklich)
als wenn er hier zu (richtig: zum) Hause gehöre
unsinnig (richtig: wahnsinnig)
Gespensterkatzbalgereien (in WA 41.72: Gespenstergespinnste und in poetischen Werken:
Geistermeisterstück, Katzenbuckelgebärde)
in den beschränkten (richtig: umzäunten) Blumengarten
eif (richtig: elf) Uhr
auf ihrem Schoße eingesungen (anstatt: in den Schlaf gesungen)
bei allem dem
hieher (richtig: hierher)
Grille (anstatt: Laune)

1823

>Diana von Montesclaros<
Präfix halb-⁸⁵

halb verfallnen Schlosses
halb lächelnd (*)
halb errötend
halb zurückgepreßter Seufzer
halb noch zögernd
halb willig
halb zögernd
halb unentschlossen
halb ungern
halb erhaltenen Zusage
halb willkommen
halb versteckt
des halb gegebenen Versprechens
halb entschlossen
halboffene Tür

Präfix über-

baldige Überkunft
überhangenden raschelnden Zweigen
von einem überhängenden Baume
überdachte

⁸⁵ Hierbei finden wir die Eigentümlichkeit, daß die Präfixe fast ausnahmslos auseinandergeschrieben sind. Es könnte sich um eine Eigenmächtigkeit des Setzers oder des Schreibers, dem Goethe das Werk diktierte, handeln.

Erscheinungen an sich vorübergeführt
hohem überhängendem Gebüsch
in den übertriebensten Ausdrücken
seine Gefühle ... jetzt überströmten
übereilt euch nicht
Überglücklicher
französische Herre überschwemmen
in meinen Adern überströmte
auf sich übergegangen
alles überstrahlen
von holder Röte übergossen
übermannt
im überströmenden Gefühle
Deiner sanften Überredungsgabe
Übermenschliches ja nicht fordern (*)
übersät
die Blicke der Überseligen (*)

Präfix tief-

den tieflastenden Kummer
tief ergriffen
tiefgrünen Büschen
tief bekümmert

Präfix unauf-

unaufschieblich (herannahen)
diese unauflöslich (*) scheinende Bande

Präfix unaus-

unauslöschlich (*)
in unauslöschlichem Glanze

Präfix unbe-

meine Furcht war unbegründet
von den unbewölkten Blicken
unbewegte Brust (*)
unbesucht
unbewölkter Himmel

Präfix uner-

zur unerläßlichen (*) Pflicht
aus der unerreichten (*) Ferne
manche Frage unerläutert bleibt
eine unermeßliche (*) Aussicht
meinen unerläßlichen (*) Bedingungen
die unermüdete (*) Leonore
unermüdet
unermüdlische (*) Sorgfalt

Präfix hoch-

hochklopfenden Herzens
hocherglühend
hocherrötend
hochauflackernden Lampe

Beliebte und charakteristische Goethewörter

wirthlichere Gegenden (Madrids wirthlichere Gegenden)
Plane (anstatt Pläne)
meine Furcht war ungegründet
es thauet auf sie nieder die süßeste Beruhigung
in dem thauenden [weinenden] Auge der Geliebten
treulich
man kömmt
baldige Überkunft
halb willig, halb ungern
halb willig, halb zögernd
nicht zutrauensvolle [vertrauensvolle] Blicke
diese unauflöslich scheinende Bande
meine Furcht war ungegründet
nicht zutrauensvolle (im Sinne von: vertrauensvolle) Blicke

Grammatikalische Eigentümlichkeiten Goethes

Im Leo Schidrowitz Verlag in Wien erschien ein Buch mit Titel: >Der unbegabte Goethe<, Untertitel: >Die Anti-Goethe-Kritik aus der Goethe-Zeit<. Darin wird unter anderem auch auf die grammatikalischen Schwächen Goethes in seinem autobiographischen Werk >Dichtung und Wahrheit< aufmerksam gemacht:

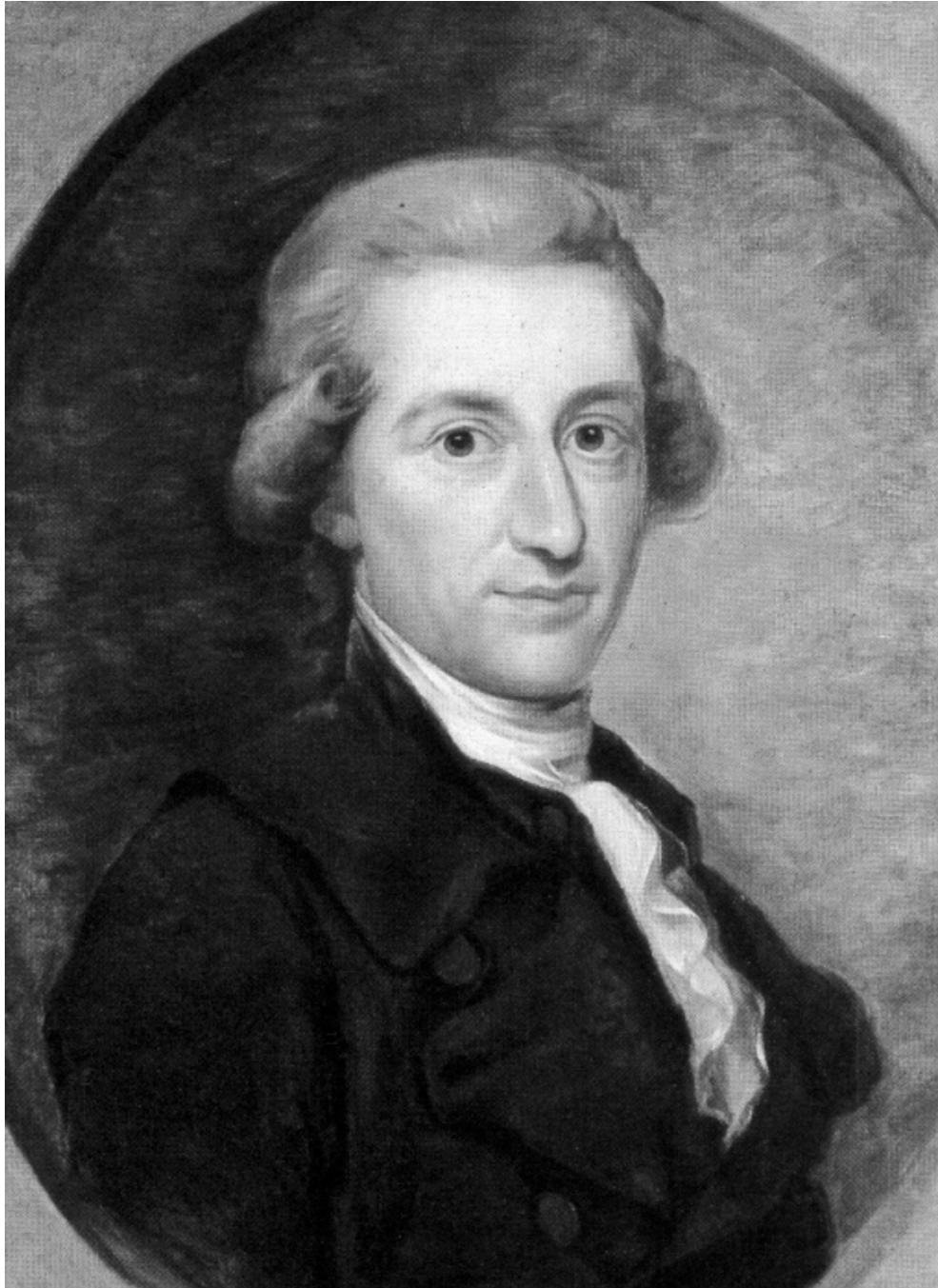
Besonders auffallend sind die grammatikalischen Fehler, welche man in Goethes Schriften gewahrt. Auch in seiner Biographie kommen viele vor, und einige sind doch wahrlich zu arg. Nur wenige zur Probe. T. I, S. 165 schreibt er: „dünkte ihm“ und Teil II, S. 360 „wie mich däuchte“, da doch jeder nicht ganz unwissende Schulknabe weiß, daß man im Deutschen nicht: mir denkt und mich däucht sagen müsse. Überhaupt gehört Goethe zu den Ignoranten, welche den grammatikalischen Unterschied zwischen dem Dativ >mir< und dem Akkusativ >mich< nicht kennen. So steht auf Seite 85: ließ er mir (mich) poetische und prosaische Aufsätze sehen. Ferner findet man Teil. II, S. 184: >würde< für >werde<, T. I, S. 107: >schriebe< für >schreibe<, T. II, S. 115: >wäre< für >sei<, T. II, S. 7: „nach allem diesem (diesen)“. Die Gemahlin des verstorbenen Hofrath Böhme wird in Teil. II, S. 51 und Teil II, S. 311 „Frau Hofrath Böhme“ genannt; und auch sonst überall, wo er ihrer erwähnt, heißt sie nicht Hofrätin, sondern Frau Hofrath. T. II, S. 283 erzählt er von den Töchtern eines französischen Tanzmeisters, es sei ihnen beschwerlich geworden, „>mir< nach und nach das Walzen und Drehen einzulernen“. Offenbar kennt er den bekannten Unterschied zwischen lehren und lernen nicht, und weiß nicht, daß lehren den Accusativ regiert.

Den Buchstaben >e< läßt er an Substantiven im Dativ und Ablativ fehlen.

Er schreibt „einem Bock(e)“, „bei jedem Schritt(e)“, „vom Krieg(e)“, „an einem Weg(e)“, „auf dem Rückweg(e)“, „mit dem aufrichtigsten Dank(e)“. Ebenso lächerlich ist es, wenn Goethe den angeführten Wörtern das natürliche >e< abschneidet, andere Substantive mit einem unnatürlichen >e< beschenkt und z. B. Teil I, S. 18 „an einem Weihnachtsabende“ schreibt. So fehlerhaft schrieb vor ihm noch niemand.



Kaiser Karl VII. - Ludwig Tiecks Großvater



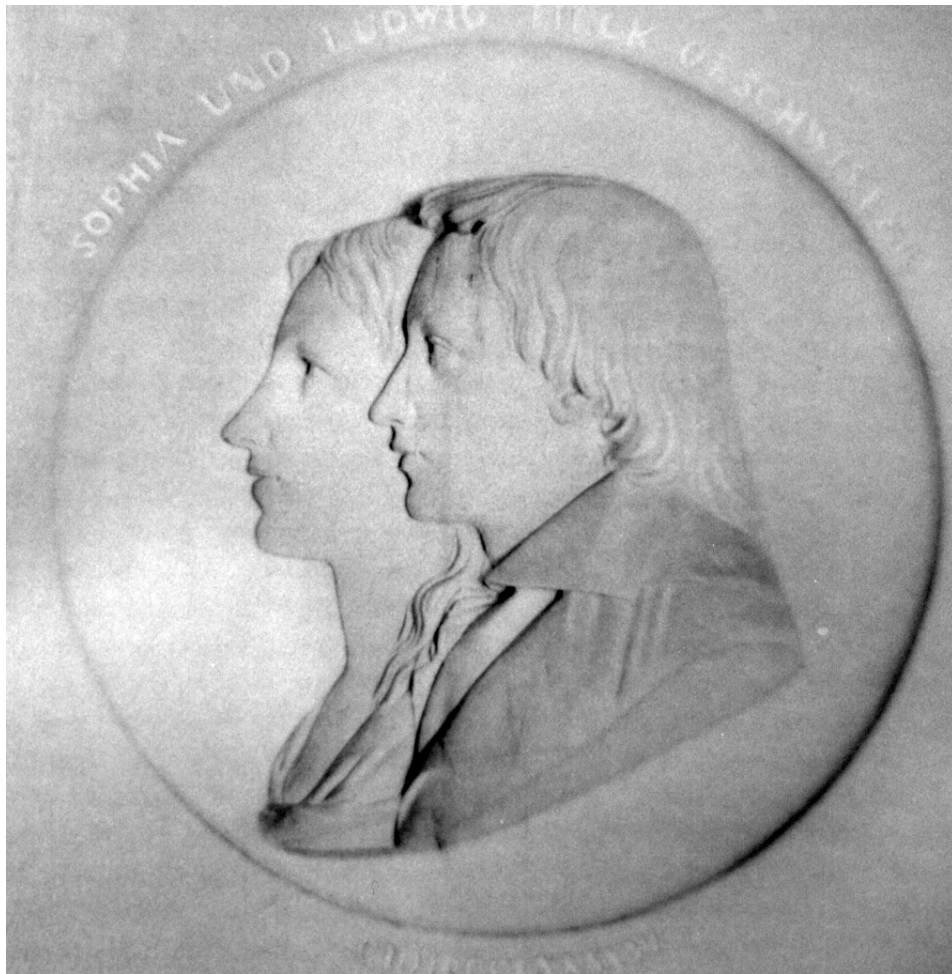
Johann Wolfgang Goethe - der Vater



Henriette Alexandrine von Roussillon - die Mutter



Ludwig Tieck



Sophie und Ludwig Tieck - als Liebespaar?



Ludwig Tieck

Bleistiftzeichnung von Franz und Johannes Riepenhausen

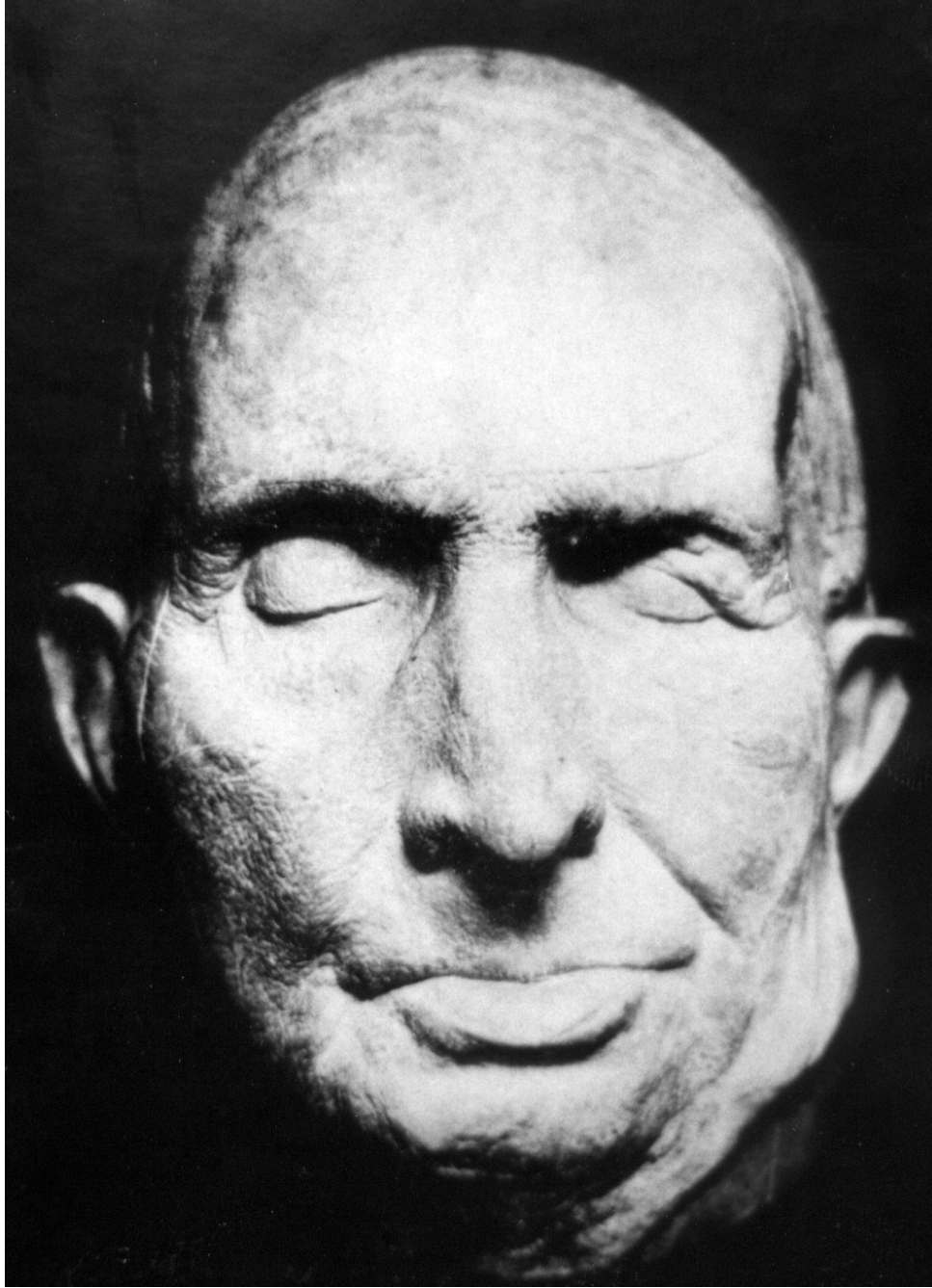


Ludwig Tieck

von Carl Christian Vogel von Vogelstein



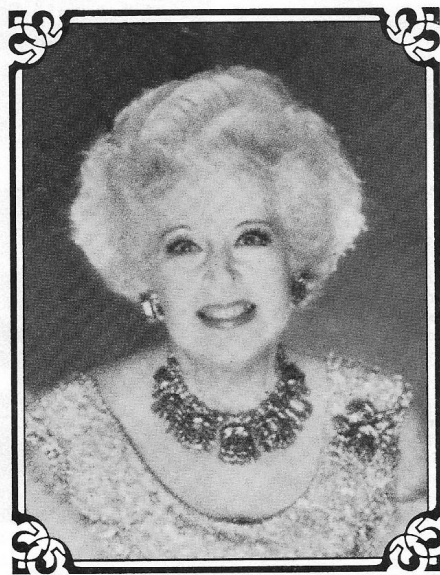
Ludwig Tieck
von Robert Schneider



Ludwig Tiecks Totenmaske

90 Jahre
wird die Lady des historischen Liebesromans
am 9. Juli 1991

Wir gratulieren
Barbara Cartland



Mit 21 Jahren begann Prinzessin
Dianas Stiefgroßmutter ihre Schriftstellerkarriere.
Bis heute hat Barbara Cartland über
500 Bücher veröffentlicht, die in zahlreiche
Sprachen übersetzt wurden.

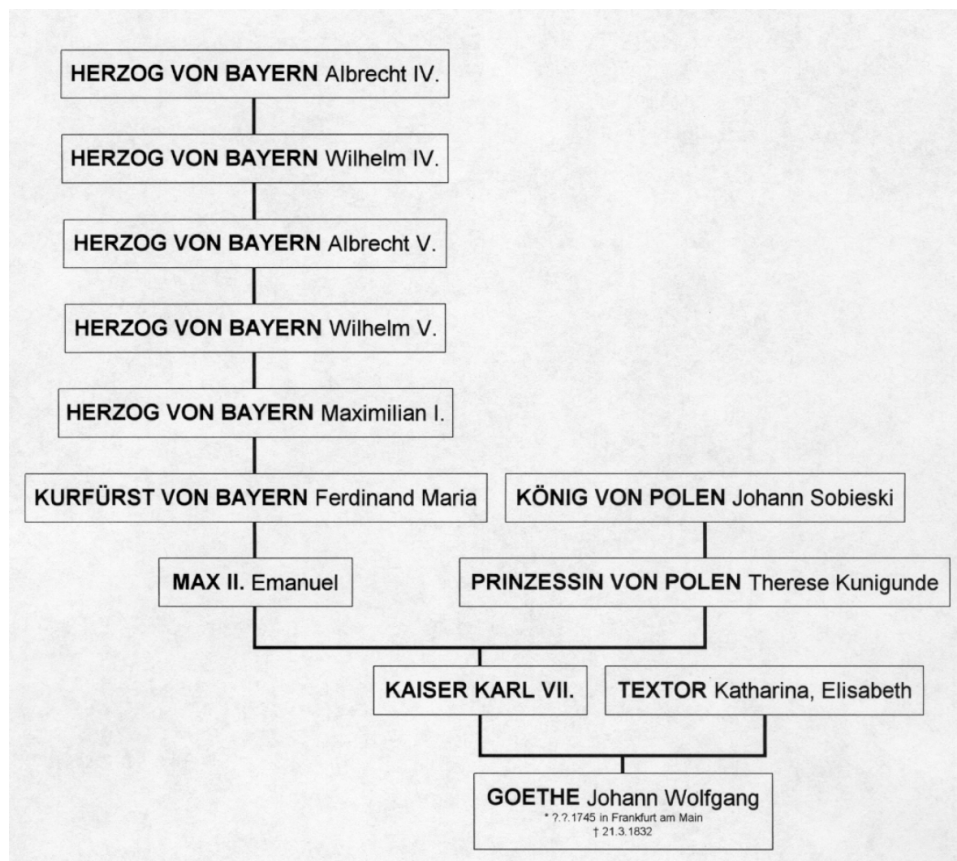
BASTEI
LÜBBE
Taschenbücher

Bastei-Lübbe Taschenbücher · Scheidtbachstr. 23-31 · W-5060 Bergisch Gladbach 2 · Tel. 02202/121418 · Fax 02202/41663

6678

54/9.7.1991 Börsenblatt 

Was haben Goethe und Barbara Cartland gemeinsam?
Sie diktierten Schreibern ihre schöngestigen Werke.



Goethes Vorfahren

Johann Wolfgang Goethes Frauen

Goethes Traumfrau Goethes Schattenehe Goethes niedere Minne Goethes wilde Ehe Goethes Skandal

Henriette Alexandrine von Roussillon (Urania genannt) Charlotte von Stein Elisabeth Kesselring Christiane Vulpius Bettina Brentano

Sohn
Ludwig Tieck
* offiziell 31.05.1773
*wirklich ca 10.03.1777

Goethes Kinder

Tochter
Veronika Kesselring,
(verheiratete Betz)
* 24.03.1778 Sohn
August Walter v. Goethe
* 25.12.1789 unbekannt
(Todgeburt?)
* ca August 1808

Goethes Enkel

aus 1. Ehe:
Dorothea Tieck
* 26.03.1799
das 2. Kind von Frau Tieck
hatte einen Herrn
von Burgsdorff zum Vater

Ludwig Friedr. Christian
Traudgott Wilhelm Betz
* 04.08.1808 - ? Walter Wolfgang v. Goethe
(1818 - 1885)
Wolfgang Maximilian v. Goethe
(1820 - 1883)
Alma v. Goethe
(1827 - 1844)

Goethes Urenkel und Ururenkel

von Mathilde Klingemann, verh. Haas
* 1826 Maria Haas
* 1828 Meno Karl August Haas (Vater der Filmschauspielerin Dolly Haas)
* 1830 Anna Cornelia Haas (wirklicher Vater: der schlesische Dichter Heinrich Laube)

von Auguste Klingemann, verh. Beurer
leben heute noch Ururenkel Goethes (siehe Hugo Burath, August Klingemanns Biograph)

Goethes Nachkommen

Die Liste ist bereits überholt. Es fehlt eine natürliche Tochter Goethes:
Auguste Böhmer, die Tochter von Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling.

Bibliographie-Auswahl

- Börner, Peter: J. W. Goethe - Tagebücher, Zürich 1964;
- Brentano, Clemens: >Sämtliche Werke und Briefe<, Stuttgart – Berlin - Köln 1991;
- Breuer, Moses: Sophie Bernhardi geb. Tieck als romantische Dichterin (Dissertation) Borna-Leipzig 1914;
- Burath, Hugo: August Klingemann (Biographie), Vieweg Verlag 1948;
- Ehrhardt, Walter E.: Goethe und Auguste Böhmer – War sie vielleicht Goethes natürliche Tochter?, in: >Vernunft und Glauben<, hrsg. von Steffen Dietzsch und Gian Franco Frigo, Berlin 2006;
- Glover, Friedrich: Goethe als Mensch und Schriftsteller, Halberstadt 1824;
- Goethes Werke: Weimarer Ausgabe (WA), Weimar 1887 – 1919;
- Gülzow, Erich: Wackenroder - Beiträge zur Lebensgeschichte des Romantikers, Stralsund 1930;
- Hassler, Karl: Ludwig Tiecks Jugendroman >William Lovell< und der >Paysan pervers< des Restif de la Bretonne (Dissertation), Greifswald 1902;
- Hemmer, Heinrich: Die Anfänge Ludwig Tiecks und seiner dämonisch - schauerlichen Dichtung, Berlin 1910;
- Herwig, Wolfgang (Hrsg): Goethes Gespräche (GG), Bd 1-5, Zürich u. Stuttgart 1965 – 87;
- Holtei, Karl von: Briefe an Ludwig Tieck, 2 Bde, Breslau 1864;
- Holzmann, Michael: Aus dem Lager der Goethe - Gegner, Berlin 1904;
- Houben, H. H.: Der polizeiwidrige Goethe, Berlin 1932;
- Köpke, Rudolf: Ludwig Tieck (Biographie) 2 Bde, Leipzig 1855;
- Köpke, Rudolf: Ludwig Tiecks nachgelassene Schriften, 2 Bde, Leipzig 1855;
- Körner, Josef (Hrsg): Krisenjahre der Frühromantik - Briefe aus dem Schlegelkreis, 3 Bde, Brünn - Wien - Leipzig 1936;
- Kreiler, Kurt: Der Mann, der Shakespeare erfand: Edward de Vere, Earl of Oxford, Berlin 2011;
- Lewald, August (Hrsg): Allgemeine Theater - Revue, 1. Jahrgang, Tübingen 1835;
- Leyen, Friedrich von der (Hrsg): W. H. Wackenroder - Werke und Briefe, 2 Bde, Jena 1910;
- Lohner, Edgar Ludwig Tieck und die Brüder Schlegel - Briefe, München 1972;
- Minder, Robert: Un poète romantique allemand: Ludwig Tieck, Paris 1936;
- Mundt, Theodor (Hrsg): Literarischer Zodiacus, 2. Jahrgang, Nr. 1, den 1. Januar 1836, Artikel von Dr. Mundt „Tieck in Dresden und die literarischen und sittlichen Zustände in Deutschland“;
- Mundt, Theodor: Charaktere und Situationen, Wismar u. Leipzig 1837;
- Mundt, Theodor (Hrsg): Der Freihafen, Jahrgänge 1838 - 1841, Altona 1838 - 41;
- Neuburger, Paul: Die Verseinlage in der Prosadichtung der Romantik, Teil II, Abschnitt 2: Tieck, Berlin 1911;
- Neuss, Erich: Das Giebichensteiner Dichterparadies - J. F. Reichardt und die „Herberge der Romantik“, Halle 1934;
- Raabe, Paul (Hrsg): Goethes Werke (Briefe) - Nachträge zur Weimarer Ausgabe, 3 Bde, München 1990;
- Schidrowitz, Leo: Der unbegabte Goethe – Die Anti-Goethe-Kritik aus der Goethe-Zeit<, Leo Schidrowitz Verlag, Wien;
- Schlegel, August Wilhelm: Ion - ein Schauspiel, Hamburg 1803;
- Schmidt, Erich (Hrsg): Caroline - Briefe aus der Frühromantik, Leipzig 1913;

Söhn, Gerhard: Literaten hinter Masken - Eine Betrachtung über das Pseudonym in der Literatur, Berlin 1974;
Steiger, Robert: Goethes Leben von Tag zu Tag, Bd 1 - 5, Zürich u. München 1982 - 88;
Thalmann, Marianne (Hrsg): Ludwig Tieck - Werke in vier Bänden, München; Wien, Alfred: Liebeszauber der Romantik, Berlin 1917;
Zeydel - Matenko - Fife (Hrsg): Letters of Ludwig Tieck, London 1937;
Zeydel, Edwin H.: Ludwig Tieck - the German Romanticist, Princeton, New Jersey, 1935;

Lothar Baus

Goethes Musengöttin Urania

alias

Henriette Alexandrine von Roussillon

19. Januar 1745 – 18. April 1773

Die Liebestragödie des jungen Goethe

VIII. erweiterte Auflage

Asclepios Edition

Lieferbare Titel

- >Bettina Brentanos wirkliches Verhältnis zu Goethe - Ist Goethe der
(natürliche) Sohn Kaiser Karls VII.?< ca 77 S., ca 5 Abb., ISBN 3-925101-18-7
Euro: 14,90
- >J. W. Goethe – Ein „genialer“ Syphilitiker – Das Ende einer langen Kontroverse<
III. erw. Auflage, ca 110 Seiten, Digitaldruck, ISBN 3-935288-12-3
Euro: 9,90
- >Goethes Musengöttin Urania - Die Liebestragödie des jungen Goethe<
VIII. erweiterte Aufl., brosch., ca 250 S., 10 Abb.
Euro: 24,90
- >Woldemar< und >Allwill< alias J. W. Goethe
brochiert, ca 124 Seiten, ISBN 3-925101-03-9
Euro: 17,40
- >Petrarchische Oden - Elegien an meine Urania< -
Liebeslieder Goethes für Urania, 94 S., ISBN 3-925101-05-5
Euro: 17,40
- >Fragmente aus dem Tagebuche eines Geistersehers< Von dem Verfasser Anton Reisers
Goethe zugeschrieben und als Faks. hrsg. v. L. Baus, 130 S., ISBN 3-925101-89-6
Euro: 9,90
- >Goethes „Schattenehe“ mit Charlotte von Stein< - Die wirklichen Eltern
August Klingemanns, brosch., 140 S., ISBN 3-925101-11-X
Euro: 19,90
- >Goethes und Uranias Sohn - Ludwig Tieck< Das Desaster der Germanistik
ca 246 Seiten, ISBN 3-935288-16-6
Euro: 19,90
- >Die existentialistischen Reflexionen des William Lovell, alias W. Goethe<
Ein anonymer Briefroman Goethes hrsg. v. L. Baus ca 200 S.
Euro: 14,90
- >Bruchstücke aus den Begebenheiten eines unbekanntem Beherrschers der
verborgenen Obern der höhern Illuminaten und höhern Propagande<
Ein anonymer Illuminaten - Roman Goethes
150 Seiten, ISBN 3-925101-23-3
Euro: 19,90
- >„Nachtwachen“ von [des] Bonaventura, alias Goethe<:
I. Teil: Text-Corpus II. Teil: Die endgültige Auflösung eines Pseudonyms
ISBN 3-925101-55-1
Euro: 24,90
- >Diana von Montesclaros< - Ein pseudonymer Goethe-Roman
ca 120 S., ISBN 3-925101-20-9
Euro: 17,40
- >Wahrheit in der Dichtung Goethes< - Eine psychoanalytische Spurenlese
mit vielen anonymen Werken Goethes
(früherer Titel: Der Illuminat und Stoiker Goethe)
über 600 Seiten, ISBN 3-925101-99-3, Digitaldruck, brochiert, ca 10 Abb.
Euro: 49,90
- >Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde - seinem Denkmal<
Zehnteiliger Artikel im >Morgenblatt für gebildete Stände<, von Joseph Görres
31 S. 1 Abb. ISBN 3-925101-95-0
Euro: 6,40

ASCLEPIOS EDITION - Lothar Baus
Verlags-Homepage: www.AsclepiosEdition.de
Emailadresse: lotharbaus@web.de